71/133

P.o. germ. 2056 q

P.J. gall. 1304
2'40
K30

<3663261264001 1

<3663261264001 1

Bayer. Staatsbibliothek

(Alexander v. Reichstein)

Begebenheiten eines Reiſenden

durch Deutſchland, Polen, Böhmen, Frankreich, die Niederlande und Preußen,

von 1782. bis 1790.

Vorgetragen in Geſtalt eines Romans.

1/33

Wien, 1791.

bey Ignatz Grund k. k. privilegirten Buchdrucker, am St. Stephanshauptthor.

Wbta 70/12

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Kapitel.

Welches als ein Eingang nothwendig iſt.

Mein Vater hieß Alexander v. Reichſtein, er ſtammte in gerader Linie von einer alten und guten Familie her, die ſich mit dieſem Namen in Deutſchland fortpflanzte. Er lebte, wie ſein Vater, mit meiner Mutter, die eine gebohrne v. Haußen war, aber kein Vermögen hatte, auf ſeinem Familiengut Reichſtein. Der Charakter meines Vaters war feurig, ſchnell, aber im Grunde gut. Wenn er jemanden durch ſeinen ſchnellen Eifer oder durch ſeine Voreiligkeit beleidigte, ſo hatte er gleich auf der Stelle die empfindlichſte Reue darüber, und er konnte nicht oft genug ſein Unrecht geſtehen. Stolze, falſche und unhöfliche Leute haßte er mit ſichtbarer Verachtung, auch konnte er ſie in ſeiner Geſellſchaft nicht dulden. Jede Beleidigung vergaß

er auf der Stelle, und eben dieſe Nachſicht foderte er von denen, die er beleidiget hatte.

Die Charaktere der Menſchen ſind nicht gleich, folglich fand mein Vater ſeine Geſinnung nicht immer. Schon bei meiner Geburt gieng es nicht richtig zu, ich lag verkehrt im Mutterleibe; der Geburtshelfer mußte mich wenden, und die nöthigen Inſtrumente anlegen, um mich auf die Welt zu bringen. Da meine Mutter von mir befreyet war, überfiel ſie eine Ohnmacht, in welcher ſie auch ſtarb. — In der Taufe erhielt ich den Namen Alexander, übrigens war mein Vater über den Tod meiner Mutter ſehr betrübt; weil er ſie recht herzlich liebte.

Ich wurde einer Amme übergeben; dieſe war das Weib des Dorfbinders, und hieß Barbara, ſie hatte viele Sorge und Liebe für mich, ich aber machte ihr manchen ſchmerzlichen Verdruß. Ehe ich acht Jahr alt war, hatte ich ihr ſchon verſchiedene böſe Streiche geſpielt; vorzüglich aber hatte ich die widerſinnige Leidenſchaft den Hühnern (welche ihr angehörten) die Eyer zu zerdrücken, wenn ſie welche gelegt hatten.

Eines Tages, da ich mit Klara (der Tochter meiner Amme, die beinahe zehn Jahr alt war) am Ufer des Mühlbaches hin und her lief, und mich Klara abhalten wollte, nicht zu nahe an das Ufer zu treten, ſo ergriff ich ſie mit meiner ganzen Stärke, und wollte ſie in den Bach hineinwerfen: Beinahe würde ich es gethan haben, obgleich Klara aus allen Kräften

um

um Hilfe ſchrie; doch zu ihrem Glücke kam die Magd des Müllers eilig herbey, und verhinderte die Ausübung meiner böſen That; ſie klopfte mir meinen Hintern derb ab, und führte mich mit Klara nach Hauſe, und erzählte, was ich zu thun willens geweſen war.

Als meine Amme dieſes vernahm, war ſie mit Recht über mich entrüſtet, und auf der Stelle faßte ſie den Entſchluß, mich nicht länger in ihrem Hauſe zu behalten; ſie führte mich auch noch dieſen Tag zu meinem Vater zurück, ohne ihm doch zu ſagen, warum ſie mich nicht mehr behalten wollte. Mein Vater war eben nicht zu ſehr über meine Ankunft erfreuet, dennoch führte er mich bei ſeiner Frau auf (denn er hatte vor wenigen Monaten eine ſehr reiche, aber auch ſehr häßliche Baroneſſe geheurathet) die mich ganz gleichgiltig empfieng, und ſich meiner gar nicht annahm.

Meines Vaters Bruder, der ein penſionirter Major, zugleich aber auch ein groſſer Chimiſt war, nahm ſich meiner kleinen Perſon an, und brachte es dahin, daß mir mein Vater einen Informator gab. Durch die gut getroffene Wahl meines Oheims erhielt ich einen ſehr gelehrten Mann, der Lator hieß und welcher auch den beßten Charakter zum Kindererziehen beſaß, und in den ſchönen Wiſſenſchaften gut bewandert war. Ich erhielt nun mit ihm meine eigene Wohnung, und zugleich Unterricht im Leſen, Schreiben ꝛc. Er führte mich in der Zeit von ſechs Jahren,

Stuffe für Stuffe durch jede Klaſſe der ſchönen Wiſſenſchaften. Virgil und Homer wurden tradirt, und Cicero wurde ganz überſetzt; dabei erlernte ich mit einer ſonderbaren Leichtigkeit die franzöſiſche und engliſche Sprache. Ich las Horaz, Plato, Socrates und Seneca, ja ich ſtudirte dieſe groſſen Philoſophen mit einer ſonderbaren Freude, und mit einem hinreiſſenden Vergnügen.

In der Bibliothek meines Oheims hatte ich ein Buch gefunden, welches zwar ohne Titelblatt, aber voll von der ſonderbarſten Moral war: ich las es mehr als einmal mit Vergnügen, und ich fand immer neue Wahrheiten darinnen. Unter andern fand ich auch folgende Stelle, die der Verfaſſer ſehr klar und deutlich erläuterte: daß die Menſchen zwar fünf Sinnen, aber auch fünf Eigenſchaften der Thiere haben, welche in der Grauſamkeit, Liſtigkeit, Gefräßigkeit, und im Stolz beſtünden. Ich fand dieſe Stelle ſonderbar, und glaubte wenig oder nichts davon, doch aber fand ich in dem Lauf meines Lebens, daß der Verfaſſer dieſes Buches Recht hatte, und er die Menſchen, und ihre Denkungsart ganz kannte. —

Um die Menſchen kennen zu lernen, ſagte mein alter Autor: muß man die Noth und die Laſter der Menſchen kennen, nur alsdann, wenn man Noth und Laſter geprüft hat, kann man ein Menſchenkenner werden; denn der Menſch hat zwiſchen zu gut und zu böſe mehr als hundert tauſend verſchiedene Leidenſchaften und Schwachheiten.

ten. Ich als ein Menſch von achtzehn Jahren konnte dieſe Wahrheit nicht begreifen, doch aber wollte ich die Probe davon an mir ſelbſt machen; indem ich den Entſchluß faßte, das Haus meines Vaters heimlicher Weiſe zu verlaſſen, und mich dem Schickſale auf Geradewohl zu übergeben. Ehe ich dieſen meinen feſten Entſchluß ausführte, hatte ich noch das ſonderbarſte Vergnügen, durch eine Liſt mich an meiner Stiefmutter zu rächen, die mich täglich mehr haßte; vermuthlich lag die Urſache davon in ihrer ſtiefmütterlichen Zärtlichkeit. Ich habe ſchon oben geſagt, daß mein Oheim ein groſſer Chemiſt war, folglich auch immer neue Entdeckungen zu machen hoffte. Eines Tages, da er ſich mit Herrn Lator in ſeinem Zimmer verſchloſſen hatte, und er dieſem eine Peobe ſeines Phoſphors machte, von der ich nichts ſehen ſollte, ſo war ich doch ſo liſtig, drey Tage vorher hoch in der Thüre ein Loch zu bohren, um dieſe Operation ſehen zu können. Das Loch, welches ich gemacht hatte, war vortreflich angebracht, und ob ich zwar meinen Oheim und Herrn Lator nur vom Rücken ſehen konnte, ſo ſah ich doch die ganze Operation des Phoſphors recht gut. Mein Oheim nahm aus einem verſchloſſenen Kaſten ein kleines Fläſchchen, worinn eine ſchwärzlichte Materie war, er zeigte ſie dem Herrn Lator, und erklärte ihm, daß, wenn er von dieſer Materie etwas ausgieſſen würde, das ganze Zimmer mit Feuer und Blitz angefüllt ſeyn würde. Hr. Lator bezweifelte lange dieſe Wirkung;

nun löſchte mein Oheim das Licht aus. Es blieb einige Minuten finſter, und ſchon fieng auch ich, an der Wirkung dieſer Materie zu zweifeln an. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich auf einmal das ganze Zimmer im Feuer, und wie mit Blitzen angefüllet ſah, mein Oheim und Herr Lator waren davon ganz umgeben. Da ich nun die Wirkung dieſer Materie geſehen, ſo waren meine Gedanken nur damit beſchäftiget, des Fläſchchens (welches dieſes Arkanum enthielt) habhaft zu werden, ja ich benützte jede Minute, die mir übrig war, um die günſtige Gelegenheit zu finden, oder zu erwarten, den Kaſten, worinn mein Oheim dieſes Fläſchchen verſperrt hatte, offen zu finden; leider war meine Mühe mehrere Monate vergebens. Endlich erfolgte doch die Erfüllung meines ſo ſehnlichen Verlangens. Ich werde gleich ſagen wie. — Mein Oheim, der ein groſſer Liebhaber des Trik-trak-ſpiels war, und welcher ſehr oft mit Herrn Lator ſpielte, vergaß eines Tages ſeine Augengläſer — ſchon ſaß er am Spieltiſche, und wollte nicht wieder aufſtehen, ich erhielt alſo den Auftrag (da ich eben zugegen war) ſelbe zu holen. Sie lagen in eben dem Kaſten, worinn mein Oheim den Talismann hatte, den ich beſitzen wollte. Mein Oheim erklärte mir, als er mir den Schlüſſel gab, ſehr umſtändlich den Ort, wo ich ſeine Augengläſer finden würde, und verbot mir, von allem darinn Befindlichen nichts zu berühren, welches ich auch heilig zu halten verſprach. — Ich eilte nun mit

dop-

doppelten Schritten in das Zimmer meines Oheims, und dem Kaſten zu; ich öffnete dieſen, und hatte nicht viele Mühe, das Fläſchchen zu finden, das ich ſo ſehnlich zu beſitzen wünſchte. Ich fand vier Fläſchchen von oben angeführter Art, ich nahm eines nebſt den Augengläſern, und in der Geſchwindigkeit verbarg ich es in das nächſte Ofenloch, dann überbrachte ich die verlangten Augengläſer. Nun war wohl kein Menſch glücklicher als ich, und nun war ich nur damit beſchäftiget, wie ich es machen ſollte, um meine Stiefmutter damit zu beängſtigen. In der kommenden Nacht des andern Tages war ich feſt entſchloſſen, mein Vorhaben auszuführen, und dann die väterliche Reſidenz (wie ſie mein Vater hieß) zu verlaſſen. Mein Bündelchen war am andern Tage bei günſtiger Gelegenheit gemacht, und in das Ofenloch verborgen, aber nun blieben mir noch zwey ſchwere Unternehmungen zu beſiegen übrig: die erſte war, wie ich aus dem Zimmer kommen würde, worinn ich mit meinem Informator ſchlief; die zweyte war, wie ich in das Zimmer meiner Stiefmutter kommen könnte; denn um in ihr Schlafzimmer zu kommen, mußte ich durch jenes ihrer Kammermädchen gehen. — Um meinen einmal gefaßten Entſchluß auszuführen, unternahm ich die Sache auf folgende Art. Die Thür meines Zimmers, welche jede Nacht verſperrt wurde, ließ ich ungeſperrt, indem es von mir, oder meinem Informator abhieng, ſie zu ſchlieſſen; mein Gewand hatte ich auf einen Hau-

ſen neben meinem Bette auf einen Seſſel gelegt, nur meine Strümpfe hatte ich anbehalten. Ich legte mich alſo zu Bette in der Erwartung, bis Herr Lator ſchlief, auch hatte ich eines meiner Bettücher dazu beſtimmt, um den Geiſt, welchen ich ſpielen wollte, nachzuahmen. Um in das Zimmer meiner Stiefmutter zu kommen, war ich entſchloſſen, ganz kühn zur Thür des Kammermädchens zu gehen, anzuklopfen, und wenn ſie fragen würde: Wer da? die Stimme meines Vaters nachzuahmen, um daß ſie öffnen ſollte; dann wenn ſie die Thüre eröffne, würde ich von meinem Phoſphor etwas ausgieſſen, um ſie zu erſchrecken, damit ich mich eilig in das Schlafzimmer meiner Stiefmutter begeben könnte. Ich kam, ohne von Herrn Lator bemerkt zu werden, aus meinem Zimmer, eilig zog ich mich in der Finſter an, und nun gieng ich, in meinem Leintuch eingehüllt, ganz dreiſt an die Thür des Kammermädchens. Ehe ich aber an ſelbe kam, machte ich einen Verſuch meines Arkanums, der auch ſehr gut ausfiel. Da ich an die Thür kam, klopfte ich ganz beherzt an, das Kammermädchen fragte, wie geſagt; ich ahmte die Stimme meines Vaters, ſo gut ich konnte, nach, und die Thüre öffnete ſich; nun goß ich von meinem Arkanum etwas weniges aus, und ſchon lag das Kammermädchen ohnmächtig zu Boden. —

Ich gieng nun ganz dreiſt in das Schlafzimmer meiner Stiefmutter, blies das Nachtlicht aus, näherte mich ihrem Bette, und zog ihr

etwas wenig die Decke vom Leibe, um ſie zu we=
cken; da ich aus der Bewegung, welche ſie
machte, merkte, daß ſie wach ſey, ſo goß ich
meinen Phoſphor aus, der ein ſchreckbares Feu=
er um mich verbreitete. — Sie ſchrie um Hilfe,
ich aber gebot ihr mit einer rauhen Stimme zu
ſchweigen, und wiederholte meine erſte Operation,
nun ſchwieg ſie, und ich ſagte ihr „Ich bin
der Beſtrafer des Uibels, und bin gekommen dich
für den Haß zu züchtigen, welchen du gegen den
Sohn deines Mannes haſt" hier goß ich nun
wieder von meinem Arkanum aus, und nun
fiel meine Stiefmutter aus Angſt aus dem Bet=
te. Der Fall erſchreckte mich — auch hörte ich
das Kammermädchen, die ſich während dieſer
Szene erholt hatte, um Hilfe rufen, es war
nun Zeit, daß ich gieng, und mich geſchwinde
aus der Reſidenz meines Vaters machte. Ich
holte meinen Bündel, und da ich das Thor der
Reſidenz verſchloſſen fand, ſo machte ich mich in
den Garten, hier warf ich meinen Bündel über
die Gartenmauer, und ich kletterte nach. —

II. Kapitel.

Anſehen meiner Perſon, und wie man gute Freun=
de, ohne ſie zu ſuchen, findet.

Es war der 22te Julius im Jahre 1782, ein
Uhr nach Mitternacht, als ich auf die im erſten

Ka=

Kapitel erzählte Art den Wohnſitz und die Reſi=denz meines Vaters verließ. Daß ich Alexander Reichſtein hieß, achtzehn Jahr alt, und der einzige Sohn meines Vaters (ſo viel mir bewußt) war, muß mein Leſer nicht vergeſſen. Meine Perſon war fünf Schuhe ſechs Zoll hoch, und mein ganzer Körperbau ſchlank. Meine Geſichtszüge waren offen, und ſo gar einnehmend; dann ich hatte ſehr oft von mir ſagen gehört, ich hätte ein gutes, einnehmendes, heiteres und munteres Geſicht, welches meiner Eigenliebe nicht wenig ſchmeichelte. Wenn man alſo, wie Sokrat, vom Geſicht auf das Herz ſchließt, ſo hatte ich ein gutes Herz — dieß Geſtändniß muß ich ſelbſt von mir machen. In meinem Bündel, der in ein Stück roth und grün geſtreiften alten Spalier eingebunden war, befanden ſich fünf Hemder, eben ſo viel Paar zwirnene Strümpfe, ſechs Hals= und Schnupftücher, nebſt einem ganzen Kleid von blauem Tuche, und ein paar Stiefeln. Auf dem Kopf trug ich einen runden Hut, Schuhe, graue Strümpfe, ein gelbes Beinkleid, nebſt einer braunen Weſte, und einen grünen Uiberrock hatte ich an. In der Taſche hatte ich eine ſilberne Uhr, nebſt ſieben Gulden Geld, und in meiner rechten Uiberrocktaſche war mein deutſcher Lieblingsdichter ohne Tittelblatt.

Mit meinem Bündel auf den Schultern, und ganz zufrieden über meine Unternehmung gieng ich mit ſchnellen Schritten den übrigen Theil der

Nacht

Nacht fort, ohne mich zu bekümmern, wohin ich kommen würde. Bei anbrechendem Tage kam ich auf ein kleines Dorf, hier kaufte ich mir Brod, und ſetzte dann meinen Weg weiter fort. Der Morgen war ſchön und die Gegend, in welcher ich mich befand, war ſo reizend, daß es ſchien, als habe die Natur hier ihre ganze Schönheit vereiniget. Berge, Thäler, ein Fluß der ſich in verſchiedenen Krümmungen durch die blumenreichen und angenehmſten Wieſen ergoß, und die aufgehende Sonne, die ſo prachtvoll über die waldigten Berge in ihrem ganzen Glanz hervor kam, machte auf mein Gemüth den ſonderbarſten Eindruck. Ich fühlte eine ſolche Heiterkeit, und eine ſo ſüße Ruhe, die ich noch nie in einem ſolchen Grade empfunden hatte. Ich blieb mehrmal ſtehen, ich bewunderte die Schöpfung und die ſo reizende und einfache Natur; voll von Bewunderung glaubte ich mehr als ein Menſch zu ſeyn, denn das Vergnügen meiner Seele, und aller meiner Sinnen war ſo lebhaft, daß ich mich und alle übrigen Menſchen, in dieſer Bewunderung begriffen, vergaß; Thränen der Freude rollten über meine Wangen, und alles war um mich geiſtvoll und lieblich. Ich rief nun mit feurigem Entzücken laut auf: — Du allmächtiges Weſen, Schöpfer aller Dinge, du biſt ein Vater ohne gleichen — du ſchufſt jene Natur, die ich bewundere, und nicht begreifen kann, und du biſt es, durch deſſen Macht die Erde uns alle ihre Früchte darbietet. Menſchen

und Thiere ſind dein Werk, und alles das, was ich nicht ſehe, und nicht begreifen kann, kommt von deiner Allmacht, und iſt dein Werk. Ob ich zwar in meinem Leben ſehr oft die Sonne aufgehen geſehen, ſo hatte ich doch nie ein ſo freudiges Vergnügen als dießmal empfunden. Voll von Bewunderung ſetzte ich meinen Weg fort, bis ich einen kleinen Wald, welcher auf einer Anhöhe war, erreichte. Hier ſetzte ich mich in den Schatten der Bäume, aß mit Hunger von meinem Brode, und blieb dann eine gute Weile nachdenkend ſitzen. In dieſem Nachdenken begriffen, überfiel mich ein ſüßer Schlaf, welcher mehr als drey Stunden dauerte. Als ich erwachte war ich unruhig, indem ich einſah, wie leicht es hätte geſchehen können, daß Vorübergehende mir im Schlafe alle meine Sachen hätten rauben können. Mein Bündel lag noch am alten Ort, mein Geld, meine Uhr hatte ich in der Taſche, nur mein Hut lag einige Schritte von mir. Ich griff nun nach meinem Lieblingsdichter, las eine gute Weile, und kam auf folgende Stelle „Die Nacht entfernet oder vernichtet nicht die begangenen Ungerechtigkeiten; ſondern ſie verlängert ſelbe nur, und dieſe Verlängerung iſt für die Ungerechten die Geißel, welche ſie ſtraft, dann die Seele iſt nicht ruhig, wenn der Körper ruhet: Oft iſt der Schlaf ſelbſt das Werkzeug der Strafe, weil er in der Unruhe beſteht — Die Tugend gehet kühn zwiſchen Glück

und

und Unglück, und beide ſieht ſie mit Verachtung an.“ Ich nahm wieder meinen Bündel auf meine Schulter, und machte mich ganz vertieft über das, was ich geleſen hatte, auf den Weg. — Als ich ungefähr eine Stunde in meinen Betrachtungen fortgegangen, ſah ich einen Mann, der ganz gut angezogen, neben dem Wege ſaß, ſeinen Degen über die rechte Schulter hangen hatte, und als er mich näher kommen ſah, aufſtund, und mir entgegen gieng. Ich grüßte ihn, er dankte mir ganz höflich, indem er ſeinen Hut abnahm, und mir in halbgebrochnem Deutſch meinen Gruß erwiederte. Er fragte mich, wohin ich reiſete — dieſe Frage ſetzte mich etwas in Verlegenheit — doch erwiederte ich nach dem nächſten Orte, und wollte meinen Weg weiter fortſetzen. Nun ergriff mich der Mann bey dem Arme, und bat mich, mit ihm mich niederzuſetzen, und ein wenig zu verweilen. Ich ſetzte mich neben ihn auf die Anhöhe des Grabens, welche neben dem Wege war — Er fragte mich was ich für ein Landsmann ſey, und wer ich wäre — Ich ſagte, ich ſey ein Deutſcher, und wäre ein reiſender Student — Bei dem Worte Deutſcher verzog er etwas das Geſicht — ſagte aber — die Deutſchen wären eine gute und tapfere Nation, und darum liebe er ſie, und es freue ihn meine Bekanntſchaft gemacht zu haben. Ich nahm meinen Hut ab — ſtand auf und machte ihm ein Gegenkompliment. — Er nahm mich nun bei der Hand und ſagte

mir — Ich bin ihr guter Freund, befürchten ſie nichts von mir. — (Vermuthlich fand der Mann in meinem Betragen etwas Furcht.) Ich reiſe nach Polen in ſehr wichtigen Angelegenheiten. — Dieſe Aeußerung kam mir ſonderbar vor — der Mann bemerkte es — er ſagte auch gleich — Was ich ihnen geſagt habe, muß ſie nicht befremden — ſehen ſie — hier zog er einige Briefe aus der Taſche, die er mir vorwies, indem er mir ſagte, daß er durch dieſe Briefe dem Könige einen wichtigen Dienſt leiſten werde. Ich bezweifelte keineswegs die Wichtigkeit ſeiner Briefe, und er war damit zufrieden. Reiſen ſie mit mir, und ich verſichere ſie, daß ich ihnen in Polen gute Anſtellung durch meine guten Freunde, welche die erſten Miniſter ſind, verſchaffen werde. Ich erwiederte ganz höflich, ich hätte alle Ehrfurcht für die erſten Miniſter in Polen, die ſeine gute Freunde wären — aber ich wüßte, daß die Sarmaten es nicht gerne mit den Deutſchen, ſondern vielmehr mit den Türken hielten; weil ſie wie letztere eben ſo fanatiſch und unſittlich wären — Glauben ſie das nicht, ſagte er, die Polen lieben alle Fremden. Ich bin ein Franzos und ein Honethomme, ich gebe ihnen mein Wort — ja ja glauben ſie mir. — Nun fiengen wir franzöſiſch zu reden an. — Was haben ſie hier in ihrem Bündel — dieß — ja — das iſt Brod — gut — geben ſie mir eines davon, dann ich habe Hunger, ob ich gleich gut gefrühſtückt habe. —

Hier

Hier haben ſie alles. — Nun ſie müſſen mir Geſellſchaft leiſten, und mit mir nach Polen gehen. — Wieviel Meilen ſind noch dahin? — zwey und ſechzig — in zehn Tagen ſind wir ganz leicht in Warſchau. — In zehn Tagen? Ja — zwey und ſechzig Meilen — nicht mehr. — Warum haben ſie einen ſo groſſen Bündel? das iſt für Reiſende unbequem. — Er durchſuchte meinen Bündel, — das müſſen ſie alles verkaufen, — Geld iſt nützlicher und bequemer auf der Reiſe als Wäſche und Gewand, — laſſen ſie nur mich machen, im nächſten Ort wollen wir ſchon den Bündel geringer machen. — Hier ſehen ſie, ich will ihnen die Halbſcheid tragen helfen. — Er nahm meine Wäſche, und band ſie in eines von meinen Schnupftüchern. — Nun kommen ſie, es ſoll ſie gewiß nicht reuen mit mir nach Polen zu reiſen, — ſie ſind jung, und werden da gewiß ihr Glück machen. —

Als ich von der Erde aufſtand, ſah er das Band meiner Uhr. — Wie, ſie haben auch eine Uhr? Ja. — Laſſen ſie ſehen, ich zeigte ihm dieſelbe. — Sie iſt ſchon alt, und aus der Mode, in Polen müſſen ſie ſich eine beſſere, — ja ſie müſſen ſich eine goldene Uhr anſchaffen, ja ja, das will ich alles ſchon machen. — Wir ſetzten alſo unſere Reiſe ganz munter fort; — beym erſten Dorfe, ſo wir erreichten, fragte mich mein Reiſegefährte, ob ich Geld hätte? Ich ſagte ja. — Nun denn ſo wollen wir hier zu Mittage eſſen. — Wir giengen nach dem Wirthshauſe, und mein Reiſegefährte ließ ein ganz gutes Mittagsmahl

bereiten und hergeben. Wir aßen mit Hunger; und ich mußte bezahlen — Nun ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort. — Herr Maran (das war der Name meines Reiſegefährten) erzählte mir nun, daß er Fechtmeiſter unter einem Regiment in preußiſchen Dienſten geweſen, daß er Maran hieße, und daß er wegen des ſchlechten Gehalts, welchen man in den preußiſchen Staaten gebe, ſich entſchloſſen habe, nach Polen zu reiſen, daß er auch mit einem Offizier Streit gehabt habe, und daß er denſelben im Duell erſtochen. Ich fragte Herrn Maran, ob wohl ſein Gewiſſen über dieſe That ruhig wäre, und ihm keine Vorwürfe machte: Nein, ſagte er, nicht im geringſten; — der Mann hat mich beleidiget, und meine Nation beſchimpft, und jeder Menſch, der Ehre liebt, er ſey auch, von welcher Nation er wolle, muß die Beſchimpfung ſeiner Nation nicht dulden, ſonſt iſt er ein Schurke. — Etwan haben ſie auch ſeine Nation beſchimpft, und den Mann zum Streit gereitzt? Nein, das nicht, ſondern ich ſagte nur, nachdem er meine Nation einer Feigheit beſchuldigte, daß ſeine Nation durch Elend gedrückt, zum Sklaven herabgewürdiget ſey, und daß man ſie mit Brod und Stockſtreichen hinleiten könne, wo man wolle. — Ich erwiderte, daß dieſe Worte mehr als eine Beleidigung in ſich faßten. Das kann ſeyn, doch iſt es die Wahrheit. — Wie können ſie das behaupten? Dadurch, erwiderte Herr Maran haſtig, daß ich den Mann, der mir

die-

dieſes widerſprechen wollte, im Duell erſtochen. — Wenn aber das Gegentheil geſchehen wåre? — Dann wåre meine Nation feigherzig, — und ich wåre ein Opfer geworden; der ſeinen Feind ſchlågt und beſiegt, hat immer Recht, — und eben aus dieſem Grunde habe auch ich meinen Widerſager zu Boden geſtreckt, und dadurch ein Recht über ihn erhalten. Auf die Art, wie ſie urtheilen, haben ſie ganz recht, aber im Grunde hat der nicht immer Recht, der ſeinen Gegner ſchlågt, oder überwindet; denn es kann gar leicht geſchehen, daß eben der, welcher Recht hat, unterliegen muß. — Je nun, ich bleibe bey meinem Satz, daß jener Unrecht habe, der verliert, und ich glaube hierinn recht zu haben. Das widerſpreche ich eben nicht, nur behaupte ich, daß der nicht immer Recht habe, der den andern überwindet. — Darinn bin ich ganz ihrer Meinung. — Nun dann hat unſer Streit ein Ende. — Nein erwiderte ich, ihr angenommener Satz iſt noch nicht erwieſen, — ja es wåre ſehr übel, wenn man um ein Recht behaupten zu wollen, es mit dem Degen in der Fauſt thun müßte, dadurch würde alles auf der Oberflåche der Welt über den Haufen geworfen, und die blutigſten Kriege entſtehen. Hier zog mein Reiſegefåhrte ſeinen Degen, und zeigte mir ſo ziemlich mit Widerwillen die Spitze daran, indem er mich fragte, wer unter uns beiden wohl Recht habe? — Ich erwiderte mit einer Verbeugung, daß das Recht auf ſeiner Seite ſey.

III. Kapitel.

Welches ſehr tragiſch ausfällt.

Wer ſein Recht, oder ſeine Beweiſe auf die Art, wie Herr Maran zu thun gewohnt war, zu behaupten ſuchet, der hat gewiß ſeine Beweiſe aus dem Lichte der Vernunft entlehnt, — und dieſe Beweiſe gelten gewiß am meiſten, — denn ſie haben das Gepräge der wahren Menſchenliebe — folglich mußte ich mit aller Beſcheidenheit zu Werke gehen, und Herrn Maran nie widerſprechen, wenn ich mit ihm gut auskommen wollte; noch mußte ich der Vorſehung danken, einen ſo gefälligen Reiſegefährten gefunden zu haben. —

Das wichtigſte Bedürfniß, und beſonders für Reiſende iſt die Nahrung unſers Körpers. Dieſen Satz kannte Herr Maran vortreflich, und eben darum wurde (nachdem mein weniges Geld ausgegeben war) ein Stück nach dem andern aus meinem Bündel verkauft, und ſelber geringer gemacht. Hier will ich kein Tagebuch unſerer Reiſe herſetzen, denn ich habe meinen Leſern beſſere und andere Sachen zu ſagen; nur muß ich ihnen ſagen, daß wir unſere Reiſe bald in Regen und Wind, bald in ſchönem Wetter glücklich fortſetzten, und Herr Maran, welcher es nun auf ſich genommen hatte, mich glücklich zu machen, meine wenigen Sachen

alle

alle auf unſerer Reiſe verkaufte; nur meine Uhr bli b mir noch übrig, als wir zwanzig Tage gereiſt waren, und das erſte Dorf in Polen erreichten. Dieſer Ort war leider dazu beſtimmt, um ſie zu verkaufen, damit wir unſere Reiſe bis nach Warſchau fortſetzen könnten.

Was geſchah aber? — Als wir das erſte Dorf in Polen erreichten, ſo war es ſchon ganz finſter, wir ſuchten ein Wirthshaus, und hatten eben nicht viel Mühe ein ſehr elendes, welches halb von Holz und Erde war, zu finden. Die Menſchen, die wir darinn fanden, waren halb Menſchen und halb Thieren ähnlich — folglich war von der Eigenſchaft dieſer Gattung Menſchen nicht viel Sanftmüthiges und Gutes zu erwarten. Nicht wider die Vernunft zu handeln, war es nöthig, ſich zu überwinden, und dieſe Menſchen nicht wie Thiere zu behandeln, um einige Dienſtfertigkeit von ſelben zu erhalten; denn dieſe Leute hatten gar kein dienſtfertiges Ausſehen. Mein Reiſegefährte, Herr Maran, machte durch Zeichen und Reden dieſen Leuten doch begreiflich, daß wir etwas zu eſſen haben wollten, wir erhielten aber nichts. Wein und Brod wurde uns gegeben, und obſchon der Wein äuſſerſt ſchlecht, und das Brod eben nicht beſſer war, ſo tranken und aſſen wir doch mit Hunger davon. — Herr Maran ſagte mir, daß die meiſten dieſer Leute Juden wären, und wir nicht viel Mühe haben würden, die Uhr zu verkaufen. Immer kam Herr Maran meinen

Wünſchen zuvor, half jedem Bedürfniſſe durch den Verkauf ab, ſo lange wir etwas zu verkaufen hatten, und vermied dadurch jede Verlegenheit. Es giebt übel geſinnte Menſchen, die nicht zur Freundſchaft und Liebe geſchaffen ſind; von dieſer Gattung Menſchen war Herr Maran nicht, aber die Juden in dem Wirthshauſe ſchienen mir von dieſer Gattung zu ſeyn. — Ich als Menſchenfreund wünſchte, daß ſie anders wären, aber nun war es nicht Zeit dieſen Wunſch zu machen. Herr Maran zog nun meine Uhr hervor, und hob ſie in die Höhe, in einigen Minuten war das Faß, bei welchem wir ſaſſen, (denn es waren keine Tiſche hier) von Juden umgeben. Jeder begaffte die Uhr, und mehrere wollten die Uhr haben, indem ſie uns Geld zeigten. Nun fragte ich, ob keiner deutſch verſtünde, oder ſpräche; ein alter grau bartigter Jude gab Antwort. — Dieſer Jude wurde unſer Dolmetſcher; zwey Juden aus dieſer erhabenen Geſellſchaft bothen Herrn Maran nach langem Handeln fünf Thaler an. — Herr Maran wollte zehn haben; nun both ein anderer Jude ſieben Thaler, und dieſes verurſachte einen ſehr lebhaften Streit unter den Juden, ſie ſpieen aus, und wollten den Juden bey der Thüre hinaus werfen. Jetzt nahm ſich Herr Maran des Juden an, welcher die ſieben Thaler geben wollte, und widerſetzte ſich ihnen; hier wurde der Streit lebhaft, denn jeder ergriff, was er fand, und fieng an zu ſchlagen. Herr

Ma-

Maran und ich hatten bey dieſer Gelegenheit die Hände nicht im Sacke; ich hatte zween Juden den Weinkrug zum Kopf geworfen, aber auch dafür tüchtige Schläge und Stöſſe bekommen; ein Jude ſchlug Herrn Maran mit einem Stück Holz in das Geſicht, ſo, daß er eine groſſe blutige Wunde bekam; ich hatte eben einen Juden bey ſeinem Bart erwiſcht, und ihn zu Boden geworfen, als Herr Maran ſeinen Degen zog, und den Juden, der ihm den Streich auf das Geſicht gegeben, erſtach. Nun entſtand ein erſchreckliches Geſchrey, und in wenig Augenblicken war das ganze Haus von Bauern umrungen; einige mit Prügeln in der Hand drangen ein, Herr Maran jagte ſie aber mit ſeinem bloſſen Degen wieder zurück, und rollte das Faß vor die Thüre; jetzt warfen ſie brennendes Holz, Steine und Prügel nach uns, und ſchon wußten wir nicht mehr, wohin wir uns retten ſollten, als eben ein Prügel Holz ganz gewaltig Herrn Maran auf die Füſſe traf. Er ſprang wie eine Furie zur Thüre hin, und hieb mit aller Gewalt unter die Belagerer, dadurch machte er eine Oefnung, und ſchlug ſich durch; ich wollte folgen, und hatte mich mit einem ſtarken Stück Holz verſehen, ſchon war ich auſſer der Thüre; aber hier bekam ich einen ſo gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß ich ohne Lebenszeichen auf die Erde fiel.

Als ich mich wieder erhohlte, lag ich auf einem Haufen Stroh, in einem finſteren ſtinkenden Loche, welches faſt gar kein Licht hatte; ich griff ganz betäubt um mich, und rief einigemal, Herr **Maran**! aber ich erhielt keine Antwort. Nun lag ich alſo verlaſſen, halb todt geſchlagen, eingeſperrt, ohne Hilfe im Gefängniſſe, und noch unbewußt, was aus mir werden ſollte. Der Tod würde in dieſer meiner traurigen Lage wohl das beßte Hilfsmittel geweſen ſeyn, und nur er würde mich von meiner Angſt und von meinem Elende haben befreyen können. Nachdem ich lange ganz betrübt über meine Lage nachgedacht, und ſchon mehrmalen den Augenblick verwünſchet hatte, wo mir der Gedanke gekommen war, meines Vaters Haus verlaſſen zu haben; ſo überfiel mich ein erquickender Schlaf, der wohl ſehr lange mag gedauert haben. Als ich erwachte, war ich heiterer und ruhiger. Ich ſtand auf, aber kaum, daß ich mich in meinem Loch aufrecht halten konnte; ich ſuchte die Thür, und ſchlug mit meinen Füſſen mit aller Gewalt an; denn ich wollte doch wiſſen, wo ich wäre, und wollte auch einige Zeichen von mir geben, daß ich noch am Leben wäre, damit ich nicht verhungern müßte.

Nach langem Klopfen endlich öfnete man die Thür meines Gefängniſſes, welche nicht höher als drey und nicht breiter als zwey Schuhe war, und einem Hundsloch ähnlich war. Ich wurde nun zu dem **Voigt** oder Dorfrichter geführet,

bei

bei welchem ich verhört wurde. Der alte Jude, von dem ich ſchon Erwähnung gemacht habe, war Beiſitzer und zugleich Dolmetſcher; mehrere Bauern und Juden waren zugegen.

Der Anfang meines Verhörs ward auf folgende Art gemacht. Nachdem der Richter lange mit dem alten Juden auf polniſch geſprochen, ſo erklärte mir der Jude, ich ſey auch wer ich wolle, ſo wäre ich nun als Mörder in Verhaft genommen, und müßte auf die mir gemachten Fragen Rede und Antwort geben, wenn ich das aber nicht thun würde, ſo würde ich mit fünfzig Batog (Streiche) dafür gezüchtiget werden. Nun traten zwey polniſche Bauern hervor, wovon ein jeder eine Art Geiſel von Leder geflochten, zwey Finger dick, mit einem hölzernen Stiel verſehen, in der Hand hatte, vermuthlich um mir zu zeigen, daß ſie bereit wären nach Befehl zu operiren. Nun frugte mich der Jude, ob ich antworten wolle? Ich erwiederte, ja. Nun gieng alſo mein Verhör an, welches ich in Kürze, der Sonderheit wegen, hieher ſetzen werde.

Mein Verhör: Ob ich Kinder habe? — Nein — Wie alt ich wäre? — Neunzehn Jahr — Wohin ich reiſen wollte? — Nach Warſchau — Warum ich den Juden Socold Lameth erſtochen habe? — Ich habe den Juden Socold Lameth nicht erſtochen — Ob ich darauf verharre? — Ich verharre darauf. — Ich ſollte ſagen, wo mein Reiſegefährt hin wäre? — Das weiß ich nicht. — Was ich für ein Landsmann ſey? —

Ich bin ein Deutſcher — Wie ich heiße? — Simon Seufzer. Nun war alſo das Verhör geendet, und ich ward wieder in mein Loch geſperrt. Zweymal des Tages erhielt ich Brod und Waſſer, und zwar mehr, als ich eſſen konnte.

Nach dieſem erſten Verhör blieb ich drey Monat, ohne aus meinem Gefängniß herauszukommen. Nach Verlauf dieſer Zeit wurde ich wiederum zu dem Richter geführt — welcher mir erklären ließ, nachdem ich der Mörder des Juden Socold Lameth wäre, ſo würde ich in kurzer Zeit zum Tode verurtheilt werden. Ich erwiderte, daß ich ſchon in meiner erſten Ausſage geſagt habe, daß ich der Mörder des Juden Socold Lameth nicht ſey, folglich auch nicht zum Tode verurtheilt werden könnte. Ich ſollte alſo ſagen, wer der Mörder wäre. — Das können eben die ſo gut, als ich ſagen, welche währendem Streit im Wirthshauſe waren, und es, wie ich, geſehen haben. Nun war das zweyte Verhör wieder geendet, und ich nach meinem Gefängniſſe gebracht. — Schon während der drey Monate, als ich in meinem Gefängniſſe lag, hatte ich angefangen die Steine, welche zwar in die Erde nicht eingemauert, ſondern wie gepflaſtert, aber doppelt auf einander im Grunde lagen, aufzubrechen, und los zu machen, um mich alsdann durch den Grund durchzugraben. Aber ich bemerkte, als ich durchbrechen wollte, daß neben meinem Gefängniſſe rechts ein Kühſtall war, folglich mußte ich behutſam zu

Werke gehen, und meine faſt vollendete Arbeit ſtehen laſſen, und mich links durchzugraben ſuchen.

Nach meinem zweyten Verhör, legte ich neuerdings Hand an das Werk, und es gelang mir, daß ich in Zeit von drey Wochen es dahin brachte, mich ganz durchgegraben zu haben, ſo daß ich von meinem Gefängniß befreyet war. Himmel! wie leicht war mir alsdann, und wie empfindſam war nach meiner Befreyung jeder Seufzer, der in mir aufſtieg für den elenden und oft unſchuldigen Gefangenen. Ich vergoß Thränen aus Freude und Leid, und dieſe Thränen waren ein ſüßes Vergnügen für mein Herz.

IV. Kapitel.

Das Ungefähr dient mir beſſer, als ichs vermuthet hatte.

Es war Nacht, als ich aus meinem Loche heraus kroch, und nun eilte ich in der Finſtere davon, ohne zu wiſſen wohin. Ach! mit welcher Ungeduld erwartete ich den Tag. — Ganz elend, ärmer als der Bettler, welche Hoffnung konnte ich haben? — Das Land und die Gegend war mir unbekannt, und die Furcht von neuem ergriffen zu werden, alles dieß vergrößerte meine Angſt — Himmel! nur unangenehme Folgen konnte ich vorausſehen, meine Sinnen waren nicht fähig zu entſcheiden; denn ich ſah immer einen

ver=

verderblichen Abgrund vor mir, und mein Genie hatte mich ganz verlaſſen.

Nachdem ich wohl einige Stunden in der Nacht, vom Ungefähr geleitet, fortgegangen war, ſo ſetzte ich mich auf die Erde. — Hier fiel mir ein Gedanke aus dem Buch meines deutſchen Dichters ein, welches ich im Streit verloren hatte, indem man mir meinen Uiberrock vom Leibe geriſſen hatte, „ daß groſſe Geiſter meiſt fröhliche und heitere Menſchen ſind, die im Leben ſo wie in der Liebe Helden ſind, und die Widerwärtigkeit verachten. “ Dieſe wenigen Gedanken heiterten mein ganzes Gemüth auf, und machten in mir den Gedanken rege, ein groſſer Geiſt ſeyn zu wollen. Der Tag brach an, und ich ſetzte meinen Weg fort, bis ich einen Berg erreichte; ich ſtieg den Berg hinauf, und ſah um mich herum, ob ich nicht ein Dorf oder Stadt entdecken konnte, aber ich ſah keines von beiden; nach langem Herumſehen erblickte ich einen Hohlweg, und ſah in ſelbem einen Wagen mit vier Pferden beſpannt fahren, ich eilte nun ſo geſchwind ich konnte, um dieſen Weg und den Wagen erreichen zu können. Als ich den Wagen erreicht hatte, ſchrie ich mit ſtarker Stimme: „ Erbarmen ſie ſich eines verirrten unglücklichen Menſchen. “ Ich wiederhohlte öfters dieſe Worte, der Wagen hielt endlich ſtill, und ein Mann von gutem Anſehen ſtieg aus demſelben um zu ſehen, wer wohl der verirrte und unglückliche Menſch ſey. Ich trat zu ihm, und bat ihn um Hilfe. Der Mann ſah mich ſtarr

an, und fragte mich, wer ich ſey, und wie ich in dieſe Gegend gekommen wäre. Ich ſagte, ich wäre ein reiſender Student, der durch einen andern Reiſenden, den ich auf der Straſſe gefunden, unglücklich geworden ſey. Ich erzählte ihm nun die ganze Geſchichte mit Herrn **Maran**. Der Name **Maran** fiel ihm auf, und er befahl, oder erlaubte mir neben ſeinem Kutſcher zu ſitzen, und mitzukommen. Nachdem wir zu Mittag in einem elenden Wirthshauſe gegeſſen, die Pferde abgefüttert, und den übrigen Theil des Tages fortgefahren waren, kamen wir endlich in dem Wohnſitz meines Wohlthäters an. Mein Wohlthäter (der ein polniſcher Graf und Oberſter unter einem Regiment der Republick war, und Beles hieß) ließ mich zu ſich rufen. Er ſagte mir, daß er in **Warſchau** von der Geſchichte, die ich ihm erzählte, reden gehört habe; daß jener **Maran**, der den Juden erſtochen, eingezogen worden; daß, da ich ihm die Wahrheit dieſes Vorfalls erzählte, er dahin bewegt wäre, ſich meiner anzunehmen, und mir den Antrag zu machen, ob ich ſeine beiden Söhne, wovon einer zehn, und der andere acht Jahr alt waren, im Leſen, Schreiben ꝛc. unterrichten wollte; ich hätte dann in ſeinem Hauſe zu verbleiben, und er wolle ſich meiner auf das beßte annehmen, auch mich nach Verdienſt dafür belohnen. Ich dankte meinem Wohlthäter, nahm ſein Anerbiethen an, und war nun Informator wider meinen Willen.

V.

V. Kapitel.

Wie veränderlich doch das Schickſal ſey.

Mein Wohlthäter war von Geſtalt groß, und ſeiner Grösſe nach körperlich wohlgebildet. Sein Geſicht, ob gleich nicht häßlich, war doch durch die Maſern der Pocken etwas verſtellt; ſein Charakter war etwas kalt, und nur damals mehr bewegt und feuriger, wenn ihm unangenehme Vorfälle widerfuhren. Seine Gattinn war ungefähr zwey und zwanzig Jahre alt, und das allerliebſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden; ſie hieß Conſtance, ihre Gemüthseigenſchaft war gut, großmüthig, lieblich, und, wie ihr Geiſt, durchdringend; ſie hatte das beßte Herz; kurz Conſtance war mehr als liebenswürdig. Die Liebe! o die Liebe iſt viel ſtärker als die Natur, ſchrieb mein deutſcher Lieblingsdichter. Mein Wohlthäter lebte in der Verbindung des Bandes der Ehe mit Conſtance und in ſeiner Haushaltung vergnügt — nur verurſachte ſeine oftmalige Abweſenheit etwas Zwang und Widerwillen, und zwar einige Abneigung bei Conſtance. Dieſe Abneigung ſuchte ſie in der Umarmung ihrer beiden liebenswürdigen Kinder zu vergeſſen. Dies verurſachte, daß ich in der Abweſenheit ihres Gatten oft ganze Tage lang in ihrer Geſellſchaft war. Conſtance war geſprächig, voller Munterkeit, und zugleich gefällig, auch kannte ſie den Ton einer

Gebie-

Gebieterinn gar nicht — folglich war ſie von ihren Untergebenen geliebt und geſchätzt. Wie vergnügend iſt es doch, von jedermann geliebt, geſchätzt zu ſeyn, und wie wünſchenswerth wäre dieſe Güte und dieſe Munterkeit für das ganze ſchöne Geſchlecht. Mit Freude und Entzücken erinnere ich mich noch jener ſüßen Stunden, die ich das Glück hatte, in ihrer Gegenwart zu genießen. O wie reizend und liebenswürdig war ſie, wenn ſie des Morgens ſo ganz nachläſſig angekleidet ihre Kinder beſuchte! welche Gedanken ſtiegen da in meiner Seele auf, und welche Regungen empfand ich nicht! Aber nie haben dieſe Gedanken und Regungen das Geheimniß und das zu empfindliche reizbare Vergnügen meiner Seele durch Worte verrathen. — In den ſchönen Frühlings= Sommer= und Herbſttagen giengen wir ſehr oft mit ihren beiden Kindern im Garten, oder ſonſt im freyen Felde herum. Auf dieſen Spaziergängen hatte ich ihr meine Geburt, Erziehung und ſelbſt die Begebenheit mit dem Phoſphor, über welche ſie ſehr lachte, erzählt. O! und wenn ich ſo an ihrer Seite gieng, ſo war ich meiner Einbildung nach mehr, als alle Gewaltigen der Erde. Conſtance wußte ja nur angenehme Dinge zu ſagen, o! ja, wenn ſich ihr Mund nur öffnete, um etwas zu ſagen, ſo waren meine Sinne ſchon auſſer ihrem Wirkungskreiſe. Ein Jahr hielt ich in ihrem Hauſe aus, und nur ſie hatte es durch ihr ſanftes Betragen bewirkt, daß ich dieſe Zeit verblieb; denn ich hatte eine ſonderbare Abnei-

gung

gung, die Stelle eines Informators zu vertreten, und nur die Noth, in welcher ich mich damals befand, hatte mich dazu gezwungen; denn mein Geiſt war immer nach höherer Beſtimmung geleitet.

Eines Tages, als wir zuſammen im freyen Felde ſpazieren giengen, und ich Conſtance unterſtützte, daß ſie leichter über einen kleinen Graben ſteigen könnte, ſo faßte ſie mich bei der Hand, und drückte mich ganz zärtlich, zugleich ſah ſie mir lächelnd in das Geſicht, und gab mir den ſüßeſten und liebenswürdigſten Blick. Ich verſtummte, und wurde ganz betäubt. — Conſtance bemerkte es, und ließ meine Hand fahren. — Was iſt Ihnen? ſagte ſie, Sie werden blaß? — Nichts — die Furcht — ich glaubte, Sie fielen. — O nein — Sie unterſtützten mich ja — O ja! Sie beſitzen gewiß das beßte Herz, Sie ſind offen, werden geliebt, und haben die Liebe und das Zutrauen aller ihrer Untergebenen. — Wie kommen Sie auf dieſe Rede? Ich geſtehe es, ich weiß es ſelbſt nicht — aber — ja, um etwas zu ſagen — das Ihnen Vergnügen macht — Ich geſtehe es. — Nun fieng ſie von andern Dingen zu reden an, jedoch bemerkte ich, daß ſie es wider ihren Willen that. — War ich nicht ein Thor, daß ich von der Neigung, oder beſſer zu ſagen, von der Schwäche dieſes Weibes nicht Nutzen zog? oder iſt es ein wahrer Nutzen, ein junges Weib zu lieben, die etwa nur den Trieb ihrer Natur zu befriedigen ſuchte? weil ſie gezwungener

Weiſe

Weiſe vernachläſſiget war, und die Pflicht ihres Standes vergaß; oder habe ich nicht klug gehandelt, daß ich ihrer Neigung nicht Gehör gegeben? Die erſte Pflicht, die ein Menſch zu erfüllen hat, iſt die Dankbarkeit. Sollt ich das Weib meines Wohlthäters in ihrer unüberlegten Neigung beſtärken? und ſie ganz ſtrafbar machen, indem ſie es nur halb war? oder ſie ganz zu ihrem Verderben leiten. Was iſt ſchwächer als ein Weib? und wer erkühnt ſich, ein hintergangenes oder betrogenes Weib zu beurtheilen? Jener iſt ſtrafbar, der von der Schwäche eines Weibes Gebrauch macht, und ſie in ihrer Schwäche oder Verirrung beſtärket.

Die Leidenſchaft verführet und macht, daß die Menſchen verderbliche Handlungen begehen. Iſt nicht eine Handlung, die in der Abſicht geſchieht, um Unglück zu ſtiften, ſtrafbar? verdient ſie nicht Verachtung und Haß? Ja wir haben einen Trieb in uns, der uns geneigt macht, die Tugend zu belohnen, und das Laſter zu beſtrafen. — Nein, nie würde ich vergeſſen haben, daß ich meinem Wohlthäter Dankbarkeit ſchuldig ſey. Er hatte Mitleid mit mir, und nahm mich halb nackend auf, er gebrauchte mich zum Unterricht ſeiner Kinder, und ich bekam dadurch Gelegenheit, in beſſere Umſtände zu kommen, und ich ſollte mein Selbſtbewußtſeyn mit einer laſterhaften That beflecken? Nein, ich dachte beſſer, und ſuchte Conſtance durch das moraliſche Gefühl zu überzeugen, was gegenſeitige Treue ſey, ohne je-

doch den Grad zu vergeſſen, den die Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit foderte. Conſtance begriff bald, wie ſehr die Tugend zu ſchätzen ſey. Sie hatte geſunden Menſchenverſtand, und hielt es mit der ächten Moral, nicht aber mit jener, die nur zum Verderben leitet, und aus falſchen Grundſätzen zuſammengeſetzt iſt. Der falſche Stein glänzt ſchöner als der ächte; der Kenner aber weiß unter beiden den Unterſchied zu machen, und nur er kann nicht betrogen werden. — Hier muß ich noch anführen, daß Conſtance ſehr gern franzöſiſch ſprach, auch gerne franzöſiſche Bücher las. Ich machte ihr alſo die erſten Früchte meiner franzöſiſchen Muſe zum Geſchenke, die in folgenden Verſen (die ihre Reize, wie auch ihren Charakter ſchildern) beſtanden.

Conſtance unit la tendreſſe à la beauté;	Conſtance verbindet Zärtlichkeit mit Schönheit;
Elle ſait joindre la nobleſſe à la fidelité.	Den Adel ſie vereiniget mit Treuheit,
Dans ſes traits d'une roſe écloſe la majeſté;	In ihren Geſichtszügen die Majeſtät der aufgeblüthen Roſen;
On y voit d'un bouton de roſe la nouveauté.	Und man ſieht die Neuheit der Roſenknoſpe.

Aus dieſen Verſen machte ich ein Bouquet, das alſo lautet:

Pour faire un bouquet avec gentileſſe,
Uniſons Conſtance avec tendreſſe,
Sa nobleſſe avec ſa beauté,
Ses traits a ſa fidelité;
Joignons le bouton à la roſe ecloſe;

Car

Car le bouton et cette aimable roſe
Font du Bouquet la majeſté.

Deutſch.

Um ein Bouquet mit Artigkeit zu machen,
Muß man es wohl alſo zu bilden trachten.
Vereinigen wir Conſtance mit der Zärtlichkeit,
Ihren Adel mit ihrer Schönheit;
Verbinden wir die Knoſpe mit der Roſe;
Denn dieſe Knoſpe und dieſe ſchöne Roſe
Macht ein Bouquet der Majeſtät und Zierde.

Conſtance bezeugte über beide viel Vergnügen, und beſchenkte mich reichlich dafür; denn ſie gab mir mehr, als wohl dieſe Verſe im Grunde werth waren; ſie waren ihr angenehm, und das war Lohn genug für meine Arbeit.

Die Zeit war nun gekommen, die ich für günſtig hielt, um mich aus ihrem Hauſe zu entfernen; denn ſo gerade ohne erhebliche Urſache konnte ich es wohl nicht thun. Wir hatten die hamburger Zeitungen; in dieſe ließ mein Vater einrücken, daß meine Stiefmutter geſtorben ſey, und daß ich ſein einziger Sohn und Erbe zur Rückkehr in das väterliche Haus gerufen werde. Conſtance und ihr Gemahl waren über meine Entfernung ſehr betrübt, und im Grunde genommen, war ich es am meiſten; weil ich glücklich geweſen war.

VI. Kapitel.

Daß doch die Menſchen mit ihrem Schickſale nie zufrieden ſind.

Ich war wider alles Erwarten, nachdem ich mich aus meinen Gefängniſſe gezogen, glücklich; indem ich einen Wohlthäter auf öffentlicher Straſſe fand, welcher mich in ſein Haus aufgenommen hatte. Seine Gattin liebte mich, — und doch war ich nicht zufrieden, und ich gieng, nicht aber zurück nach meines Vaters Haus oder Reſidenz, ſondern nach Sachſen. An meinen Vater hatte ich nur geſchrieben, ohne ihm meinen Aufenthalt bekannt zu machen, daß es mir gut gehe, und ich noch einige Jahre in fremden Ländern herumzureiſen geſonnen ſey. In einer kleinen Stadt in Sachſen, welche ich auf einige Zeit zu meinem Aufenthalt beſtimmt hatte, und deren Namen ich aus Urſachen nicht ſchreiben werde, machte ich die Bekanntſchaft mit einem Recenſenten, bey welchem ich ein kleines Zimmer zu Miethe nahm: der Mann war arm, hatte Weib und Kinder, er hatte nur, um nicht gar zu darben, dieſes Handwerk, wie er ſelbſt ſagte, ergriffen.

Der Mann war Profeſſor geweſen, und durch Verſchwörungen, ſeines Amtes entſetzet worden, nun aber gedungener Recenſent der jenaiſchen Litteratur-Zeitung. Ich fragte ihn,

warum dann alle Recenſenten ſo lügenhafte und tadelhafte Leute wären? Dieß iſt der Grund (ſagte mir Herr M.) auf welchen dieſes Handwerk geſtützet iſt; wenn wir die Wahrheit von einem Werke ſagen oder ſchreiben würden, ſo würden wir gar nicht geleſen, und die Kritik, und Antikritik geſtürzt ſeyn. Ein Recenſent muß alle Beſcheidenheit, Unpartheylichkeit und Wahrheit bey Seite legen, er muß bitter, tadelhaft, gewiſſenlos, und unwiſſend ſeyn — kurz er muß ein Greuel und ein Auswurf der Menſchheit ſeyn. Ich ſehe, ſie wundern ſich über dieſe Schilderung von mir; ich der ich ein Recenſent, aber auch nur Recenſent aus Elend bin, wie die meiſten Recenſenten ſind, ich ſage ihnen hier die Wahrheit, und damit waſche ich mich über alle meine begangenen Sünden. — Hier haben ſie ein Buch, leſen ſie das Werk, ich will ihre Meinung darüber hören, und ihnen dann meine Recenſion, die ich darüber gemacht habe, leſen laſſen. Das Buch führte dieſen Titel: Sonderbare Fragmente aus dem päbſtlichen Rechte. Fürſten zur Beherzigung, Blindgläubigen zur Aufſtellung, Allen zur Lehre, oder Beluſtigung. Ehe ich das Buch las, ſagte ich zu Herrn M.: Ich denke, ſie urtheilen zu arg über die Recenſenten. Es iſt doch nöthig, daß man von gelehrten Leuten die Meinung wiſſe, welche ſie über dieſe oder jene Schrift faſſen, und im Grunde genommen, haben die Recenſenten viel Gutes bewirkt. — Herr, glauben ſie das nicht.

— Ein Recenſent iſt ein Geſchöpf, welches ſich Gewalt anthun muß, um ſeine Empfindung zu verläugnen, die Recenſenten ſuchen Sachen zu behaupten, worinnen ihr eigener Verſtand widerſpricht, die ihrer Vernunft entſagen. Herr — Herr, ſie ſind zu grauſam, und ſelbſt gegen ſich grauſam; bedenken ſie doch was ſie ſagen. — Was ich ſage Herr! ich ſage die Wahrheit, und bin bereit ſie mit meinem Leben zu vertheidigen. Aber mein Herr ſie ſind ja raſend — Ja das bin ich, und an ihnen will ich meine Wuth und Raſerey abkühlen. — Ich war nun ganz über die letzten Worte dieſes ſonderbaren Mannes betroffen, und wußte nicht, was ich von dem Manne denken ſollte. — Seine Frau, die unſere Unterredung gehört hatte, zog mich auf die Seite, und ſagte mir, ich ſollte ihm doch nicht widerſprechen, ſondern ich ſollte mit ſeinem Zuſtande vielmehr Mitleiden haben; indem ich wohl einſehen müßte, daß er Anfälle von Wahnſinn habe, und ſie würde mir die Urſache davon bey Gelegenheit erzählen.

Nun gab ich meinem Recenſenten recht, und der Mann wurde ruhiger. Itzt las ich das Buch, welches er mir gegeben hatte, und ich fand, daß der Verfaſſer ein komiſcher Schriftſteller ſey, welcher viel geleſen, hier und da einige gute Bemerkungen gemacht, aber im Ganzen den Zweck, den er zu erreichen ſuchte, verfehlt habe. Ich theilte meine Meinung Herrn M. mit: Herr ſchrie er auf, ſie ſprechen wie

ein

ein Recenſent, und ich ſehe, daß ſie die Art kennen, wie man von guten Schriften urtheilen müſſe. Nun will ich ihnen meine Recenſion darüber leſen. — Seichte, unſyſtematiſche Köpfe, die mit einer oberflächlichen Beleſenheit angefüllt, nicht im Stande ſind, das Geleſene zu überdenken, es in eine Ordnung, und auf allgemeine Grundſätze zurück zu bringen, mit einem Worte, es in Saft und Blut zu verwandeln, dabey aber den Kützel der Autorſchaft haben, ſind ſehr zahlreich; daher die Mode itzt ſo allgemein geworden iſt, Fragmente, Allerleys, Rapſodien, Bagatellen, vermiſchte Aufſätze, Olla's Potridas ꝛc. zu ſchreiben, von denen das Publikum häufig heimgeſucht, und gebrandſchatzet wird. Vor ſolchen Leuten zu warnen iſt die Pflicht des Recenſenten. Eines ihrer Hauptkennzeichen, wodurch ſie ſich jedem Beobachter ſo gleich verrathen, iſt ihre unglaubliche Selbſtgenügſamkeit, ihre Gefliſſenheit, ſich auf Koſten anerkannter groſſer Männer luſtig, und dadurch wichtig zu machen, und ihren Kram durch alle Figuren der Redekunſt herauszuſtreichen. Sie haben es auch Noth, ſonſt bleibt er Ladenhüter. Von dieſem Schrot und Korne iſt nun auch unſer Fragmentiſt. — Nun wie gefällt ihnen meine Recenſion? In Wahrheit muß ich ihnen geſtehen, daß ſie mir gar nicht gefällt; indem ich in derſelben nicht ein Wort von dem Inhalte des ganzen Werkes gehört habe. — Nun fieng Herr M. laut zu lachen an — Herr, ſagte er, das

iſt nun die wahre Art zu recenſiren; denn man muß von dem Inhalte des Werkes nichts oder gar wenig ſagen, und nur hie und da etwas davon, welches dem Leſer keinen Sinn des Ganzen geben kann, herausziehen, und dann mit dem Scheine der Rechtſchaffenheit die Leute zu warnen ſuchen, ein ſolches Buch nicht zu kaufen. — Nun dann haben ſie mit ihrer Recenſion ihren vollkommenen Zweck erreicht. — Nach dieſer Unterredung war ich nun vollkommen überzeugt, daß der Mann nicht richtig im Kopfe ſey, und daß er den Recenſenten unrecht thue. — Seine Frau hatte mir erzählt, daß die Recenſion eines Werkes, welches er noch als Profeſſor geſchrieben habe, die weſentliche Urſache ſeines Sturzes ſey, und daß er nun als Recenſent mit eben der Münze bezahle, mit welcher er bezahlt geworden, indem er immer das Gute tadeln wollte. —

Ich hatte an dieſem Orte die Bekanntſchaft eines Akteurs gemacht, welcher mich überreden wollte, daß ich viele gute Anlagen habe, um einen vollkommenen Schauſpieler machen zu können; er hatte mir auch ſchon manchen Unterricht in dieſer Kunſt gegeben, und ich muß es geſtehen, daß ich wirklich ſehr viele Neigung dazu hatte. Nun erhielt mein Freund Amon (das war der Name des Akteurs) Briefe von einem Schauſpieldirektor, und zugleich eine Anſtellung unter ſeiner Truppe. Er unterließ nicht, mich zu überreden mit ihm nach L. zu gehen, indem er mir verſprach, daß

ich gewiß eine Anſtellung durch ihn bey eben dieſer Truppe erhalten würde. Ich reiſte alſo auf gerade wohl mit ihm, und in Zeit von vierzehn Tagen hatten wir den Ort unſerer Beſtimmung erreicht, und auch den Herrn Schauſpieldirektor gefunden. Amon machte demſelben ſeine Aufwartung, und ſchlug mich dem Hrn. Direktor Ruf vor. Hr. Ruf verlangte mich zu ſehen; meine Perſon gefiel ihm, und er beſtimmte mich zu den Rollen der komiſchen Bedienten, ohne mir und all den übrigen einen Gehalt zu beſtimmen; denn unſere Geſellſchaft beſtund nun wirklich ſchon aus ſieben Männern und drey Weibern, und noch erwarteten wir zwey vortrefliche Mademoiſellen, wovon die eine die Hauptrollen im Tragiſchen, die andere aber in Luſtſpielen, ſpielen ſollten. Dieſe zwey Phänomene kamen endlich an; eine hieß Mademoiſelle Rack und war zu Hauptrollen bey Tragödien beſtimmt; die andere hieß Mademoiſelle Noth und war zu den Hauptrollen bey Luſtſpiele beſtimmt; und nun wurde alles in Bereitſchaft geſetzt, um in acht Tagen das erſtemal ſpielen zu können. Dieſer Entſchluß war um ſo vielmehr nothwendig, indem die ganze Geſellſchaft Mangel an Geld hatte, und der Herr Direktor ſeine Wechſelbriefe nicht erhielt, wovon er die Geſellſchaft, und die ſchon gemachten Auslagen zu bezahlen verſprach.

Das Theater war in einer Reitſchule aufgeſchlagen worden, und für eine Stadt wie L.

ſo ziemlich gut hergeſtellt, leider aber auf Kredit. Das erſte Stück, das wir zu ſpielen beſtimmt hatten, war ein Luſtſpiel, das den Titel führte: Liebe und Zärtlichkeit, oder das Donnerwetter, und wovon Hr. Ruf der Verfaſſer war. Die Rollen wurden nun ausgetheilt, und beſtunden in folgenden Perſonen: Hr. Ruf ſpielte die Rolle des Apothekers mit Namen Pflaſter, Mademoiſelle Noth, die zu Luſtſpielen beſtimmt war, erhielt die Rolle ſeiner Tochter, mit dem Namen Biana. Hr. Amon erhielt die Rolle eines Offiziers, welcher der Liebhaber Biana war, und den Namen Lindor hatte. Hr. Max ein Mitglied unſerer Geſellſchaft, erhielt die Rolle des Apothekergeſellen, mit dem Namen Dekoktum. Hr. Rix, auch ein Mitglied, erhielt die Rolle eines jungen Doktors, mit Namen Rezept, und war der zweyte Liebhaber der Biana. Ich Alexander — erhielt die Rolle des Dieners des Offiziers, mit dem Namen Pulverſack, und mußte mich im zweyten Akt als Student verkleiden, um Biana einen Brief von meinem Herrn zu überbringen. An dem Tage der Vorſtellung wurden die Zettel angeſchlagen, aber damit die Zuſeher in größerer Zahl erſcheinen ſollten, ließ Hr. Ruf zwey Pferde miethen, und Hr. Rix als Doktor, nebſt Hrn. Max, als Apothekergeſell mußten in ihrem theatraliſchen Anzug, der eine mit vielen Rezepten behangen, und der andere mit einer Klyſtirſpritze von zwey Trommeln begleitet, in der Stadt herum reiten.

Die=

Dieſer Ritt machte ſeine ganze Wirkung, denn eine Stunde bevor das Stück anfieng, war das Haus voll zu ſehen. Damit nun meine Leſer von dem Stücke einen Begriff haben, ſo will ich ihnen den weſentlichen Stoff davon erzählen. Hr. Pflaſter liebte ſeine Tochter Biana ungemein, und hatte ihr Hrn. Rezept einen jungen, unerfahrnen und ſehr dummen Doktor zum Gatten beſtimmt. Biana, die nebſt ihrer Artigkeit und Schönheit, auch Witz und Verſtand hatte, haßte Hrn. Doktor Rezept über alles. Sie ſchien ihrem Hrn. Vater in allem zu gehorchen, und wußte ihn doch immer auf eine gute Art von ſeinem Endzweck, nämlich, daß ſie Hrn. Rezept heurathen ſollte, abzuleiten. Hr. Lindor ein junger, feuriger, witziger und wohlgebildeter Offizier, machte bald die Bekanntſchaft mit der ſchönen Biana, brachte es auch durch ſeine Freygebigkeit dahin, daß er den Apothekergeſellen Dekoktum zu ſeinem Vertrauten machte, doch aber nicht verhüten konnte, daß ihn Hr. Pflaſter einigemal mit ſeiner Tochter Biana antraf, welches alſo viele Zänkereyen von einer, und viele Schwierigkeiten von der andern Seite, um ſich zu ſehen, machte. Ich Pulverſack wurde zu mehreren Intriguen gebraucht, die aber leider immer fehl ſchlugen. Hr. Pflaſter hatte nun den kühnen Entſchluß gefaßt, ſeine Tochter auf ſeinem Landhauſe, welches einige Stunden von der Stadt war, mit Hrn. Rezept in der Stille zu verheurathen.

De=

Dekoktum machte ſolches durch einen Brief, welchen er meinem Herrn von Biana brachte, zu wiſſen. Nun wurden von der Seite meines Herrn alle Gegenanſtalten getroffen, um dieſe Verbindung zu hintertreiben; aber alle Anſchläge waren unnütz, und ſchon war die Reiſe auf das Landhaus vorgenommen. — Nun faßte Hr. Lindor den Entſchluß, mich als Spion zu gebrauchen. Ich wurde als Student verkleidet, und mußte auf der Straſſe, die zu dieſem Landhaus führte, die Ankunft der Geſellſchaft erwarten, wenn anders die Unternehmung fehl ſchlug, welche mein Herr ausführen wollte, um bey ihrer Ankunft das Haus in Brand zu ſtecken, oder beſſer zu ſagen Feuer zu legen. Mein Herr hatte ſich mit einiger Mannſchaft von ſeinem Regiment nahe in der Gegend dieſes Hauſes verborgen, um, wenn der Feuerlärm komme, bey der Hand zu ſeyn, und ſeine Geliebte zu retten, und ſie dann dem alten Pflaſter abzudringen. Die Geſellſchaft war angekommen, und ſchon hatte ich den Schweinſtall angezündet, als plötzlich ein erſchreckliches Donnerwetter daher kam, und die Ausführung der Unternehmung meines Herrn begünſtigte. Das Feuer des Schweinſtalls, und das Donnerwetter ſetzten Hrn. Pflaſter nebſt ſeiner Geſellſchaft in den bangſten Schrecken, und alles lief, ohne zu wiſſen wohin, im Hofe herum. Mein Herr rückte nun in eben dieſem Augenblick mit ſeiner Mannſchaft an. Die Verwirrung ſtieg auf

den

den höchſten Grad. Viana warf ſich in die Arme ihres Geliebten und Erretters — Herr Pflaſter rief alle ſeine Leute zuſammen, und wollte ſich widerſetzen — Dekoktum ſollte der Anführer der Bauern ſeyn; Hr. Rezept hatte ſich vor Schrecken und Angſt in den Weinkeller geflüchtet, aus welchem ihn die Leute, welche eben darinnen Wein abzogen, wieder herausjagten, indem ſie ihn für ein Geſpenſt hielten. Nun kamen wir alle untereinander. Ich Pulverſack ergriff den Doktor Rezept — Herr Pflaſter wollte ſich mit meinem Herrn in einen Kampf einlaſſen, Dekoktum ſtand an der Spitze ſeiner Bauern, und Viana wollte die Vermittlerin machen, Lindor zog nun ſeinen Degen und befahl ſeiner Mannſchaft näher zu treten, und nun endigte ſich das Donnerwetter, und Herr Pflaſter gab die Einwilligung zur Heurath ſeiner Tochter — Herr Rezept wurde verlacht, und mußte ganz beſchämt abziehen. Dieſe unſere erſte Vorſtellung war nach Wunſch ausgefallen, und die Zuſeher ſchienen damit zufrieden. Herr Ruf trat nun auf, und dankte für den gütigen Beyfall, und wurde beklatſcht, zugleich kündigte er: Hamlet Prinz von Dännemark auf den nächſten Tag an. Wir zogen nun in das Gaſthaus, und zechten die halbe Nacht hindurch, und giengen dann zu Bette. —

VII.

VII. Kapitel.

Was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege iſt.

Herr Ruf hatte ſich von Mademoiſelle Rack verführen laſſen, und eine gewaltige Thorheit begangen, als er Hamlet ankündigte. — Unſere Geſellſchaft war zu klein, um ein ſolches Stück mit Ehren aufführen zu können, und übrigens war auch der Raum des Theaters dazu nicht tauglich. Je nun, ſüß getrunken wird oft ſauer bezahlt. Mademoiſelle Rack war eine geborne Berlinerinn, und ſehr hübſche Aktriſe, und hatte ſchon durch ihre Reitze, den Sohn des Hrn. Stadtrichters L. M. an ſich gefeſſelt — Im Grunde war nichts an dieſer Eroberung, indem der junge L. M. ein ſehr ausſchweifender Taugenichts war, der ſich nur beſtrebte, das Vermögen ſeines Vaters durchzuſchlagen, und bey einer Geſellſchaft, wie unſere war — iſt das kein Wunder; aber Mademoiſelle Rack war auch ein Teufel in Menſchenhaut, und Herr Ruf war in ſie verliebt. Dieß war wohl genug um ihr zu gehorchen. Nun verſammelten wir uns bey Mademoiſelle Rack, und die Rollen ſollten ausgetheilt werden. Herr Amon ſtellte vor, daß dieſes Stück nicht hätte ſollen angekündiget werden, indem die Geſellſchaft zu

klein

klein ſey, und folglich dieſes Stück nicht ſpielen könnte. Herr Ruf ſagte kein Wort. Mademoiſelle Rack war aber gleich in der Höhe, und ſagte, man wäre geſonnen dieſes Stück nur auszugsweiſe zu ſpielen. Das Publikum würde wohl damit zufrieden ſeyn, und auch das Ausgelaſſene gar nicht wahrnehmen, indem in dieſer Stadt noch nie ein Theater errichtet, folglich auch nie Tragödieen geſpielet worden. Herr Amon, durch Hrn. Max und Rix unterſtützt, widerſprachen Mademoiſelle Rack ſehr heftig, und Mademoiſelle Roth ergrif beyder letztern Partie, und foderte ſogar Herrn Ruf als Direktor auf, der Sache ein Ende zu machen. Herr Ruf bat nun die Geſellſchaft, ſie möchte abtreten, und ſich Nachmittag wieder verſammeln. Wir giengen und verharrten darauf, daß wir nie den Willen der Mademoiſelle Rack in Betreff Hamlets ausführen und annehmen wollten. Als wir Nachmittag zuſammengekommen waren, fanden wir, daß Herr Ruf das linke Auge eingebunden hätte, und Mademoiſelle Rack fieng die Unterredung mit folgenden Worten an: Sie ſehen nun, daß wir Hamlet nicht werden ſpielen können, indem Herr Ruf ſich neben dem linken Auge verwundet hat, wir werden alſo Medea ſpielen. Hier ſind die Rollen, ſie gab jedem die ſeinige — Nun müſſen ſie (ſagte ſie zu Hrn. Rix) dem Publikum bekannt machen, daß wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Direktors Ruf das verſprochene Stück Hamlet nicht aufgeführt

wer-

werden könne; um das Publikum aber zu entſchädigen, ſo würde Medea Sonntags aufgeführt werden. Herr Rix übernahm den Auftrag, und wir giengen. Was geſchah? Noch an eben dem Tage ward Herr Ruf ins Gefängniß gebracht. Der Zimmermann, Schneider und Maler ꝛc. hatten bei Gericht, wegen der nicht erfolgten Bezahlung, die Verhaftnehmung des Herrn Rufs als Direktor bewirkt. Nun war Mademoiſelle Rack auſſer ſich, denn ſie wollte ihr tragiſches Talent, es koſte auch was es wolle, produziren. Sie gieng nun ſelbſt zu dem Herrn Stadtrichter, und ſuchte zu bewirken, daß Herr Ruf losgelaſſen würde. Der Stadtrichter, der ein harter Mann war, verſagte ihr alles, indem er ſie ganz ſchimpflich abwies. Nun wollte ſich Mademoiſelle Rack durch den Sohn an dem Vater für den erhaltenen Schimpf rächen. Sie ließ alſo den jungen Herrn L. M. zu ſich bitten. Der junge L. M. kam, ſie erzählte ihm den ganzen Vorfall des Herrn Rufs, und auch die Beſchimpfung, welche ſie durch ſeinen Vater erhalten. Sie ſchmeichelte, ſie liebkoſete dieſen jungen unerfahrnen Menſchen, und brachte es durch ihre Schmeicheley und Argliſt dahin, daß dieſer junge flüchtige Menſch ſich entſchloß, ſeinem Vater zu vergeben. Mademoiſelle Rack, die über alles die tragiſchen Szenen liebte, billigte dieſes abſcheuliche Vornehmen des jungen Menſchen. Ein altes Weib, welches im Gaſthauſe die grobe Arbeit verrichtete, hörte an der Thüre die ganze Verſchwörung die-

ſer

ſer beiden Laſterhaften — ſie gieng gerade zum Herrn Stadtrichter L. M., und erzählte ihm, was ſie gehört hatte. Herr L. M., der ſeinen Sohn kannte, zweifelte nicht lang an der Wahrheit der Ausſage des alten Weibes. Er ließ ſeinen Sohn rufen, und da man ſeine Taſchen durchſuchte, ſo fand man wirklich das Gift, welches er ſchon gekauft, und für ſeinen Vater beſtimmt hatte. — Nun wurde Mademoiſelle Rack ſogleich eingezogen. Als Herr Amon und ich dieſe Begebenheit vernommen, entſchloſſen wir uns, ohne zu bedenken, was wir thun wollten, zur Flucht; denn ohne Zweifel würden auch wir in das Gefängniß gebracht worden ſeyn. — Als wir den zweyten Tag nach unſerer Flucht einige Meilen von dem Dorfe, wo wir übernachtet hatten, entfernet waren, begegnete uns ein Kapuziner, der eben die Straſſe gieng, und welchen wir durch unſere Eilfertigkeit eingeholt hatten. Wir fiengen ein Geſpräch mit dieſem Manne an, indem wir ihn fragten, ob er von L. komme? Er erwiderte: nein. Nun fragte der Kapuziner, was es Neues in der Stadt gebe: Ich ſagte ihm, das Neueſte wäre, daß man dem Herrn Stadtrichter hätte vergeben wollen. — Der Kapuziner blieb ſtehen, und ſchrie, wie iſt es wohl möglich! Vermuthlich, ſagte Herr Amon, iſt der Herr Stadtrichter ihr naher Anverwandter, indem ſie ſich ſo ſehr über die Nachricht wundern. O! meine lieben Herrn — wundern ſie ſich nicht über mich, und über den Antheil, welchen ich an

ihrer Nachricht nehme — (hier zog er ſeine Kapuze vom Kopf) und wir ſahen mit Verwunderung unſern Direktor Ruf vor uns ſtehen. Er umarmte uns auf das zärtlichſte, und erzählte uns, daß er den Gefangenwärter mit dem wenigen Gelde, was ihm übrig blieb, und das er in ſeiner Taſche hatte, als er ihm ſein Mittagmal, welches in Brod und Waſſer beſtand, brachte, beſtochen, und dieſer ihn aus dem Gefängniſſe entlaſſen habe. Aber, ſagte ich, wo Teufel haben Sie dann dieſe Kapuzinerkutte hergenommen? Dieſe vertauſchte ich heute Nachts in dieſem Dorfe (er zeigte uns das Dorf, wo wir übernachtet hatten) bei dem Pfarrer. In dem Wirthshauſe wollte ich aus Furcht, daß man mir nacheilte, nicht bleiben, ich gieng zu dem Pfarrer dieſes Orts, der ein Menſchenfreund war, und erzählte ihm, auf welche Art ich in das Gefängniß gekommen, und daß ich den Gefangenwärter beſtochen, um meine Freyheit wieder zu erhalten. Zugleich bat ich ihn um Nachtherberge, die er mir auch zuſagte. Nachdem ich mit ihm zu Nachts geſpeiſet hatte, ſagte er zu mir, mir fällt was bei. Ich habe auf meinem Boden eine alte Kapuzinerkutte eines meiner Kapläne, der bei mir verſtorben iſt; ich denke, wenn Sie dieſe anziehen würden, daß Sie um ſo viel mehr ungekannt auf der Straſſe bleiben würden. Mir gefiel der Vorſchlag, ich dankte ihm, und zog morgens die Kutte an, und ſetzte meinen Weg damit fort. Der Gedanke war nicht übel, ſagte

Herr

Herr Amon, und weil die Pfarrer ſo gute Leute ſind, ſo wollen wir dieſe immer aufſuchen. Gut erwiederte Herr Ruf, aber wie kömmt es, daß ich Sie hier auf der Straſſe antreffe. — Das haben wir Ihnen ja erſt geſagt. — Nein — Sie ſagten mir ja, daß man dem Herrn Stadtrichter vergeben wollte. — Eben darum, Mademoiſelle Rack machte dieſe Verſchwörung mit ſeinem Sohne. Nun erzählten wir ihm den oben angeführten Vorfall. — Das Erſtaunen des Herrn Rufs war ohne Gleichen, und er konnte ſeinem guten Geſchicke nicht genug danken, ſo glücklich aus ſeinem Gefängniſſe entkommen zu ſeyn. — Aber — aber ſagte Herr Ruf, Mademoiſelle Rack hat bei meiner Seele einen ſehr böſen Streich angefangen. — Meine Herrn! eilen wir, ſo viel wir können, ich glaube immer, wir werden noch ertappt, die Sache iſt von Wichtigkeit, einem Stadtrichter vergeben zu wollen. — Es ſey auch, wie es wolle, ſagte Herr Amon, wir können ja nur gehen, und nicht fliegen — übrigens kommt das Uibel alles von Ihnen. Gelaſſen Herr Amon, ſagte Herr Ruf — wer das erfahren, was ich erlebt habe, weiß, daß die Gelaſſenheit gut iſt. — Hohl Sie der Teufel mit ihrer Gelaſſenheit, nun iſt ſie uns von keinem Nutzen, denn wir ſind Flüchtlinge, und ärmer als Bettler. Herr Amon (ſagte ich) haben Sie dann ſchon vergeſſen, daß wir heut Nacht bei einem Pfarrer einquartiren werden. Wenn das iſt, ſo will ich wieder ruhig werden, und auch die Kutte eines

Kapuziners gern anlegen, denn damit werde ich öffentlich betteln dürfen, und dann nicht vor Hunger ſterben. — Sehen Sie mein Herr, ſagte Herr Ruf, indem er Herrn Amon einige Stücke Geld zeigte, daß auch die Kapuziner Geld haben, und daß wir dafür zu Mittage werden Eſſen bekommen. Wohlan, hier iſt eben ein Dorf oder Stadt, und wir wollen auch eſſen, dann ich glaube, daß wir Hunger haben. Als wir in dem Marktfleck (denn es war kein Dorf, noch eine Stadt) herumgiengen, und nach dem beſten Gaſthaus fragten, ſo wollte das Ungefähr, daß wir neben dem Pfarrhof vorbei giengen; wir wurden hineingerufen, und noch konnten wir die Urſache warum nicht begreifen. Als wir in das Zimmer des Herrn Pfarrers kamen, ſo fanden wir ihn im Bette, und neben ſeinem Bette ſtand ein Mann, den ich vor ſeinen Arzt hielt, und mich auch nicht geirret hatte. Nähern Sie ſich doch Herr Confrater (ſagte der Pfarrer) zu Herrn Ruf — Sie ſind mir ſehr willkommen, und wie vom Himmel geſendet — ſehen Sie nur, vor zwey Tagen traf mich das Unglück, daß ich mit meinem Reitpferde ſtürzte, und mir das Bein brach. Ich bedaure von Herzen, ſagte Herr Ruf, und nehme ſehr vielen Antheil an ihrem Unglücke. Ich und Herr Amon bezeigten ebenfalls unſer Leidweſen darüber. — Mein lieber Herr Confrater, fuhr der Herr Pfarrer fort, Sie müſſen ſchon einige Tage bei mir bleiben, und die Güte haben, mein Amt zu übernehmen. — Herr Ruf

war

war über dieſen Antrag etwas in Verlegenheit verſetzt, er wollte zwar Ausflüchte ſuchen, aber alle ſeine angeführten Urſachen hatten keinen Grund. Nun ſagte er ganz leiſe zu mir, der Mann iſt in Irrthum, er hält mich für einen Kapuziner — ich erwiederte, laſſen Sie ſich immer dafür halten, dieſer Irrthum ſoll uns nicht ſchaden. — Ich habe ſchon nach L. um einen Franziskaner geſchickt, aber er kann erſt Sonnabends hier eintreffen, und morgen iſt, wie Sie wiſſen, ein groſſer Feyertag, und der Gottesdienſt muß vor ſich gehen. Hier liegt die Predigt, welche ich auf den morgigen Tag beſtimmt habe, Sie dürfen ſelbe dem Volke nur vorleſen. Ich würde, (ſagte Herr Ruf) gerne in ihr Begehren willigen, wenn es nur ſeyn könnte — aber Sie ſehen dieſe meine zwey Reiſegefährten hinter mir, ich muß mit ihnen fort. Ach meine lieben Herrn, ſagte der Herr Pfarrer, verweilen Sie doch nur bis morgen nach dem Gottesdienſt — und Sie werden mir einen unendlichen Dienſt erweiſen. Ich und Herr Amon verſprachen es. Sie ſollen in meinem Hauſe recht gut bewirthet werden. Ich zupfte Herrn Ruf bei der Kutte, und ſagte ihm, er ſollte es nur auch zuſagen, und wir würden in der Nacht ſchon zu entkommen wiſſen. Nun ſagte Herr Ruf zu dem Pfarrer, daß er bis morgen bleiben würde, und der gute Pfarrer war damit ſehr zufrieden. Er befahl ſeiner Magd, uns gut zu bewirthen, und bot uns ein anderes Zimmer an. Aber, ſagte Herr Ruf,

da wir allein in dem angewieſenen Zimmer wa-
ren, wenn ich entdeckt würde! ich glaube es wäre beſſer, wenn ich den Mann aus ſeinem Irrthume zöge. Thun Sie das nicht, ſagte ich, die Bauern haben ja geſehen, wie wir hier in den Marktfleck, und dann zum Pfarrer giengen, ſie würden Sie und uns gewiß ſteinigen, wenn ſie Ihre Verkleidung erführen, und es könnte leicht geſchehen, daß wir gar ins Loch geſperrt würden. Ja, ſagte Herr Amon, das könnte uns in die größte Verlegenheit ſetzen. Wiſſen Sie was — ich übernehme ihr Amt — ziehen Sie nur die Kutte aus — ich habe ohnehin eine groſſe Platte auf dem Kopfe, und das wird zur Täuſchung der Bauern das Weſentlichſte beitragen. O von Herzen gern! — aber der Herr Pfarrer wird dieſe Verwandlung wohl merken. — Nein, nein, erwiderte Herr Amon, beſorgen Sie nichts, ich will die Sache ſchon gut machen.

VIII. Kapitel.

Jedes Ding hat ſeine Urſache.

Der Herr Pfarrer ließ uns zu Mittage gut bedienen, und Herr Leck ſein Wundarzt ſpeiſte mit uns. Dieſer Herr Leck war ein ſehr ſonderbarer Mann, ſehr unerträglich durch ſeine immer wiederholten und unermüdeten Fragen. Herr Amon, als Kapuziner verkleidet, ſaß eben ne-

ben ihm, und ihn traf es am meiſten, ſeine Fragen zu beantworten. — Sie haben vermuthlich in Leipzig ſtudirt — fieng er an. — Nein, ſondern in Göttingen. — So da iſt eine gute Univerſität. — Ja ſehr gut. — Wie alt ſind Sie? — Sechs und dreyßig Jahre. — Wie, sechs und dreyßig Jahre, und haben noch keinen Bart? Unſer Provinzial will nicht haben, daß wir Bärte tragen. So kann das der Provinzial befehlen? ich dachte, das gieng den Papſten an. Nicht immer. — Wie, nicht immer ſagen Sie, das kann ich wohl nicht glauben, der Papſt iſt doch Ihr erſtes Oberhaupt? Ja das iſt er, — aber wir thun dennoch, was unſer Provinzial gebietet. — Das ſollen Sie nicht. Sagen Sie mir doch, wie ſtark iſt ihre Geſellſchaft in ihrem Kloſter? Stark, ſagen Sie, das kann ich Ihnen nicht ſagen, ob die Geſellſchaft ſtark ſey, und in welchem Grade ihre Kräfte beſtehen. — Nein, das wollt ich eben nicht ſagen, ſondern wieviel ihrer ſind. — Ich habe wirklich die Neugier nicht gehabt, die Geſellſchaft zu zählen — ich denke, nun ſind wir unſer vier. — Wie in einem Kloſter ſeyn, und nicht wiſſen, wie groß die Geſellſchaft iſt. — Hören Sie, meine Gröſſe beträgt fünf Schuh, ſieben Zoll, und die andern hab ich nicht gemeſſen. — Ich meine ja nicht die Gröſſe, ſondern die Zahl. Sie meinen alſo die goldene Zahl, die iſt fünf, und der Sonnenzirkel ſieben. — Nicht doch mein Herr, Sie verſtehen mich nicht, oder wollen mich nicht verſtehen. Ich verſtehe

Sie recht gut, und Sie ſprechen ja eben von der Zahl? — Ja ihres Kloſters. — Die beweglichen Feſte, wie auch die Sonntags-Evangelien ſind nach dem römiſchen Meßbuche eingerichtet. — Mein Herr, Sie wollen mich für einen Narren halten. — Ich — Sie irren ſich. — Herr! glauben Sie nicht, ſagte Herr Leck, daß Sie mir unbekannt ſind. — Vom Sehen meinen Sie. — Ja, ja eben vom Sehen. — Nun dann freuet es mich, daß Sie mich ſchon geſehen haben; denn auch aus einem kleinen Loche ſieht man den Himmel. — Herr Sie werden verwegen, halten Sie ein. Was wollen Sie damit ſagen? — Ich will damit ſagen, daß Sie nicht glauben ſollen, ich ſey ein Eſel. — O ja ich kenne das Sprichwort: mancher trägt einen Sack, und heißt ſeinen Nachbar einen Eſel — aber Gott verhüte, daß ich Sie etwa meinen ſollte. Herr nun hat ihre Verſtellung ein Ende, ich kenne Sie, und weiß, wer Sie ſind. — Sie ſehen mich und meinen Habit oder Kutte, folglich wiſſen Sie auch, wer ich ſeyn mag. — Recht geſagt, wer Sie ſeyn wollen — Sie ſind ein entloffener Komödiant, und nicht was Sie zu ſeyn ſcheinen. — Wenn Sie doch Schauſpieler geſagt hätten, ſo hätten Sie es wohl errathen. — Wie, Sie ein Schauſpieler — Solche Zigeuner, wie Sie ſind, nennt man Marktſchreyer, Quackſalber, oder Komödianten. — Herr Sie fordern mich auf — halten Sie ein, mit Leuten von ihrer Gattung hat man nicht nöthig, ſich in Acht zu nehmen.

Herr

Herr was ſagen Sie? — Ja, ja ich irre mich nicht, nun bemerke ich, daß Sie ein **Manichäer** ſind, und nur das Uibel zu verbreiten ſuchen. — Verteufelter Ketzer — ja du biſt jener Giftmiſcher, der den Stadtrichter L. M. durch deine Kunſtgriffe in die andere Welt ſchicken wollte. Deine Verkleidung — ja ſelbſt dein verhunztes Geſicht ſagt es mir. Herr das Fieber der **Manichäer** hat Sie nun ganz ergriffen, Sie ſind nun in der Raſerey, und einem kriechenden, oder gar fliegenden Thiere zu vergleichen. — Nun wollte Herr **Ruf** den aufbrauſenden Wundarzt zur Vernunft bringen, indem er ſeine Beredſamkeit anwandte, und er ihm gleich den **Arminius**, **Attila** und den **Huß** zitirte. — Nichts nützte. — Nun rief ich mit voller Ungeduld, o Vernunft, wie ſchädlich biſt du! du macheſt die Menſchen zu Thieren. — Ihr **Atheiſten** — Ihr **Mordbrenner** und **Giftmiſcher**, rief nun unſer raſender Wundarzt — ich will euch alle wie eine Fliege mit meinen Füſſen zertreten. — Herr! Herr Sie beleidigen die Gaſtfreyheit. — Nein, ich beleidige ſie nicht, ſondern ich räche den Mann, den ihr hintergehen wollt. — Wie, was heißen Sie hintergehen? der Pfarrer hat uns ſelbſt in ſein Haus rufen laſſen — und wiſſen Sie mein Herr Phantaſt, daß Schauſpieler von unſerer Gattung niemand hintergehen wollen. — Nein wir wollen die Namen unſerer groſſen Vorfahrer nicht mit Hintergehungen beflecken. — Warum haben Sie den Mann nicht aus ſeinem Irrthum gezo-

gen, und ihm ihre Verkleidung entdeckt? — Dieſe Frage an uns zu machen gebührt Ihnen nicht, Sie ſind ein Dummkopf. — Nun ſtand Herr Leck wie ein Raſender auf, ergriff die Weinflaſche, und ſchlug ſie Herrn Amon zum Kopf, und der darinn befindliche Wein übergoß ihm ſein ganzesGeſicht, und ſeine Kutte. — Herr Amon der ſich über dieſen Streich etwas erholt hatte, ergriff dagegen eine Schüſſel, in welcher man kurz vorher ein Aepfelkompot aufgetragen, und ſchlug ſie Herrn Leck gerade in das Geſicht. Dieſer ſchrie nun aus allen ſeinen Kräften um Hilfe, aber Herr Amon achtete nicht darauf, denn er hatte eben ben Herrn Leck auf die grimmigſte Art bei den Haaren gefaßt, welches Herr Leck ebenfalls that, und ein jeder bemühete ſich, den andern zu überwältigen. Dieſer Kampf war merkwürdig, aber auch im Grunde ungewiß, wer von beiden das Feld erhalten werde, weil ſie einander gewachſen waren. Der Tiſch ſamt dem, was darauf war, wurde umgeſtürzt, und ihre Verbitteruug war ſo groß, daß ſie alle beide zu Boden fielen, und einander mit geballter Fauſt ganz unbarmherzig ſchlugen, ſo zwar, daß ſie beide von Blut ſehr beſudelt waren. Schon war das halbe Zimmer voll Menſchen, und der arme kranke Pfarrer ſchrie aus vollem Halſe um Ruhe. Ich und Herr Ruf richteten unſere Aufmerkſamkeit auf die Umſtehenden, welche auf verſchiedene Art an dieſem Abendtheuer Antheil zu nehmen ſchienen, und den vermeinten Kapuziner durch

ein zurufendes Fuß noch mehr anfeuerten, und bey jedem Schlage, der geſchah, gaben ſie ihm ihren Beyfall durch Händeklatſchen zu erkennen. Nun trat ein ziemlich dicker Brauknecht auf, und bemühete ſich, die beyden Raufenden auseinander zu reiſſen, aber ſeine Bemühung war vergebens, denn er bekam auf der Stelle zwey ſolche derbe Streiche mit einer zinnernen Schüſſel von Herrn Amon auf den Kopf, daß er zu Boden fiel, nun nahmen ſich zwey herumſtehende Bauern um den Brauknecht an, und wollten über den Kapuziner. Dieſes wollte Herr Ruf nicht zugeben, und dadurch kam er unter die Streitenden; dieſer neue Auftritt machte, daß die Zerrüttung allgemein wurde, ich aber fand nun für nöthig, dieſen Ort in Eil zu verlaſſen; denn meine Abſicht war nicht, Stöſſe, Wunden und blaue Augen davon zu tragen.

IX. Kapitel.

Kleinigkeiten werden oft Wichtigkeiten — oder die Wahrheit bleibt Wahrheit.

Wer war froher als ich, daß ich mich, ohne Schläge bekommen zu haben, aus dieſem Streite gezogen hatte; nur bedauerte ich den armen Amon, der ein ſehr unterhaltlicher Menſch war, daß er ſich ſo ſchreckbar herumſchlagen mußte, und ſich ſchon ſo lange mit Standhaftigkeit mit

Herrn

Herrn Leck herumgeſchlagen hatte, am Ende aber mit einem überlegenen Haufen raufen mußte, der mehr Stärke in der Fauſt als im Hirn hatte. Noch vom Schrecken dieſes Streites betäubt eilte ich in vollem Laufe, und ſo lange ich laufen konnte auf der erſten Straſſe, oder beſſer zu ſagen auf dem erſten Wege, der mir zu Geſichte kam, fort, hielt endlich müde ſtille, und ſetzte mich im Schatten einer großen Linde nieder, um etwas auszuraſten, und über mein Schickſal nachzudenken. Der erſte Gedanke, der in mir aufſtieg, war meine Armuth, denn ich hatte nicht einen Heller Geld — der zweyte war, daß ich an die guten Tage und Liebe der edelſten Conſtanze und an meinen Wohlthäter dachte. — Mein Vater fiel mir ein, und nun wurde der Gedanken in mir rege, nach Hauſe zu kehren — Das wollt' ich nicht — weil ich ſchon zum voraus die Schande überdachte, die ich und mein Vater haben würde, wenn er mich ſchlecht gekleidet und bettelarm zurückkommen ſähe, auch würde meine Zurückkunft auf dieſe Art keine gute Meinung von mir geben, und mit meinem Briefe, den ich an meinen Vater geſchrieben, ſehr abſtrahiren. Ich konnte freylich wohl hundert Lügen von Dieben, Mördern und dergleichen machen — aber nein, ich hatte Ehre, und mein Herz verwarf jeden Gedanken, der in mir zur Rückkehr aufſtieg. Ich gieng nun meinen Weg fort, und dabey zwar ganz ſtolz auf mein Schickſal. Als ich ungefähr

eine

eine Stunde fortgegangen war, kam ich auf eine ziemlich breite Straſſe; auf ſelber fand ich einen leinernen Sack, in welchem ſich eine Schlafhaube, zwey Hemder und ein mit Bindfaden gebundenes Manuſkript befand, welches einige Gedanken über die Erziehung enthielt. Mit dem gefundenen Sack auf der Schulter ſetzte ich meinen Weg auf dieſer Straſſe in der Meinung fort, denjenigen einzuholen, der den Sack verloren hatte. Aber vergebens. Ich zog dann das Manuſkript aus dem Sack und fieng an die erſte Stelle davon zu leſen, welche alſo lautete: Erziehungsanſtalten müſſen von ſolchen Menſchen angelegt werden, die die Menſchen und ihre Bedürfniſſe kennen. Eine jede Erziehung ſoll die Abſicht haben, Menſchen glücklich und zugleich zu ihrem künftigen Unternehmen geſchickt, und zu ihrer Lebensart fähig zu machen. Eine Folge einer vollkommenen Erziehung iſt, nach klaren, heiteren Begriffen und wahren Empfindungen denken und handeln zu dürfen. Ja man muß frey über Wahrheit denken lernen, nach dieſer Wahrheit ſeine Ideen ſammeln, in ſelben leben, und es auch dürfen. Das Ideal von einem vollkomenen Menſchen würde das ſeyn — aber man müßte ihn eher dazu bilden. Der Kopf muß heiter und gerade denken, das Herz muß warm, aber nicht zu feurig fühlen, und Wahrheit und Gerechtigkeit ſein Element ſeyn, er muß in ſich Kraft haben, ſein Glück ſelbſt, unabhängig von andern Menſchen, ſich zu ſchaffen, muß

thä=

thätig ſeyn; was er thut, muß er mit Empfindung und Stärke, um des Guten, nicht um anderer Menſchen Willen, thun; er muß körperliche Kraft genug haben, um die ihn umgebende Natur zu dulden, ſich muthig aus Gefahren zu reiſſen, muthig und kühn dem zu widerſtehen, was ihn nöthigen will, ſeinem Kopf und Herzen zu entſagen; er muß voll Liebe ſeyn gegen andere Menſchen, und ſo voll Liebe gegen Gott, ſo begeiſtert ſeyn vom Blick der innern Wahrheit, innern Schönheit und Güte, daß er das Leben diſſeits des Grabes nur trägt, das er nach dem Tode allein des wärmſten Wunſches werth achtet. — Ich dachte nun bey mir ſelbſt, kann es möglich ſeyn, daß dieß Ideal wohl bey einem einzigen Menſchen zu finden ſey? — Nun las ich alſo weiter — Sokrates wollte keine Gelehrte ziehen, und ſeinen Schülern kein Syſtem in den Kopf bringen, denn er wollte nur, daß der Menſch dasjenige lernen ſollte, was gut und wahr wäre, und dieſes ſuchte er ſo fühlbar und ſo begreiflich zu machen, daß er es dahin brachte, das Gute ſehr oft zu bewirken. — Hier ſcheint mir, habe ſich der Verfaſſer geirret — denn Sokrates machte keine feyerlichen Schlüſſe, er ſtellte kein Lehrgebäude auf, ſeine ganze Kunſt war, jede ſchickliche Gelegenheit abzupaſſen, und dann von Dingen, die in die Sinne fielen, und die jeder Menſch auf einerley Art empfand, ſeine Freunde überzeugen zu wollen, oder ſie damit zu überreden. — Nun las ich wieder weiter.

So-

Sokrates verwarf die Geburt ſeiner Schüler nicht eher, bis ſie ſich ſelbſt für Mißgeburten erkannten. — O lieber Himmel, ſchrie ich laut auf. Wer iſt der Weiſe, der ſo etwas ſchreiben kann! — Und wo giebt es Menſchen, die ſtolz genug wären, ſich für Mißgeburten zu erklären — Nun hatte ich keine Luſt weiter zu leſen, ich ſteckte das Manuſkript in den Sack, und ſetzte meinen Weg fort. Ich erreichte endlich eine kleine Grenzſtadt in Böhmen, welche Jorkau hieß. Hier erkundigte ich mich in mehreren Gaſthäuſern, ob ſich wohl Jemand finde, der einen Sack verloren habe. Nach langem Herumſuchen fand ich den Eigenthümer, der mich mit der größten Freude aufnahm und empfieng. Als ich ihm den Sack übergab, ſo war ſeine erſte Aufmerkſamkeit bey Durchſuchung ſeines Sackes auf ſein Manuſkript gerichtet, und als er ſelbes unverletzt wieder fand, ſchrie er mit einem entzückenden Vergnügen „ Ich habe dich nun wieder, du erhabenes Kleinod, du Muſe meines Herzens! Nur ich kenne deinen Werth, und nur mir allein biſt du theuer, denn die Sterblichen werden deinen Werth nie erkennen — Nun ergriff er mich bey dem Kopf und umarmte mich auf das zärtlichſte — ſie ſind mein Freund! ſie ſind ein Mann, der Ehre hat, ſie haben mir das wieder gebracht, was ich nach meinem Leben am meiſten ſchätze — ja ich würde eher mein Rittergut verlieren, und den Verluſt davon ertragen, als jenen meines ſo theuren Ma-

nu-

nuſkripts. — Kein Homer, kein Virgil, kein Ovid, kein Sokrates, kein Seneka und kein Roſenau haben ſo, wie ich von der Erziehung geſchrieben; nun küßte er ſein theures Manuſkript wieder, und dann wiederholte er ſeine Ausrufungen mit noch mehr Lebhaftigkeit. Nun fragte er mich um meinen Namen, ich ſagte ihm, daß ich Iſidor hieße, er ſchrieb meinen Namen mit Aufmerkſamkeit in ſein Schreibbuch ein — Herr! den Dienſt, den ſie mir durch die Zurückgabe meines Manuſkripts erweiſen, werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen, wollen ſie dafür mit mir auf meinem Rittergute leben? Kommen ſie, ſie ſollen nicht wie ein Fremder, ſondern wie mein Freund, wie mein Kind behandelt werden. Ich dankte dem Ritter für ſein gütiges Anerbiethen, und um ihn noch mehr über ſein Manuſkript zu begeiſtern, lobte ich es über alle Maſſen — Sie haben alſo darinnen geleſen? Ja, aber nur wenige Zeilen, aber dasjenige, was ich las, bewies mir ſchon hinlänglich, wie groß ihre Menſchenkenntniſſe ſind. Nun fieng mein Ritter an, ſie kennen doch was Worte heiſſen, und wiſſen den Begriff davon zu unterſcheiden — Welche Gottheit ſchickte ſie zu mir — nein ſie werden von mir nicht ſcheiden. Ich ſtellte dem Ritter vor, daß mein Beruf es nicht zugebe, bey ihm zu bleiben, indem ich ein Schauſpieler wäre, und mich in der großen Welt zeigen müßte, damit die Menſchen mein Talent bewundern könnten. Wie,

rief

rief der Ritter, ſie ſind ein Schauſpieler! nun verdienen ſie noch in einem höheren Grade meine Hochachtung — nichts hat in der Welt mehr Reitze für mich, als Schauſpiele; wie oft wünſchte ich die günſtige Gelegenheit zu finden, die Bekanntſchaft eines Schauſpielers zu machen, und wie gern würde ich auf meinem Rittergut ein Theater errichtet haben, ja ich ſelbſt habe immer das Verlangen gehabt, einmal die Gelegenheit zu haben, als Akteur auftreten zu können — Ja ſie müſſen mit mir nach meinem Rittergut kommen, und mir ihre Einſicht mittheilen, damit ich in meinem großen Saal, oder wo ſie es am beßten thunlich finden werden, ein Theater errichten kann — ich werde ſie dafür mit Dank bezahlen. Kommen ſie mit mir, und verſagen ſie mir meine Bitte nicht. Ich, der ich immer einen Hang zum Theater hatte, willigte in das dringende Begehren des Ritters, und den andern Morgen reiſte ich mit ihm in ſeiner Kaleſche nach ſeinem Rittergut ab. Auf unſerer Hinreiſe fieng er mehrmal von ſeinem Manuſkript zu ſprechen an, und las mir manche Stelle aus ſelbem vor. Ich hieß ihn einen Sokrates, einen Plato und einen Seneka, und lobte ſeine Schrift ungemein. Nun fieng er mit einem dichteriſchen Feuer und einer ſeltenen Begeiſterung an: Haben ſie von jener Abhandlung nicht reden gehöret, die ich über die Sündfluth geſchrieben habe, und die mir den Namen eines großen Geiſtes erwarb. Ich will

ihnen einige Auszüge, die ich noch ganz im Kopfe habe, rezitiren. — Nun fieng er alſo an: Die Welt war vor der Sündfluth durchaus bewohnbar, durchaus gleich fruchtbar, welches aus der Menge von Menſchen und Thieren vor der Sündfluth erwieſen wird — folglich waren Berge und Thäler, Wälder, Quellen, Flüſſe und Meere nach dem beſten Ebenmaß vertheilt. — Die Atmoſphäre war gut und geſund, und von unſerer jetzigen weit unterſchieden. — Es fiel kein Regen, und die Winde beunruhigten die Luft nicht. — Was ſind aber nun die Urſachen dieſer großen Veränderung, ſowohl der Atmoſphäre, als der Erdfläche? Die Erde wurde durch ein übernatürliches Erdbeben durchaus erſchüttert, wodurch die unterirdiſchen großen Höhlen zerriſſen, und alle Theile verſetzt wurden. — Der Schwerpunkt der Erde wurde näher gegen den Südpol geſetzt, wodurch die Achſe ſich gegen die Ekliptik neigte, hieraus entſtand die Veränderung der Atmoſphäre. Durch die Erſchütterung brachen die Berge, wurden hier aufgeworfen, dort ſanken ſie ein: die vorbrechenden Wäſſer riſſen die großen Felſen mit, gegen das Ende der Sündfluth zogen ſich die Wäſſer in die Höhlungen und eingeſunkenen Stellen zurück, das ganze Anſehen der Erde war verändert; daher die Thon- Kalk- und Mergelberge mit ihren Verſteinerungen, die vorher Meeresgrund waren. Durch das Ablaufen des Waſſers am dritten Tage entſtand die wellenförmige

Ge-

Geſtalt der Gebirgsketten, und der Seitengebirge, die runde Geſtalt der Berge, die abgeriſſenen Felſenſtücke, welche nun in die flachen Gegenden geführt, und daſelbſt als Sand oder Feldſteine zerſtreut, oder als Sandberge angehäuft, und zu Sandſteinen zuſammengepreßt wurden. Ferner wurden durch das Ablaufen des Waſſers, und das Eindringen in die tiefen Kanäle gemacht, die entweder nachher offen blieben, oder mit Stein, Metall angefüllt wurden, daher die Metallgänge. — Ob Waſſer, oder Centralfeuer, oder Magnet den Mittelpunkt der Erde ausmache, iſt ungewiß. Obgleich durch dieſe Sündfluth die Berge zuſammenſtürtzten, und die vorbrechende Fluth alles untereinander wühlte, ſo liegen doch die Schichten der Erzgebirge ſo richtig und geſetzmäſſig übereinander, als wenn ſie im ruhigſten Waſſer ſich nach und nach geſetzt hätten. Es iſt ohne Zweifel eine ſehr natürliche Erklärung, daß die Berge aus Stein entſtehen, und daß die Steine eine Erzeugung des Waſſers ſind. Aus dieſer meiner angefangenen Rede ſieht man alſo, in welcher Geſtalt der Geiſt Gottes in der Natur ſchwebt. —

Aus dem, was ich aus ihrem Munde vernommen, ſehe ich wohl, daß ſie ein Mann ſind, dem das Wohl eines jeden am Herzen liegt, und daß ſie gern die Menſchen durch ihre Wiſſenſchaften glücklich machen wollen, oder es wenigſtens ſuchen. — Sie haben ganz meine Abſicht errathen. — Mit der Philoſophie geht es

nicht ſo, wie mit einem Liebhaber, der Natu-
ralien ſammelt, der Steine und Sand ſucht,
ſeine Taſchen damit füllt, und ſie in ſeinem
Kabinet aufbewahrt, und ſich dabey den An-
ſtand eines Naturaliſten giebt; meiſtens ſind die-
jenigen Leute, welche ſich an ſolche Sammlun-
gen halten, unwiſſende Reiche, die nur ein
Vergnügen in Pralerey ſuchen. Um in der
Wiſſenſchaft der Mineralien Kenntniſſe zu erlan-
gen, muß man ein Chimiſt und wahrer Phy-
ſiker ſeyn; man muß ſehr ſchwere Experimente
machen, die ſehr mühſam und koſtſpielig ſind,
man muß ſelbſt in dem Laboratorium mit An-
ſtrengung arbeiten, und noch dabey viel Geld
daran wenden, auch ſeine Zeit (denn die
Zeit iſt koſtbar) bey brennenden Kohlen und
Tiegeln verſplittern, und dann ſogar ſei-
ne Geſundheit in dem Rauch oder Dunſt in
Gefahr ſetzen, und oft ſelbſt ſein Leben dabey
wagen. — Die Philoſophie hat aber viel mehr
Angenehmes, denn der wahre Philoſoph arbei-
tet ja nur für das Wohl ſeiner Mitbrüder, und
ſeine Arbeit iſt nicht ſo gefahrvoll — denn ſie
iſt vergnügend und zugleich nützlich. — Aber, er-
widerte ich, der Chimiſt ſuchet ja auch nützlich
zu werden, und durch dieſe Wiſſenſchaft haben
wir ja ſchon viel Gutes und Nützliches bewirkt.
— Sie haben Recht, wenn ſie ſagen, daß die
Chimiſten ſich beſtreben, nützliche Dinge bewirken
zu wollen, aber ſie haben noch nicht viel be-
wirkt. Die Moral (ſagte ich) lehret uns,

daß

daß nützlich ſeyn wollen, eben ſo viel iſt, als nützlich ſeyn, denn derjenige, der gut werden will, iſt es ſchon mehr, als er glaubt. Hierinnen haben ſie ganz meinen Beyfall, und ſie machen, daß ich mich eines Satzes erinnere, den ich in meiner Jugend ſchon ſehr oft gehört, und nun bewundere, er beſteht aus folgenden Worten: „Ich liebe zu lernen, um andere belehren zu können, und die ſchönſte Entdeckung würde aufhören mir zu gefallen, wenn ſie für mich allein wäre" — Nein ich würde ſelbſt die Weisheit haſſen, wenn ich ſie gegen dieſe Verbindung haben ſollte, daß ich ſie nur allein beſitzen müßte. Sie haben Recht, denn jedes Eigenthum iſt daher angenehmer, wenn man es zertheilen kann, und wenn andere eben den Genuß als wir davon haben. Nun küßte mich der Ritter mit Wärme, indem er ſagte, das Glück erhebet oft den Mann, aber es läßt ihm immer das Uibel befürchten, welches er ſelbſt thun kann — und nun fuhren wir in des Ritters Schloß ein.

X. Kapitel.

Wer ſich durch die Liebe ins Joch ſpannen läßt, iſt kein Weiſer.

Das ſehr große und baufällige Schloß des Ritters Gutmann, war eben nicht das ſchönſte

und bequemſte, denn man ſah dem Schloſſe von ferne die alte verroſtete Ritterſchaft an, und wenn die Mauern nicht ſo dick und körperlich gebaut geweſen wären, ſo würde es wohl mehr als einmal von den heftigen Nordwinden umgeblaſen worden ſeyn. Hier und da fehlte es an Dach; die Raben, Störche und Geyer hatten in manchen Zimmern, denen es an Fenſtern fehlte, ihre Verſammlung, und auch ihre Neſter. — Aber dieſes ſo alte und halb öde Schloß faßte einen Schatz in ſich, der mehr als alle alten Schlöſſer dieſer Gegend werth war. Denn in dieſer Gegend gab es viele Schlöſſer. — Dieſer ſo theure Schatz war die Tochter des Ritters Gutmann, welche Cäcilia hieß, und ungefähr vierzehn Jahr alt war. Cäcilia war das ſchönſte, gutherzigſte und tugendhafteſte Fräulein; ihre edle Unſchuld war auf ihrem reizenden Geſichte, und in jeder ihrer Gebärden ſichtbar. Sie liebte ihren Vater mit wahrer kindlicher Zuneigung, und ihm in allen zu gehorchen, war ihr äuſſerſt angenehm. Als mich der Ritter ihr vorſtellte, und zu Cäcilia ſagte: Hier meine Tochter führe ich dir einen meiner guten Freunde auf, ſo ſagte ſie mit ihrer angebornen Unſchuld: „Mein Herr Vater iſt ihr Freund, und ich als ſeine Tochter bin ihre Freundin, und freue mich, ſie kennen zu lernen.“ Dieſer junge Mann (ſagte Ritter Gutmann) hat mir wahre Beweiſe ſeiner Rechtſchaffenheit gegeben, und er verdient mein ganzes Zutrauen. Du

weiſt

weiſt Cäcilia, wie ſehr ich meine Schriften liebe, und wie werth ſie mir ſind. Auf der Straſſe nach Jorkau verlor ich meinen Sack, in welchem ich eines meiner Manuſkripte hatte; dieſer redliche und rechtſchaffene Mann fand meinen Sack, er kam nach Jorkau, erkundigte ſich in mehreren Gaſthäuſern nach demjenigen, der den Sack verloren hatte, und fand mich — Wie groß meine Freude über dieſen Vorfall und über die Wiedererhaltung meines Manuſkripts war, das kannſt du dir leicht vorſtellen, Herr Iſidor iſt ein berühmter Schauſpieler, und du erinnerſt dich noch, wie oft ich gewünſchet habe, die Bekanntſchaft eines ſolchen Mannes zu machen, und welche Freude ich haben werde, wenn ich eines von meinen Theaterſtücken in meinem eigenen Schloß vorgeſtellt ſehen werde. Ja meine liebe Cäcilia, du wirſt zu meiner Freude noch mehr beytragen, wenn ich auch dich unter den ſpielenden Perſonen ſehen werde; denn Herr Iſidor wird gewiß ſo viele Freundſchaft für mich haben, dir den nöthigen Unterricht, um ſpielen zu können, zu geben. Ich werde es mit der innigſten Freude thun, erwiederte ich. — Dann werde ich meine Wünſche begränzt, und meine Freude erfüllt ſehen. — Hier ſprang er von ſeinem Sitze auf, und umarmte mich. Cäcilia ſah mit Rührung die Freude ihres Vaters, und die Thränen, die ſie ſich mit der Hand von den Augen wiſchte, bezeugten, welchen Antheil ſie daran nahm. — Aber lie-

her Herr Ritter, ein Schauſpieler kann allein keine Komödie ſpielen, er muß ja Gehülfen haben — die ſollen ſie haben, ich habe eine Tochter, einen Amtmann, einen Schreiber, und einen Wirthſchaftsvorſteher. Aus dieſen Leuten können ſie machen, was ſie wollen, ſie ſollen ihnen in allem gehorchen. Dieſe Leute können ihre Amtspflicht wohl verſtehen, aber werden ſie auch dazu tauglich ſeyn, eine Komödie zu ſpielen? — Lieber Herr Iſidor, alles das wird von ihnen abhängen, ſie werden ſehen aus dieſen Leuten was zu machen. — Sehen ſie, hier habe ich mehrere Theaterſtücke, wovon ich ſelbſt Verfaſſer bin, wählen ſie eines davon. Ehe ich eines aus ihren Theaterſtücken wählen werde, will ich ſie durchleſen, dann ihre Leute ſehen, und mich alsdann erklären. — Recht, ſo ſie ſind ganz der Mann, den ich mir lange ſchon zu beſitzen gewünſchet habe. — Was ſagen ſie von meiner Tochter? — Alles Gutes, und ich verſpreche mir im voraus von dem gnädigen Fräulein die beſte Ausübung. — Nun küßte der Ritter mit väterlicher Zärtlichkeit ſeine ſchöne und unſchuldsvolle Tochter, und befahl ihr für mich ein Zimmer neben dem ſeinigen bereiten zu laſſen. Cäcilia gehorchte, und gieng fort. — O wie gern würde ich mit ihr gegangen ſeyn, und ſchon empfand ich ganz den Werth des Dienſtes, den ſie für mich ausüben mußte. In meinem Hauſe müſſen ſie thun, wie in dem ihrigen, (ſagte der Ritter); ein guter Freund

iſt

iſt mein Vertrauter und ich habe keine Geheimniſſe vor ihm. — Das erſte ſoll alſo ſeyn, daß wir den Ort ausſuchen wollen, um ein Theater herſtellen zu laſſen, ich habe hier im Orte einen ſo ziemlich geſchickten Tiſchler, und da ſie ihn leiten werden, ſo wird die Ausübung gut vor ſich gehen, auch ich will dabey unter ihrer Direktion ſtehen. Sie ſetzen zu viel Vertrauen in mich, und noch verdiene ich ihre zu große Güte nicht. Laſſen ſie die Komplimente beyſeite, und ſind ſie mit mir immer gerade zu, ich bin ein deutſcher Ritter, und liebe die deutſche Offenherzigkeit. Wir giengen im Schloß die meiſten Zimmer durch, beſichtigten ſelbe, und beſtimmten zur Erbauung des Theaters einen großen Saal. Der Tiſchler wurde gerufen, und mußte die Breite und Länge abmeſſen, der Ritter zeichnete ſie auf, und den folgenden Tag machten wir beyde den Riß dazu; der Tiſchler mußte in das Schloß ziehen; ein Junge, ich und der Ritter waren ſeine Geſellen, Bretter, Tröme, Leiſten, alles mußte von uns gehobelt und abgeſäget werden, und ein jeder leiſtete den Dienſt, den er zu leiſten fähig war, mit Freude und Eifer. Selbſt Fräulein Cäcilia machte uns oft den Leim warm. Nun wurde Herr Maler = und Anſtreichermeiſter Knif von Jorkau mit ſeinen Gehülfen gerufen, und nun ergriffen wir das Tapizirer = Maler = und Anſtreicherhandwerk, und in Zeit von drey Wochen war unſer Theater fix und fertig, und alle die Bauern, Pfar-

rer und benachbarten Gutbeſitzer, nebſt deren Amtleuten, die es ſahen, bewunderten es. Aus den Theaterſtücken, die mir der Ritter zum Leſen gegeben, fand ich nur eines, welches wir aufzuführen im Stande waren; das Stück hieß **Mintas und Mirza**, oder der unerwartete Fall, es hatte nur einen Aufzug und beſtand in fünf ſpielenden Perſonen. Die Rolle der Gräfin **Reichſtein** ſpielte die Tochter des Amtmanns, ein Mädchen von großer Geſtalt und angenehmen Geſichtszügen, **Bergmann**, der Rentmeiſter, wurde durch den Amtmann geſpielt. Dieſe Rolle war zwar dem Ritter beſtimmt, aber der Ritter als Verfaſſer wollte ſein Stück ſpielen ſehen, und er hatte vollkommen recht. Den Bauernjungen **Mintas** ſpielte ich. Die Geliebte des Bauernjungens unter dem Namen **Mirza** ſpielte Fräulein Cäcilia, und **Rudolph** den Müller machte der Kanzleyſchreiber. Jeder bekam nun ſeine Rolle, und jeder mußte bey abwechslenden Stunden auf mein Zimmer kommen, und in der Gegenwart des Ritters Unterricht nehmen. Ich, der ſelbſt ein Anfänger in der Schauſpielkunſt war, mußte nun in ſelber Unterricht geben, und ich geſtehe, daß es für einen Schauſpielkenner ſehr unterhaltlich geweſen wäre zu ſehen, welche Mühe ich hatte, um meine Schüller gehen zu lehren, und ihre Arme bewegen zu machen. Der Amtmann bedurfte am wenigſten Unterricht, aber der Kanzleyſchreiber war gerade ein Stück Holz. Seine Rolle hatte er doch in acht Ta-

gen

gen auswendig gelernet, bey der Aktion aber war er unbeweglich, und zwar dergeſtalt, daß, wenn er ſich nähern und zugleich ſprechen ſollte, ſo that er das eine, und das andere vergaß er. — Der Ritter wurde oft über dieſen Menſchen ſo aufgebracht, daß er ihn aus dem Zimmer jagte. Eines Tages, da er ſich zum voraus erklärt hatte, alles gut zu können, ließ ihn der Ritter nun wieder kommen, und gleich beym Anfang, da er auftreten, und gleich beim Auftreten ſagen ſollte „Ihro hochgräfliche Excellenz, ſo fieng er an zum Ritter zu ſagen, nun muß ich gehen, und wenn ich bey der Gräfin ſeyn werde, ſo werde ich anfangen zu reden." Der Ritter faßte ihn beym Arm, und wollte ihn zur Thüre hinausjagen. Nun fiel aber der arme Tropf auf die Knie, und bat den Ritter noch einmal, die Repetition vornehmen zu dürfen. Ich lachte von ganzem Herzen über die Einfalt dieſes Menſchen, und der Ritter erlaubte ihm noch einmal ſeine Rolle zu rezitiren. — Für dießmal gieng es ſo ziemlich gut, und niemand war darüber froher als der Ritter. Nun komme ich auf die Hauptſache meiner Rolle, und jener des Fräulein Cäcilia. Das gute ſchöne Mädchen war bey Repetirung ihrer Rolle ſo unſchuldvoll, und ſo zuverſichtlich, daß es unmöglich war, ſie nicht bey jedem Worte, das aus ihrem Munde gieng, zu küſſen. Aber der Ritter war zugegen, und ich mußte die Ehrfurcht nicht verletzen, die ich ihm und ſeiner allerliebſten Tochter ſchuldig war.

In der Rolle, ſo ich mitſpielte, kömmt im dritten Auftritt folgendes Geſpräch zwiſchen mir und Cäcilia, oder zwiſchen Mintas und Mirza vor. **Mintas.** Alſo Mirza — Mirza — du antworteſt nicht? Biſt du mir nicht wie vormals gut? Liebchen! Liebſt du mich nicht mehr? — Mirza, habe ich deine Liebe je verkannt? Hab ich deine Zärtlichkeit nicht erwiedert? — Wie du weinſt? O laß ſie mich wegküſſen die Thränen; es ſind gewiß Thränen der Liebe, der Freundſchaft (er umarmt ſie). Ich umarmte alſo Cäcilia, und die gutherzige Seele vergoß wirklich Thränen, und dabey erwiederte ſie, **Mirza** alſo. Ja guter Mintas, es ſind Thränen der Liebe, der Freundſchaft; aber ich werde ſie nur noch heut in deiner Gegenwart weinen. **Mintas** eilig. Wie, was ſagſt du Mirza? Hab ich recht gehört? Was haſt du vor? — Sprich, verhele mir den Kummer nicht, der dein Herz und deine Seele kränkt (Mirza ergreift Mintas bey der Hand) Mein Mintas! ich kann dir nichts verhelen; ich will aus Zärtlichkeit nicht verzagt ſeyn; du ſollſt alles wiſſen, mein Geliebter, ja ſelbſt den kleinſten Umſtand, der in meinem Herzen vorgeht, ſollſt und mußt du kennen, damit du mich nie einer Treuloſigkeit, einer Vergehung beſchuldigen kannſt. — Dieſe Worte ſagte Cäcilia mit einer ſolchen Süße, und mit einer ſo gefühlvollen Stimme, daß ſelbſt ihr Vater aufſprang, und ſie auf das zärtlichſte umarmte. Ich mußte ſie nach dieſer Re-

de

de umfaſſen, und wie gern that ich es. Mintas (umfaßt ſie) Liebchen ſchweige, ich würde mich darüber betrüben, du weißt wie ſehr mein Herz jeden Argwohn verachtet. Ja Mirza, dieß Herz liebt dich, und liebt nur dich.

Mirza. Dann guter Mintas, haſt du ein gutes, ein treues Herz. — Aber könnte dein Herz nicht gezwungen werden? Ach Mintas, was kann Reichthum und Schönheit nicht? — Mintas. Wie, was willſt du damit ſagen? O für Mintas kann weder Reichthum noch Schönheit was. Sprich Mirza! Mirza (die ihn ſtarr anſieht) Die Gräfinn — o die kann ſehr viel, Mintas! die kann dein Herz mir entreiſſen: Hier geſtehe ich, daß mich ihr ſtarrer Blick ganz betäubte, und anſtatt ihr mit Wärme zu antworten, ſo war ich die Gelaſſenheit ſelbſt. Der Ritter bemerkte es, und erinnerte mich an das, was ich thun ſollte. Ich wiederholte alſo mit Wärme: Nein Mirza, das kann, und das wird ſie ewig nicht. — Wie, du könnteſt ſo was von dem denken, den Lieb und Treue gegen dich beſeelt. — Mirza. Sie wird es — Mintas, wenn man zärtlich liebt, ſo entgeht der Wachſamkeit der Liebe nichts, (ſie weiſt ihm das Band, welches er auf ſeinem Hut trägt) ſiehſt du hier dieſes Band? Mintas. Nun ja, und was ſoll es? — Mirza. Die Gräfinn giebt es dir, und du trägſt es auf deinem Hut, — das ſollteſt du doch nicht. Mintas. (mit

Verwunderung) Sie befahl es ja, und ſoll ich ihrem Befehle nicht gehorchen? Sie iſt ſo gut, ſo gefühlvoll, o ja und, und ſo mitleidig. Mirza. O! ihrem Befehle muß ich auch gehorchen, aber wie ſchwer ſind Befehle, und zwar ſolche Befehle zu befolgen, die mit der Liebe in Zuſammenhang ſtehen. Mintas. Auch gab ſie mir dieſen Ring, und befahl, ich ſollte ihn an dieſem Finger tragen. Mirza. (betroffen) Iſt es möglich? Mintas, ein Ring iſt das Pfand der Verbindung. Soll dieſes Pfand nicht der Verbothe deines Verluſtes für mich ſeyn. Ich bin verloren. Mintas. (mit Veränderung) Wie, verloren ſagſt du. Warum? Was kann das Band, was ſoll der Ring? Mirza. Ja Mintas deine Mirza iſt verloren, der Ring, das Band ſind die wirklichen Zeichen und Beweiſe davon. — Sie muß fort, ſie muß dich, ſie muß ihre Heimat verlaſſen, ſie muß die Gräſinn fliehen, ſie muß ſterben. Dieſe letzten Worte machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich ganz die Perſon vergaß, die ich ſpielen ſollte, und Cäcilia zu Füſſen fiel, um ſie um Verzeihung bitten zu wollen. Der Ritter machte mich nun zum zweytenmal meinen Irrthum begreifen, und ich ſagte ihm, ohne wohl zu wiſſen, was ich eigentlich ſagte: daß die vielen Rollen, die ich im Kopf hätte, an dieſer Irrung Schuld wären. Ich ſpielte alſo mit Cäcilia nicht die Rolle eines Akteurs, ſondern die Rolle eines

Lieb-

Liebhabers. Cäcilia war zu unſchuldig, um gleich Anfangs meine Liebe gegen ſie zu begreifen, und alles, was ich in dem Verſtande that, um ihr meine Liebe, und meine Neigung erkennen zu machen, das ſah ſie für Höflichkeit und Artigkeit an. Nun kam alſo der Tag, den der Ritter dazu beſtimmt hatte, unſer kleines Stück zu ſpielen, die Einladungen waren gemacht worden, die Muſik beſtellt, die Probe und Hauptprobe war gut ausgefallen, und auch die geladenen Gäſte und Zuſeher waren alle angekommen. Unſer kleines Stück wurde geſpielt, und mit allem Beifall aufgenommen, und einige Kenner, die ſich unter den Zuſehern befanden, hatten die Bemerkung gemacht, daß ich die Rolle eines Liebhabers im ganzen und wahren Verſtand geſpielt hätte. Nachdem das Stück zu Ende war, verlangte mich jemand von den Zuſehern zu ſprechen. Wie groß war meine Freude, und zugleich meine Verwunderung, als ich Herrn Lator, meinen geweſenen Informator, fand. Dieſer Mann war, nachdem ich meines Vaters Haus verlaſſen hatte, und er dadurch ſein Amt verlor, in dieſe Gegend zu dem jungen Baron K. als Informator gerufen worden. Herr Lator erzählte mir, wie groß die Beſtürzung meines Vaters über meine Entfernung war, und welche Freude mein Oheim über die Szene des Phoſphors mit meiner Stiefmutter und das Kammermädchen gehabt. Auch wandte er ſeine ganze Beredenheit

an,

an, mich dahin zu bewegen, ich ſollte nach Hauſe kehren, er wolle unter deſſen meinem Vater von mir Nachricht geben, und ihm meinen Aufenthaltsort bekannt machen; denn, ſagte Herr Lator, ihr Vater wird daruͤber die angenehmſte Freude empfinden. Ich erinnere mich noch der Worte, die er mir ſagte, da ich ſein Haus verließ, wenn ich von ihnen etwas erfahren ſollte, moͤchte ich ihm gleich Nachricht geben; ich verſprach es, und ich will nun gleich meinem Verſprechen Genuͤge leiſten. Thun ſie das nicht, ich bitte ſie darum, denn ich habe wichtige Urſachen, die mir noch bis jetzt verbieten, meinem Vater meinen Aufenthalt bekannt zu machen. Ich werde meinem Vater ſelbſt ſchreiben, und ich werde beſſer thun, als wenn ſie es thun muͤßten, mein Vater liebt mich, ich weiß es. Ich verließ das vaͤterliche Haus nicht ſeinetwegen, ſondern wegen des unverſoͤhnlichen Haſſes meiner Stiefmutter, die nun todt iſt. — Dann ſagte Herr Lator haben ſie ja keine Urſache mehr vom Hauſe zu bleiben. Als wir ſo mit einander ſprachen, kam der Ritter, und ſagte zu Herrn Lator: Sie kennen alſo Herrn Iſidor? Herr Lator war uͤber dieſe Frage ſehr betroffen, er ſah mich an, und wußte nicht, was er dem Ritter antworten ſollte, endlich ſagte er. — Ja, ich kenne Herrn von Reichſtein, ich war ſein Informator, und bin zehn Jahre in ſeines Vaters Hauſe geweſen. Wie, erwiederte der Ritter) ſie ſind alſo kein Schauſpieler von Profeſſion, —

ſie

ſie haben mich alſo nur auf eine angenehme Art täuſchen wollen? Ich ſagte dem Ritter: obgleich mein Stand mich zu keinem Schauſpieler beſtimmte, ſo habe ich doch darinnen viel Angenehmes und Anziehliches gefunden, — und dieſen Stand, ſeit dem ich meines Vaters Haus verlaſſen, jedem andern, den ich hätte ergreifen können, vorgezogen, und daß ich mir ſchmeichle, der Herr Ritter würde mir über dieſe Entdeckung ſeine Freundſchaft nicht verſagen, und mich noch ſeines Zutrauens würdig halten. Sie ſind mir immer werth und angenehm geweſen; denn ſie haben mich ſchon durch mehrere Handlungen von ihrer Rechtſchaffenheit überzeugt, und nie werde ich das Vergnügen und die Freude vergeſſen, die ich durch ſie und ihre Freundſchaft genoß. Solche und dergleichen mehrere Komplimente waren in dieſem Augenblick der Stof unſerer Unterredung, auch erfuhr der Ritter von Herrn Lator die Urſache, warum ich meines Vaters Haus verließ, und andere Nebendinge, wodurch mir Herr Lator eben keinen Gefallen erwies. Als Herr Lator die Schuld meiner Entweichung auf meine Stiefmutter zeigte, ſo ſagte der Ritter: Ich war nach dem Tode meiner Frau noch immer reif genug, eine Frau zu nehmen, aber ich liebte meine Tochter, und ich erwog, daß es oft ohne Vorurtheil ſolche Fälle gebe, die wir billigen, und nicht billigen, vorzüglich aber nur dem Scheine nach richten, und daher uns nur zu ſehr irren, und oft das Un-

 recht

recht ſprechen, ohne die Sache recht und gründlich erwogen zu haben, und oft nur dem Namen nach urtheilen, — denn es geſchieht ſehr oft, daß nur Vorurtheil entſcheidet. Ihre Bemerkung iſt ganz gut, ſagte Herr Lator, denn es giebt Stiefmütter, die oft mütterlicher für die angenommenen Kinder denken, als die wahren Mütter; hingegen giebt es auch Stiefmütter, die nur Haß und Rache ausüben, beſonders, wenn es ſich ereignet, daß einige Zwiſte zwiſchen dem Mann und Weib obwalten; dann ſind die Kinder wirklich das Opfer, und der Rache der Stiefmütter Preiß gegeben. Dennoch geſchieht es auch, und zwar nur zu oft, daß unerzogene Kinder über die vermeinte Strenge der Stiefmütter klagen, weil ſie in dieſer Strenge eine Abneigung finden, die nur ihre Einbildung hervorgebracht hat, und die in einem falſchen Geſichtspunkte betrachtet wird; oft giebt es thörichte Väter, die eben ſo blind über die Fehler ihrer Kinder ſind, und dieſen, ohne zu erwägen, daß das Recht auf der Seite der Stiefmutter iſt, es den unerzogenen Kindern ſprechen, und aus dieſem Grunde einen Samen des Verderbens in ihrer Haushaltung ſtreuen, ſo daß ſie dem Uibel am Ende nicht mehr abhelfen können. — Bei Herrn von Reichſtein war aber der Fall entgegen geſetzt, denn ſeine Stiefmutter haßte, und verfolgte nicht nur ihn, ſondern auch diejenigen, welche ihm zugethan waren. Auf dieſe Art (erwiederte der Ritter) war die Stiefmutter des

Herrn

Herrn von Reichſtein ein unverſtändiges Weib, und ihr Unverſtand und böſer Eigenſinn machte ſie zu einer wahren Stiefmutter. Ich habe ein Theaterſtück über dieſen Gegenſtand geſchrieben, und in ſelbem eine Stiefmutter vorgeſtellt, die im wahren Verſtand Stiefmutter gegen die angenommenen Kinder ihres Mannes war. Wir wollen dieſes Stück ſpielen, ja ja ich weiß, es wird Vergnügen, und zugleich Verachtung gegen ſolche Stiefmütter einflößen, die nur aus Unverſtand, und ohne zu wiſſen, warum, Stiefmütter gegen die angenommenen Kinder ihres Mannes ſind. Herr v. Reichſtein ſie müſſen das Stück leſen, und mir ihre Meinung darüber ſagen, und ob es möglich ſey, ſolches hier aufführen zu können. Das werde ich mit vielem Vergnügen thun. Nun begaben wir uns zum Nachteſſen, bei welchem wir alle ſehr munter und luſtig waren. Fräulein Cäcilia wurde dabei mit verdienten Lobſprüchen über die gute Ausführung ihrer Rolle überhäuft, ſie nahm ſelbe mit Beſcheidenheit an, und jedermann bewunderte ihr ſittſames und artiges Betragen, — und ich bewunderte ihre Reitze, ihre Unſchuld, und ihre Tugend.

XI. Kapitel.

Welches einigermaſſen die Lage meiner Liebe ſchildert.

Das Geheimniß war nun verrathen, und ich war jetzt Herr v. Reichſtein hinten und vorn, und nicht mehr Hr. Schauſpieler Iſidor. Als ich unter dem Namen eines Schauſpielers im Schloß des Ritters bekannt war, konnte ich, da es meine Umſtände nicht anders zuließen, von der Güte des Ritters Gebrauch machen; aber nun ließ es meine Eigenliebe, und mein Stand nicht mehr zu, die Freygebigkeit, und ſo zu ſagen die Geſchenke des Ritters anzunehmen. Ich bat alſo Herrn Lator, in meinem Namen meinem Vater um Geld zu ſchreiben, ohne ihm jedoch meinen Aufenthaltort bekannt zu machen. Herr Lator übernahm dieſes Geſchäft mit Freude, und erhielt auch in der Zeit von vierzehn Tagen von meinem Vater eine Anweiſung von drey hundert Thalern für mich. Ich verwandte einen Theil von dieſer Summe, um mir einige Kleidungsſtücke anzuſchaffen, die ich auch ſehr nöthig hatte. Nun war aber meine ganze Aufmerkſamkeit dahin gerichtet, Cäcilia meine Liebe verſtändig zu machen, denn ich fühlte, und empfand die dringendſte Neigung für ſie. Cäcilia war unſchuldig und tugendhaft, ſie kannte nur die Befehle ihres Vaters,

und war in der Ausübung derſelben ganz erzogen worden. Ich hingegen wollte das gute Fräulein nicht täuſchen, und ihre Unſchuld auf keine Art zu beflecken ſuchen Da ich eines Tages Gelegenheit fand, mit ihr allein zu ſprechen, ſo machte ich ihr die Eröffnung meiner Liebe mit folgenden Worten: Ich kann ihnen edles Fräulein nicht länger die Neigung meiner Liebe verheimlichen. — Das Ungefähr leitete mich, unter dem Namen Iſidor, in ihres Vaters Haus, und der erſte Anblick ihrer Perſon, ihrer Reize, ihrer Unſchuld und ihrer Tugend gewann mein Herz, meine Liebe, und meine Hochachtung, — ja ich ehre und ſchätze ſie hoch, aber zugleich liebe ich ſie, indem ich ſie hochſchätze. — Nein, ſchöne Cäcilia, ihre Reize haben meine Augen nicht geblendet, ſondern ſie haben mein Herz eingenommen, — o! wie viel trug ihre Empfindung, ihre Unſchuld, und ihre ſo vortrefliche Güte dazu bei. Ich bewunderte ſie, ich fand, daß alle dieſe edlen Eigenſchaften, die ſie in einem ſo vollkommenen Grad beſitzen, aus der reinen Quelle ihrer tugendhaften Seele fließen. Ich bewundere in ihnen nicht die Schönheit, und die Reize ihres ſchönen Geſichts, und ihrer ſo vollkommen gut gebildeten Perſon allein, ſondern ihre erhabene Denkungsart, und ihre ſo unvergleichlichen Geſinnungen. Ja, edle Cäcilia, ſie ſind jeder Zuneigung würdig, denn ſie ſind liebenswürdig und tugendhaft, und ſie verdienen das Herz eines rechtſchaffenen Mannes zu beſitzen.

ſzen. Sie wiſſen nun, daß ich Reichſtein heiße, und daß ich mich eines Tages in dem Stande befinden werde, ſie glücklich machen zu können. Sie ſind jung, ſchön und tugendhaft, es wird ihnen nicht an Bewerbern und Liebhabern fehlen, auch wird es unter dieſen wohl Männer geben, die ſie höher als ich erheben werden können, und die auch mehr Reichthum als ich einſt beſitzen werden. Sie können nun über mein Glück entſcheiden, und den Lauf meiner Tage mit Freuden und mit Wohlwollen begränzen, oder mich auf immer verſcheuchen, und meine Entfernung bewirken. Cäcilia erwiderte: Der Wille meines Vaters wird immer der meinige ſeyn, von ihm wird es abhangen, mir einen Mann zu geben, und von ihm werde ich ihn jederzeit mit Freude annehmen. Ich aber will ſie nicht verſcheuchen, ſondern ſie bitten, in meines Vaters Hauſe zu verbleiben, und zu glauben, daß ich jederzeit ihre Denkungsart und gute Geſinnung zu ſchätzen wiſſen werde. — Dieſe Erklärung von Cäcilia war über alle meine Erwartung günſtig. — Konnt ich was anders daraus ſchließen, als daß ſie einſt meine Gattinn werden ſollte? Der Vater war mir mit Güte zugethan, und Cäcilia ſeine einzige Tochter fand an meiner Denkungsart, und an meinen Geſinnungen Wohlgefallen. — Nun kehre ich wieder zu den Unternehmungen unſers Theaters zurück, denn dieſer Gegenſtand war der Schatz, an welchem das Herz des Ritters hieng, und um

ihn

ihn in jedem Falle mir günſtig zu machen, ſo mußte ich dieſe ſeine Leidenſchaft noch mehr reitzen. Ich hatte das Theaterſtück geleſen, wovon ich oben ſchon angeführt habe, es führte den Titel: **Das Bild ächter Liebe, oder die Stiefmutter.** Ich war bei Durchleſung deſſelben, bis zu Thränen gerührt, und ich erkannte in jeder Stelle die menſchenfreundlichen Geſinnungen und das edelmüthige Herz des Ritters. — Ich erklärte alſo meine Geſinnung, und meine Rührung darüber dem Ritter, machte ihn aber auch die Unmöglichkeit einſehen, dieſes Stück ſpielen zu können, indem ich ihn bemerken ließ, daß zur Aufführung dieſes Stücks vierzehn Perſonen nöthig wären, unter welchen vier Frauenzimmer ſeyn müßten, da wir nur deren zwey hätten; folglich daß wir auſſer Stand wären, es zu ſpielen. Auch ſagte ich dem Ritter, daß ein ſolches Meiſterſtück nicht durch ungebildete Akteurs geſpielt werden ſollte, denn es würde dadurch ſeinen Werth verlieren. Der Ritter war mit meiner Aeußerung zufrieden, und nun war unſere Aufmerkſamkeit dahin gerichtet, ein anderes Stück zu wählen, welches wir ſpielen könnten, und unſere Wahl fiel dahin aus, daß wir den **Wittwer** dazu beſtimmten. Die Rollen wurden ausgetheilt, gelernt, und auch die Hauptprobe davon gemacht. Nun wurde der Tag beſtimmt, an welchem wir ſpielen ſollten; aber zwey Tage zuvor erhielt der Ritter ein Schreiben, in welchem ihn der Todfall ſeines Bruders, deſ-

 ſen

ſen Erb er war, aus Prag gemeldet wurde: Es wurde nun alles eingeſtellt, und der Ritter entſchloß ſich, den folgenden Tag ſelbſt nach Prag zu reiſen; er machte mir den Antrag, ihn dahin zu begleiten, und ich nahm ſein Anerbiethen mit verſtellter Freude an. Cácilia war eben zugegen, als mir der Ritter dieſes Anerbiethen machte; ich bemerkte, daß ſie darüber erröthete, und die Augen niederſchlug. Welchen Eindruck dieſer Vorgang auf mein Herz hatte, kann nur der fühlen, der eben in der Lage war, als ich geweſen. Nachdem ich auf mein Zimmer gegangen war, ſo ſchrieb ich dieſen Brief an Cácilia. Sie haben heute das mir gemachte Anerbiethen ihres Herrn Vaters, ihn nach Prag zu begleiten, gehöret. Ich habe dieſes Anerbiethen angenommen, und, es ihnen aufrichtig zu geſtehen, annehmen müſſen, und zwar aus zwey erheblichen Urſachen. Die erſte iſt, daß der Wohlſtand es fodere, indem es nicht wohl thunlich iſt, daß mich ihr Vater in ſeinem Hauſe bey ſeiner einzigen Tochter zurück laſſe. Die zweyte Urſache ſind ſie, ihre Unſchuld, und ihre edle Tugend. Wie ungern und mit welchen Schmerzen ich mich aber von ihnen entferne, können ihnen nur die Thränen beweiſen, die dieſes Papier benetzt haben. — Den andern Morgern vor meiner Abreiſe übergab ich Cácilia dieſen Brief, und ich erhielt in Prag folgende Antwort darüber: Mein Herr! Ihre Abreiſe nach Prag hat mich gehindert, ihnen gleich

Ant=

Antwort auf ihr an mich zurückgelaſſenes Schreiben zu geben. Da ich aber nun die günſtige Gelegenheit habe, an meinen Herrn Vater zu ſchreiben, ſo habe ich dieſen Brief dem ſeinigen beygeſchloſſen, und ihn gebeten, ihnen ſelben zu übergeben. Ich billige ganz ihre ſo freundſchaftliche Geſinnung, in Betreff meines Vaters, und meiner. Sie ſind in Wahrheit zu gütig, mir Lobſprüche beyzulegen, die ich wohl nicht verdiene. Auch ſind ſie zu gefühlvoll, um über ihre Entfernung von mir Thränen zu vergießen. — Was ſoll ich ihnen als ein Mädchen von fünfzehn Jahren wohl darüber antworten, als ihnen dafür danken; und ſie bitten, mir ihre Freundſchaft nicht zu entziehen, und zu glauben, daß ich mit der vollkommenſten Hochachtung ſtets ſeyn werde, ihre Freundin **Cäcilia Gutmann.** Ich küßte den Brief, und hob ihn wie ein Kleinod in meiner Brieftaſche auf. Der Ritter, der den Brief ſeiner Tochter geleſen hatte, bezeugte darüber ſeine ganze Zufriedenheit. Dieſes ſein Benehmen machte mich dreuſt, und ich benutzte den Augenblick, und erklärte dem Ritter, daß ich nichts in der Welt mit mehr Freude wünſchte, als der Gatte ſeiner ſo liebenswürdigen Tochter werden zu können, wenn einſtens der Beſitz meines väterlichen Erbtheils mich dazu vermögend machen würde, ihr meine Hand anbiethen zu können, und ihn um die Gewährung meiner Bitte zu erſuchen. Der Ritter erwiederte mit Lächeln: **Cäcilia** iſt ja nur fünfzehn Jahr alt,

ihr Vater will wohl auch noch nicht ſterben, und ſie ſind noch nicht gelaſſen genug, um einer Frau alle ihre kleinen Eitelkeiten nachſehen zu können. Die nachſichtige Liebe verſchwindet eher, als man wohl glaubt, und es iſt nothwendig, ſolche Dinge zu überlegen. Ich erwiederte dem Ritter, daß meine Liebe keine Krankheit ſey, welche leicht heilbar wäre, nein, ſondern ich ſey feſt entſchloſſen, niemals zu heurathen, wenn nicht Cäcilia die meinige werden ſollte. — Unſere meiſten jungen Leute (ſagte der Ritter) haben nur einen verliebten Schwindel, welchen ſie Liebe heiſſen; wenn ſie dieſer Schwindel befällt, und ſie ein hübſches, oder wohl gar ſchönes Mädchen ſehen, ſo iſt ein einziger Blick die Verſchwörung ewiger Liebe und Treue der Punkt ihres Beſtrebens. Erwiedert das gute Mädchen nicht gleich auf der Stelle mit eben dieſem Liebesſchwindel, dann iſt die Grauſamkeit, und die Verwirrung auf das äuſſerſte geſtiegen, das Geblüth kömmt in eine heftige Wallung, man wird unruhig und klagt ſein Leiden der ganzen ſchönen Natur, indem man nur von Sterben, von Unglück, von Donner, Blitz und Kometen ſpricht, und man glaubt ein Tirſis oder gar ein Mirtil zu ſeyn. Meine Liebe (ſagte ich zu dem Ritter) beruhet nicht in ſo ſchwindlichen Empfindeleyen. Ich begreife ſehr wohl, was wahre Liebe und Freundſchaft heiße, und was ſie ſey. Auch weiß ich, daß der Eheſtand, im wahren Verſtande betrach-

tet,

tet, der höchſte Grad der Freundſchaft, und der edlen Bemühung einer beyderſeitigen Nachgiebigkeit heißt, und ſeyn, nicht aber darinnen beſtehen ſoll, daß der Mann nur darum der Mann ſey, um zu vergeſſen, welche Pflicht er, und welche Pflicht ſeine Frau für das beyderſeitige Wohl ihres Standes nöthig haben. Eine vernünftige Frau findet darin ihr Vergnügen nicht, ihre Hauswirthſchaft ihrem Geſinde zu überlaſſen, und glaubt nicht dadurch ihre ſchönen Hände zu beſudeln, wenn ſie in der Küche etwas berühret. Sie bildet ſich nicht ein, darum Frau zu ſeyn, um ſich von Schmeichlern umgeben zu ſehen, welche ihr beſtändig die Reitze ihres Geſichts, die ſchöne Geſtalt ihrer Perſon vormalen, und auf das ſchmeichelhafteſte vorſagen, oder daß ſie ihre natürliche Schönheit durch den übermäſſigen Putz noch mehr zu erheben ſuchet, und dadurch ihrem Mann in das Verderben ſtürze. Eine ſolche Frau, wie ich nun geſagt, wird ihre edle Tochter nie werden, ſie iſt dazu zu tugendhaft, und zu gut von ihnen erzogen worden. Sie haben mir (erwiederte der Ritter) ein und anderes in Betreff der Pflicht einer Frau ganz gut erläutert, aber noch müſſen ſie beyſetzen, daß eine Frau den Aufputz nicht darum lieben muß, um ihrem Manne, ſondern um andern zu gefallen, und es für ihren Mann überflüſſig halten muß. — Für den Mann iſt ſo eine Aufmerkſamkeit nicht gut; denn er hat ja ohnehin den ganzen Beſitz

der

der Frau, aber die Geſellſchaft, die Schmeichler und die ganze Stadt ſollen Zeugen und Bewunderer ihres wohl ausgeſonnenen Putzes ſeyn. Eine Frau muß die Wirkung des Spiegels, den Geſchmack der Kleider, die Regeln des Spiels, dann den Spott über andere, und die Kunſt der zärtlichen Blicke beſitzen, ſie muß artig zu ſeufzen wiſſen, und muß die Kraft ihrer Thränen, und auch die Wirkung ihres Eigenſinns kennen. Sehen ſie mein Freund, wie viele Dinge ſie eher zu bedenken haben, ehe ſie eine Frau nehmen. Aber noch eines, das ſehr wichtig iſt, hätte ich bald ihnen zu ſagen vergeſſen, auf was ſie ſehr aufmerkſam ſeyn müſſen. Das iſt die **Verſtellungsbosheit** der Frauenzimmer; ſie beſteht darin, daß man lacht, wenn man weinen ſollte, und ganz anders ausſieht, als man ausſehen ſoll; daß man demjenigen ſchmeichelt, den man haſſen ſoll, daß man Beleidigung für Höflichkeit annimmt, daß man geſund iſt, wenn man ſich krank ſtellt, und daß man verliebt iſt, wenn man es am wenigſten zu ſeyn glaubt. In dieſer **Verſtellungsbosheit** giebt es Frauenzimmer, die vollkommene Meiſterinnen ſind, und die es ihrem Ehrgeiz gemäß ſehr bequem finden. Dieſe **Bemerkungen** wären für mich gut (ſagte ich dem Ritter) wenn ich in ihrer liebenswürdigen Tochter einen ſolchen Charakter zu finden glaubte, aber davon iſt ſie weit entfernet, und nie wird es ihre Unſchuld und gute Erziehung zulaſſen,

an

an ſolche Bosheiten zu denken. — Uiberlegen ſie die Sache wohl, denn ich habe ſehr oft gefunden, daß was nicht iſt, doch werden kann. — Nun begab ſich der Ritter nach dem Landhaus, um ſeine Sachen in Richtigkeit zu bringen, und ich ſetzte mich hin, und ſchrieb folgenden Brief an meine geliebte und angebetete Cäcilia. Edles Fräulein! Was ſoll ich ihnen auf ihren ſchönen Brief antworten? Jedes Wort, ſo ich darinnen leſe, ſtellt mir ſichtbar ihre Tugend, ihre Unſchuld und ihre Reitze dar — Sie ſchreiben wenig, aber ſie ſagen mit wenig Worten viel, ja ſehr viel, denn meine Sinne legen dieſe Worte immer mit Vergnügen und Annehmlichkeit aus. Ja, edle Cäcilia, ich leſe in ihrer Seele, und ich kenne ihr gutes Herz. Nein ſie ſind nicht im Stande Jemanden bange Stunden zu gönnen, nein es iſt ihnen nicht gegeben, meineidig oder falſch zu ſeyn. Sie ſind ein funkelnder Stern, den ich anbete, und alle meine an ſie abgeſchickten Gedanken ruhen meiner Meinung nach ſüß an ihrer ſanften Bruſt. Welche Freude kann für mich Freude ſeyn, wenn Cäcilia nicht daran Antheil nimmt. O Cäcilia! von ihnen entfernt zu ſeyn, macht mich ſchwermüthig, und ſelbſt der frohe und muntere Geſang der Nachtigall iſt Trauermuſik für mein Ohr. Ihr Vater iſt mir nicht abgeneigt; ohne mir Verheiſſungen zu machen, giebt er mir Hoffnung, und die Zeit, dieſe Pflegerin des Guten, was wird ſie nicht für Früch-

te für mich hervorbringen. Ja Cäcilia die Hoffnung iſt der Stab — eines jeden, aber vorzüglich eines Liebhabers. Ich wandere mit dieſem Stabe, und jeder Schritt, den ich damit mache, errinnert mich an Cäcilia, an einen Engel in menſchlicher Geſtalt. Ja edle Seele unwiederruflich iſt mein Herz an Sie verſchenkt, und nie werde ich dieſes Geſchenk wieder zurück fodern. — Sie ſind edel, redlich, tugendhaft und unſchuldig, und nie werden ſie durch treuloſe Anträge ſich verführen laſſen. O Ihre liebenswürdigſte Reize, und ihr Herz ſind mir Bürge dafür. —

XII. Kapitel.

Wer hätte das vermuthen ſollen.

Der Ritter ſchrieb an ſeinen Amtmann, und ich ſchloß meinen Brief an Cäcilia bey. — Dieſen Abend giengen wir in das Theater, denn es wurde der Magnetismus geſpielt, ein Stück, welches voll feinen Witzes iſt, und eine der regelmäſſigſten Entwicklungen hat. — Wie groß war meine Verwunderung, als ich im dritten Aufzug Herrn Amon als Graf Walten unter dem Namen Lindor auftreten ſah. Dieſe Rolle war dem Charakter des Herrn Amon ganz angemeſſen, denn er ſpielte ſie mit der größten Lebhaftigkeit. Da ich dem Ritter auf unſerer Reiſe ſo manches von

Herrn

Herrn Amon erzählt hatte, ſo war er meinem Willen gar nicht entgegen, ihn, nach Endigung des Stückes, zum Nachteſſen mit uns einzuladen. Voll Ungeduld alſo, ehe noch das Stück geendet war, begab ich mich auf das Theater, um Herrn Amon zu umarmen. Wie groß war die Freude, die ich und Herr Amon hatten, einander ſo unvermuthet wieder zu ſehen. — Ich bat ihn mit mir zum Nachteſſen zu kommen, auch ſagte ich ihm, daß ich in der Geſellſchaft des Ritters Gutmann ſey, welcher der wärmſte Freund der Schauſpieler wäre; Amon nahm meine Bitte an, und wir giengen Arm in Arm dem Gaſthauſe zu, wo uns der Ritter erwartete. Nun ſetzten wir uns zum Nachteſſen, und ich bat Herrn Amon, mir den Ausgang jener Raufgeſchichte zu erzählen, wo wir einander verließen. Sie werden noch zugegen geweſen ſeyn (fieng Herr Amon an) als ein dicker Bräuknecht ſich um Herrn Leck annehmen wollte, welchen ich aber gleich beym Angriff mit einer zinnernen Schüſſel zu Boden ſtreckte. — Ich erwiederte ja. — Nun nahmen ſich zwey ſeiner Gehilfen um ihn an, und bei dieſer Gelegenheit kam Herr Ruf mit in das Spiel — Der dicke Bräuknecht hatte ſich wieder erholt, und ich weiß nicht aus welcher Urſache den Herrn Leck, bei ſeiner Perücke ergriffen, und ihm ſelbe vom Kopf geriſſen; Herr Leck, über dieſe Beleidigung äuſerſt aufgebracht, ergriff nun den Bräuknecht bey dem Kopf, und bemühte ſich, ihn zu Boden zu werfen — für

dieß=

dieſsmal war aber der Bräuknecht der Stärkere, denn er gab Herrn Leck einen ſo gewaltigen Stoß auf die Bruſt, daß ſelber athemlos an den Ofen hinflog, und ſelben zerbrach, ich und Herr Ruf hatten uns während dieſem mit unſeren beiden Gegnern tüchtig herumgerauft, und es ſo weit gebracht, ſie vom Schlachtfeld weg zu ſchlagen — Herr Leck, der nun wieder Athem geholt hatte, ergriff mit vollem Grimm ein Stück des zuſammengebrochenen Ofens, und warf es dem Bräuknecht mit einer ſolchen Geſchicklichkeit zum Kopf, daß er ihn damit zu Boden ſtreckte. Kaum war dieß geſchehen, als mehrere Bauern mit Stangen und Gabeln auftraten, und der Rauferey ein Ende machten. Herr Leck, der Bräuknecht und Herr Ruf wurden von dieſen Bauern zum Richter geführet, und in das Gefängniß geſetzt, mich ließen ſie zurück, und vermuthlich war meine Kapuzinerkutte die Urſache dazu. — Ich hatte, wie ſie wohl wiſſen, gleich Anfangs von Herrn Leck einen gewaltigen Schlag mit der Weinflaſche auf den Kopf bekommen, und dadurch auch eine ziemlich große Wunde erhalten. Dieſe Wunde ließ ich mir durch die Magd des Pfarrers mit warmen Weine auswaſchen, dann gieng ich zum kranken Pfarrer, und entdeckte ihm die Urſach des Streites, wie auch jene meiner Verkleidung. Der gute Mann war über dieſes Mißverſtändniß, und über dieſen ſo häßlichen Streit ſo ſehr betrübt, daß er darüber Thränen

ver=

vergoß. — Er fand, daß ſein Haus entehret worden war, und man dadurch Anlaß gegeben habe, übel von ihm als Seelſorger zu reden. Nun bat er mich meine Verkleidung ſo viel als möglich zu verheimlichen, um den Bauern ja nur nicht Gelegenheit zum Spott über die Geiſtlichkeit zu geben; ich ſollte mich zu Bette legen, und meine Wunde pflegen laſſen, und dann in der Stille ſein Haus verlaſſen; auch würde er zu dem Richter ſchicken, und ihn zu ſich bitten laſſen, damit dieſer böſe Streich, welcher in ſeinem Hauſe geſchehen, keine weitern nachtheiligen Folgen haben ſollte. Ich legte mich alſo zu Bette, that, was der rechtſchaffene Pfarrer haben wollte, und ließ ihm das Uibrige, nach ſeinem Willen zu enden, übrig. Der Richter kam, und auf die Vorbitte des Pfarrers wurde Herr Ruf und Herr Leck wieder frey gelaſſen, und nun mußte der tolle Wundarzt für ſeine empfangenen Schläge die noch verbinden, und zu kuriren ſuchen, welche ihn ſo tüchtig zuſammengeprügelt hatten. Er that es aber gern, denn im Grunde war er ein dienſtfertiger Mann, aber in ſeinen Fragen unerträglich. Herr Ruf, welcher auch nicht ohne Siegeszeichen aus dem Streit gekommen war, hatte die Naſe ganz zerkratzt, und viele Kontuſionen theils auf dem Kopf, theils am Leibe. Herr Leck beſalbte und bepflaſterte ſich auf eine ſo komiſche Art, daß jeder, der uns nur ſah, darüber lachen mußte; auch er hatte das Geſicht ganz zerſchlagen, und eines von ſei-

Bayerische Staatsbibliothek München

nen Augen war ganz blau. Der dicke Bräu-knecht hatte zum Lohn ſeiner unbedachten Tapferkeit ein Auge weniger im Kopfe. Denn durch den Wurf, welchen Herr Leck mit dem gebrochenen Ofenſtück auf ihn gemacht, hatte er ſelbem das linke Aug eingeworfen. Stellen ſie ſich nun vor, der Pfarrer lag mit einem gebrochenen Bein im Bette, ich hatte meinen Kopf mit einem Handtuch eingebunden, und wieder einen Maulkorb um, Herr Ruf hatte ein ſchwarzbraunes Pflaſter auf der Naſe, und konnte einen Arm nicht bewegen, Herr Leck hatte das rechte Aug eingebunden, und mehrere Pfläſterchen hie und da in ſeinem Geſichte picken; ſeine Perücke war ganz zerrauſt, und man ſah ihr nicht mehr an, wie groß die Zahl der Locken daran geweſen. In der Erwartung, daß wir alle bald geheilt würden, kam endlich jener Franziskaner aus L. an. Er mußte gleich Anfangs von meiner Verkleidung unterrichtet werden, damit dadurch kein Aufſehen entſtünde. Der Pfarrer übernahm es, ihm die Eröfnung davon zu machen. Der Franziskaner, welcher ein luſtiger Mann war, lachte ſehr darüber, und erzählte uns, daß die ganze Geſchichte, den Herrn Stadtrichter L. M. vergeben zu wollen, erdichtet geweſen, und nicht wahr ſey. Ich fragte ihn, wie das wohl möglich ſey, indem man bey dem Sohn des Stadtrichters das Gift gefunden zu haben, vorgab. Das alte Weib (ſagte der Franziskaner) habe ſich durch den Licentiaten E., welcher in

Mademoiſelle Rack verliebt war, und dem ſie vermuthlich kein Gehör gegeben, beſtechen laſſen, und dieſes alte Weib habe daher eine falſche Anzeige gemacht, und ſey nun in Verhaft, und Mademoiſelle Rack wieder frey gelaſſen worden. Die Freude, welche Herr Ruf über dieſe Nachricht hatte, war ohne Gleichen, und ohne ſich lange zu bedenken, ſchrieb er an Mademoiſelle Rack, ſie ſollte zu uns kommen, welches ſie aber nicht that. Herr Ruf entſchloß ſich nun, nach Lemberg zu reiſen, wo er einen Freund hatte, der Theaterunternehmer war, und ich nahm von dem Herrn Pfarrer und der übrigen Geſellſchaft Abſchied, und machte mich in meiner Kapuzinerkutte auf den Weg, nach Prag zu kommen. Die Kutte that mir gute Dienſte, ich erhielt reichliches Allmoſen, und ich kann ſagen, daß ich durch die Kutte an nichts Mangel hatte, auch hatte ich viele Mühe mich zu entſchlieſſen ſie, abzulegen; aber was geſchah? Nahe an Prag in einem Dorfe, gieng ich ganz dreuſt in das nächſte beſte Bauernhaus, ohne zu bedenken, daß mir etwas Widriges begegnen könnte. — Der Bauer ſaß eben mit ſeiner Familie am Tiſche — ich machte meinen gewöhnlichen Gruß — Gott ſegne euch — und zugleich wollte ich mich niederſetzen. Der Bauer ſtand auf, nahm mich bey dem Arme, und führte mich ganz langſam wieder zur Thüre — ich wollte mich widerſetzen, und ihm begreiflich machen, in wie weit er ſich gegen die Religion und einen

armen Kapuziner, und auch wider die geprieſene Gaſtfreyheit vergienge. — Herr Pater, ſagte der Bauer — ich habe ſieben Söhne und zwey Töchter, ſie ſind täglich meine Gäſte, ſie und ich arbeiten, und wir würden uns ſchämen betteln zu gehen — thun ſie, wie wir, und ziehen ſie ihre ſtinkende Kutte aus, und geben ſie das Bettelhandwerk auf — Bei meiner Bauernehre, ſie würden beſſer thun, Soldat zu werden, als ein ſo fauler Kapuziner zu bleiben. — Ja, ja legen ſie ihre grausliche Kutte ab, denn ſie haben in ſelber gar kein menſchliches Anſehen. Ich wollte den Bauer an die Pflicht erinnern, die er einem Ordensgeiſtlichen ſchuldig ſey; und ihm über ſeine Verwegenheit einen moraliſchen Verweis geben. — Der Bauer nahm aber meine moraliſche Sittenlehre ganz unrecht auf, und griff nach einem Stück Holz, um mich damit aus ſeinem Hauſe zu jagen. — Als ich dieſe ſonderbare Bewegung von ihm ſah, nahm ich, ohne ſeine Begleitung zu erwarten, eilig aus ſeinem Hauſe Abſchied. — Nach dieſer Begebenheit verlor ich auf einmal den Geſchmack, die Kapuzinerkutte noch länger zu tragen, und legte ſie auch ſogleich ab. Nun dachte ich bey mir — welchen Grad der Vollkommenheit hat heut zu Tage die Aufklärung nicht bewirkt und erreichet. — Der Bauer weiß nun, daß die wahre Moral nicht in ſeinem Kopf, ſondern in ſeinen Kräften beſtehe. — Weh euch meine lieben fanatiſchen Kapuziner! denn alles iſt verkehrt, folglich

glich mäßt auch ihr eure Sittenlehre nicht am verkehrten Orte zu gebrauchen ſuchen — ſondern das böſe Werk aufgeben. — Hier ſchüttelte der Ritter den Kopf und ſagte : ich ſehe, ſie ſind auch einer von den Reiſenden, die, wenn ſie ſich in ihrer Erzählung nicht zu helfen wiſſen, etwas daher ſagen, und anführen, das gar keine Wahrſcheinlichkeit hat. — O ich bitte ſie, erwiederte Herr Amon, mich von jenen Lügnern auszuſchlieſſen, ich rede und erzähle immer die Wahrheit, und bin ein reiſender Schauſpieler. — Uiber dieſen Ausdruck lachte der Ritter von ganzem Herzen. — Bei jeder Gelegenheit (ſagte Herr Amon ganz kaltblütig) muß man nicht über den Menſchenſinn hinausſpringen, denn ſonſt würde man Langeweile machen, und das Zwergfell manches Dickbauchichten nicht erſchüttern. Sie haben (ſagte der Ritter) auch mich aus dieſer Urſache wollen lachen machen, denn mein Bauch hat auch ſeine Verdienſte. — Ohne Zweifel (ſagte Herr Amon); denn ich weiß mich noch zu erinnern, daß ich einen, welcher ſich mit drey Bäuchen, nur zu lachen, verſehen hatte, zuſammengelacht habe. Damit ich aber nun auch wieder dahin komme, um zu erzählen, auf welche Art, nachdem ich meine Kapuzinerkutte abgelegt hatte, ich als Schauſpieler hier aufgenommen worden, ſo will ich Euer ritterlichen Gnaden die Kopie des Briefes vorleſen, welchen ich an Herrn Theaterdirektor geſchrieben, und eben bey mir im Sacke habe. Laſſen ſie die Titel ſeyn, Herr

Schauſpieler, erwiederte der Ritter, denn ich bin nicht ſo hungrig, um mich darnach zu ſehnen. Hier iſt der Brief.

Hochedler Herr Direktor.

Ich las heut in der Zeitung, daß ſie einige Mitglieder ſuchen, und aufzunehmen Willens ſind. Ich freue mich herzlich darüber, und biethe mich Ihnen an. Nun muß ich Ihnen auch etwas von meinem Talent ſchreiben.

Den Liebhaber ſpiele ich in komiſchen Stücken ohne Gleichen; denn ich habe auch ein komiſches Geſicht, welches beim erſten Anblick ſchon lachen macht, und dieß, ohne noch ein Wort geſprochen zu haben, und dann, wenn ich ſpreche, o dann iſt des Lachens kein Ende. In Tragödien ſpiele ich die ſtummen Perſonen, ſie mögen auch von der ſchwerſten Art ſeyn, mit einer ſonderbaren Geſchicklichkeit, und ich zweifle, daß es unter den Menſchen einen gebe, der es in dieſem Falle mit mir aufnehmen könne. Ja ſelbſt ſtumme verkleidete Frauenzimmer kann ich allerliebſt machen — ich hätte mich bald geirrt, ich wollte ſagen, nachahmen. Wenn es aber erforderlich iſt, eine redende und bewegende Perſon zu ſpielen, ſo kann ich einen Raſenden, der durch Wuth und Verzweiflung bemeiſtert iſt, mit allem Geſchmack, und mit aller Beurtheilungskraft ſpielen. Auch weiß ich, daß man das Publikum, als den Hauptgegenſtand der allgemeinen Unterhaltung ei=

einer Schauſpieler Geſellſchaft anſehen muß, und daß man auf ſein Vergnügen Acht haben und es nach Maßgab ernſtlich oder ſpaßhaft behandeln muß. Ich bin Mitglied des Herrn Rufs, eines ſehr ehrlichen Mannes geweſen, der ſeine Mitglieder verhungern ließ, und der mich zwar nicht verabſchiedet hat, den ich aber aus Herzensneigung verlaſſen habe. Wenn Sie meine Perſon gebrauchen wollen, ſo werde ich für Sie meinen Witz verwenden, und ich hoffe, Sie werden mich nicht umſonſt bezahlen, und ich Ihnen nicht umſonſt dienen. Achten Sie dieſen Brief einer Antwort werth, ſo haben Sie die Güte mir ſelbe zu überſchicken. Ich verbleibe

Hochedler Herr, Ihr

dienſtwilliger Amon.

Der Theaterdirektor gab mir am folgenden Tage dieſe Antwort. — Kommen Sie, Sie ſind aufgenommen, und ich werde Sie nach Verdienſt bezahlen. - Nun, meine Freunde, wiſſen Sie, auf welche Art ich hier angekommen, und aufgenommen worden bin. Nach geendigtem Nachteſſen umarmte ich meinen Freund Amon, mit Vergnügen, denn ich war ihm herzlich zugethan. Der Ritter that eben ſo, und wir nahmen bis auf Wiederſehen von einander Abſchied, und legten uns dann zu Bette.

XIII. Kapitel.

Das Sonderbare iſt nicht immer ſo ſonderbar, als wir oft glauben.

Folgenden Morgen kam ein Bedienter, und brachte mir ein kleines Billet, in welchem folgende Worte ſtanden: Ein Ihnen nicht unbekanntes Frauenzimmer bittet Sie, ihr einen Beſuch zu machen, der Uiberbringer wird Ihnen ihre Wohnung zeigen, oder erklären. Ich ließ den Ritter die Einladung leſen, und er ſagte, ſie müſſen den Beſuch gleich auf der Stelle machen, denn man muß immer dem Willen der Frauenzimmer nachleben. — Ich folgte alſo meinem Begleiter, der mich bald in die Wohnung der Unbekannten brachte. Ich wurde angeſagt und vorgelaſſen. Das Zimmer war ſehr niedlich ausſpalirt, und hier und da ſtanden Roſen und Nelkenſtöcke. Die Unbekannte ſaß auf einem blauen Divan, in einer ſehr nachläſſigen, aber ſehr reinen weißen Kleidung, ihre dunkelbraunen Haare waren in kleinen Locken gekrauſt, und hiengen ganz ungezwungen an ihrem Alabaſterhals. — Ich machte eine ſehr tiefe Verbeugung, und die Schöne bat mich, neben ihr Platz zu nehmen, welches ich auch that. Die Schöne ſagte dann: Hat ſich denn mein Geſicht gar ſo ſehr verſtellt, daß ſie mich nicht mehr kennen ſollten. Ich erwiederte: Vergeben ſie, mein gnädiges Fräulein, noch kann ich aus ihren Geſichtszügen nur einige ſchwache und zerſtreute Er-

inne-

innerungen ſammeln; ich finde zwar in ihrem ſchönen Geſichte mir bekannte Züge, aber ſie zu erklären iſt mir noch unmöglich. — Umarmen ſie mich doch. — Ich umarmte ſie, und nun (ſagte ſie mit Thränen) erkennen ſie ihre jugendliche Geſpielinn Klara. Auf einmal fiel mir der Schleyer von den Augen, und ich erkannte nun die Tochter meiner Amme, und dieſe gute Klara, die ich als Kind wollte in den Mühlbach werfen. Nun fiel ich ihr mit neuem Vergnügen um den Hals, und auch ich vergoß an ihrem Buſen die gefühlvollſten Thränen. — Wie ſonderbar (ſagte Klara in einem wehmüthigen Tone) muß ich ihnen in dieſem Anzug vorkommen. — Sie ſehen in mir eine Buhlerinn, und ich war doch nicht dazu erzogen, beklagen und bedauren ſie mich, verachten ſie mich aber nicht. Der Tod meiner armen Mutter war für mich der Sturz meiner Tugend, und ich verlor, was ich nie wieder erlangen werde, meine Ehre und meine Unſchuld. — Die Noth, die Armuth iſt grauſam, aber ihr zu widerſtehen iſt möglich, wenn man nicht unter laſterhafte Menſchen geräth. Ein Mädchen, das jung iſt, und eben kein häßliches Geſicht hat, und noch dazu in der äußerſten Noth iſt, wie leicht iſt ſie verführt, und wie ſehr muß ſie nicht Reue darüber haben. Unerfahren kann man der Liſt und dem Betrug nicht entgehen, man iſt immer in Gefahr; und am Ende fällt man, ohne die gehörige Zeit gehabt zu haben, die Gefahr zu erkennen. Meine kurze Geſchichte ſoll ihnen den

Beweis davon geben. Sie wiſſen, daß ich nach dem Tode meiner armen unvergeßlichen Mutter das Dorf verließ, auch wiſſen ſie, daß ich mit einem Taſchenſpieler davon gieng, wenigſtens hat man es alſo vermuthet. — Meine Mutter war todt, mein Vater war zwey Jahre vor ihr geſtorben, und ich hatte nun keine Stütze mehr, und doch war es meinem Alter nöthig, eine zu haben. Ich hatte fünfzehn Jahre, und keine Freunde, noch Aeltern. Ein Taſchenſpieler, der damals durch das Dorf reiſete, und bei ihrem Herrn Vater Proben ſeiner Geſchicklichkeit ablegte, fand mich am Thore des Schloſſes ſtehen, er ſah mich an, fragte mich nach meinem Namen und Aeltern, und da ich ihm ſagte, daß ich keine habe, ſo trug er mir ſeine Dienſte an. Ich nahm ganz zufrieden ſeine Dienſte an. — Der Mann hieß Rübas, und war ein rechtſchaffener Mann, ob er gleich ein Taſchenſpieler war. Ich gieng alſo mit ihm fort; im nächſten kleinen Städtchen ließ er mir Kleider machen, und kaufte mir einige Wäſche, auch trug er alle nur mögliche Sorgfalt für mich, und dabei ſagte er mir, Gott wird es an meiner verlornen Tochter Laura vergelten. Da ich ſchon einige Zeit bei ihm war, und durch meine Willigkeit einiges Zutrauen gewonnen hatte, ſo fragte ich ihn, warum er doch immer ſo allein weine, und vorzüglich, wenn er den Namen ſeiner Tochter Laura ausſprach. Meine liebe Klara ſagte er: Meine Tochter Laura iſt eben von deinem Alter, ſie iſt

ſchön,

ſchön, und zu ſchön, um laſterhaft zu ſeyn. Ich weiß, ſie hat mit Willen das Haus ihres Vaters verlaſſen, ja meine Laura iſt ein undankbares Kind. — Schon reiſe ich drey Jahre herum, um ſie zu finden, aber noch bin ich nicht ſo glücklich geweſen. Sie floh nach Deutſchland, und ſie gab zu, daß ich durch ihren Entführer hart beſtohlen wurde. — Ich bin kein Taſchenſpieler von Profeſſion, ſondern ich habe dieſe Wiſſenſchaft nur darum erlernt, um reiſen zu können, und meine Tochter zu finden, und ſie von dem Laſter, und von dem Verderben befreyen zu können. Hier weinte er bittere Thränen, und umarmte mich. Mit dieſem Manne zog ich nun von einer Stadt nach der andern, und er war in ſeinen Unternehmungen meiſtens glücklich. Ich hatte von ihm einige Kunſtſtücke gelernt, welche ich in Geſellſchaften zeigte, und darüber bewundert wurde. Ach wie oft hieß mich dieſer gute, und rechtſchaffene Mann ſeine Tochter, und wie ſehr freuete mich dieſer Name, wenn ich ihn aus ſeinem Munde hörte. Meine liebe Klara, noch einmal ſo glücklich wäre ich, wenn ich meine Laura neben dir noch beſitzen könnte; ich liebte ſie ſo inniglich, und ich verwandte ſo viel, um ihr eine gute Erziehung zu geben. — Ihre Flucht hat mir meine Ruhe geraubt, und nun bin ich kein ganzer Menſch mehr, bin ich nicht zu beklagen? Ich hatte nur eine einzige Tochter, ſie war ſchön, engelſchön, ich ſollte das zwar nicht von meinem Kinde ſagen, — aber — aber ſie beſaß ein

häß-

häßliches Herz. — Ich gab dem rechtſchaffenen Vater immer Hoffnung, er würde ſeine Tochter wieder finden; und, durch dieſe Hoffnung geleitet, durchwanderten wir mehrere Städte in Deutſchland, und Herr **Rübas** zeigte in jedem Orte ſeine Geſchicklichkeit. — Wie aufmerkſam war der gute Mann nicht bei Erblickung einiger Perſonen, die der Geſtalt nach einige Aehnlichkeiten mit ſeiner verlornen *Laura* hatten. Ich hatte ſo vielen Antheil an ſeinem Schmerz, daß wir oft miteinander wie Kinder darüber weinten. In **München** hörten wir von zwey Reiſenden, die eben in dem Gaſthofe, wo wir waren, einkehrten, und deren Zimmer von dem unſrigen nur eine verſchloſſene Thür von einander ſchied, daß ſie von einem ſehr ſchönen Frauenzimmer ſprachen, welche ſie zu **Braunau** geſehen. Einer dieſer Reiſenden ſagte: ſie war eine Italienerin, ihre ſo ſchwarzen feurigen Augen beſtättigen es mir. — Ja, ſagte der andere, ſie ſprachen ja italieniſch — auch ſah ihr Begleiter, oder ihr Mann, ſeinem Anzuge nach, ganz einem Wälſchen ähnlich. Ihr Mann — (erwiederte der andere) das war ihr Mann nicht, denn wäre er ihr Mann geweſen, ſo würde er gewiß mehr Aufmerkſamkeit für ſie gehabt haben. — Ich habe das auch bemerkt, und fand ſein Betragen ſehr unanſtändig. — Bei meiner Seele, erwiederte der andere, ich habe in meinem Leben viele ſchöne Frauenzimmer — ja viele ſchöne Weiber und Mädchen geſehen, aber ſo ein ſchönes weibliches Geſchöpf habe ich

noch

noch nie geſehen. — Ihre ſchönen ſchwarzen feurigen Augen, ihr ſo friſches Kolorit, ja ihr ſo angenehmer Mund, und ihre dunkelbraunen Haare, ihre weiſſen Hände — kurz ihre ganze Geſtalt war bezaubernd. Mein lieber Freund, ſagte der andere, du mußt ſie ſehr genau betrachtet haben. — Sonderbar, ſagte der andere, bei dem erſten Anblick war ich wie von ihren Reizen bezaubert. — Ha, laß es gut ſeyn — erwiederte der andere. — Aus den Augen aus dem Sinn. — Kaum hatte Herr Rübas dieſe Worte vernommen, als er ſogleich zu dieſen beiden Reiſenden gieng, und bat, ſie möchten ihm ſeine Neugierde verzeihen, und ihm das beſtätigen, was er gehört, und nur glaube, halb gehört zu haben, indem ſie von einer Perſon ſprachen, die ſeiner Tochter ganz ähnlich ſey, die durch einen Böſewicht aus ſeinem Hauſe entführet worden, und wegen welcher er ſchon drey Jahre reiſe. Ob das hübſche und ſchöne Frauenzimmer, das wir in Braunau ſahen, ihre Tochter ſey, wiſſen wir nicht (erwiederte einer von ihnen) aber daß ſie ſehr ſchön war, und daher unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog, beſtättigen wir. — Sie ſagten ja, daß ſie italieniſch ſprach. — Ja ſie ſprach mit ihrem Begleiter italieniſch, oder wälſch, wie ſie nun wollen — und ihr Begleiter war ein magerer groſſer Menſch, der etwas vorhängig gieng. — Nun ſchrie der gute Rübas: — Ja das iſt der Betrüger Coſta, der Räuber meines Kindes. — Ach meine guten Herrn verzeihen ſie mein Aufbrau-

brauſen, ich bin ganz über ihre mir gegebene Nachricht in Freude verſetzt — ich will ihr nacheilen. — Braunau heißt der Ort — ſagten ſie — ja, und ſollte ich alles, was ich noch übrig beſitze, darauf verwenden müſſen. Ich habe, ſagte einer der Reiſenden, wohl gedacht, daß dieſes ſchöne Kind entführt worden, denn der Mann, den ſie zum Führer hatte, ſah bei meiner Ehre einem Räuber ähnlich. — Ach, meine guten Herrn, ſagten ſie nicht, daß ſie ſchöne ſchwarze feurige Augen, und dunkelbraune Haare hatte? Ja — und ein ſehr reizendes Geſicht. — O das iſt Laura, das iſt meine Tochter. Wie ſehr danke ich ihnen für dieſe Nachricht — aber ich muß ſie noch um eines bitten, wie heißt der Gaſthof, wo ſie meine Laura, meine Tochter ſahen. — Ob es ihre Laura und ihre Tochter war, kann ich eben nicht ſagen, aber wo ich das ſchöne weibliche Geſchöpf ſah — ja der Gaſthof heißt zum rothen Löwen, und die Stadt Braunau. Ach wie ſehr, und wie vielen Dank bin ich ihnen ſchuldig, aber vergeben ſie, daß ich ſie verlaſſe, und ihnen meine Dankbarkeit nicht genug bezeugen kann — aber ich muß meiner Laura nach, ich muß ſie vom Verderben retten. — Auf dieſe Art nahm der gute Vater voller Freude von dieſen zwey Reiſenden Abſchied, und noch in dieſer Nacht reiſeten wir von München mit einer eigenen Gelegenheit nach Braunau ab. Noch habe ich ihnen mehr die Geſchichte meines Wohlthäters, als die meinige erzählt, aber ich mußte ihnen dieſes

alles

alles eher ſagen, weil meine Geſchichte mit der ſeinigen ganz verflochten iſt. Nun aber komme ich auf den unglücklichen Zeitpunkt, der an all meinem Vergehen ſchuld war. — O Himmel! kaum kann ich ohne Thränen und Schmerzen mich daran erinnern. — In Braunau waren wir glücklich angekommen, und in dem Gaſthauſe zum rothen Löwen hatten wir auch erfahren, daß die vermeinte Tochter meines Wohlthäters mit ihrem Begleiter nach Prag gereiſet ſey. Nun ſetzten wir im Poſtwagen unſere Reiſe nach Prag fort, und ſchon waren wir von dieſer Stadt nur noch drey Stationen entfernet, als der unglückliche Streich begann, der mein Verderben nach ſich zog. Es hatte einige Tage geregnet, und durch dieſen Regen waren die Wege ſehr ſchlecht geworden, und wir mußten alſo einige Stunden ſpäter in die Nacht hinein fortreiſen. — Kaum waren wir einen kleinen Wald durchgefahren, als wir unvermuthet von mehreren Räubern angegriffen wurden. Der Kondukteur, nebſt Herrn Rúbas und noch zwey Reiſenden, die mit uns im Wagen ſaſſen, ſprangen aus ſelben, und widerſetzten ſich mit allem Muth dieſen Böſewichtern; einer der Reiſenden, welcher zwey Piſtolen bei ſich hatte, ſchoß mit einer unter die Räuber, und verjagte zwey davon, einer aber dieſer Böſewichter hatte Herrn Rúbas ergriffen, und gab ihm einen tödtlichen Meſſerſtich in den untern Leib. — Durch den zweyten Schuß, welchen der Reiſende aus ſeiner andern Piſtole machte,

ſchoß

ſchoß er einen der Räuber todt, und die übrigen ergriffen die Flucht. — Nun verband man Herrn Rübas ſo gut man konnte, um ihn auf den nächſten Ort bringen zu können, welches ein kleines Städtchen war. Bei dem nächſten Bader ſuchte man Herrn Rübas unterzubringen, der Mann hieß Reinhart, und war ein Menſchenfreund, der uns willig aufnahm Bei Unterſuchung der Wunde fand Herr Reinhart, daß dieſelbe tödtlich ſey, denn der Meſſerſtich war ſehr tief in den Leib gegangen, und hatte die Gedärme durchgeſchnitten, auch verheimlichte er die tödtliche Gefahr nicht, in welcher Herr Rübas ſich befand; ſondern er ſelbſt erklärte ihm auf eine Art, die der Lage ſeines Zuſtandes ganz angemeſſen war, ſeinen nahen Tod. Der gute Mann nahm dieſe Nachricht mit Gelaſſenheit und Standhaftigkeit auf, aber doch konnte er ſich der Thränen dabei nicht enthalten. Nach einem langen ſchmerzlichen Seufzer ſagte er: — Ich muß nun ſterben, und ich ſterbe ohne mein Kind, ohne meine verlorne Tochter wieder gefunden zu haben. — Ich ſuchte ſie, und ein unerwarteter Fall brachte mir den Tod, Laura, Laura! dein Vater ſtirbt — er, der dich ſo herzlich liebte, er, der, um dich zu ſuchen, den Tod fand. Ich fluche dir nicht, ſondern ich ſchicke dir meinen Segen; denn der Segen eines Vaters iſt heilig. Laura ich vergebe dir, und ich vergebe dir jede Beleidigung, die du an mir, an deinem Vater verübt haſt, ja das größte Vergehen vergebe ich dir. O

Lau-

Laura! o meine liebe Laura! könnte ich dich doch noch vor meinem Ende ſehen. — Laura, Laura! wo biſt du? — Es iſt unmöglich, ich ſehe dich nicht wieder, denn du biſt weit von mir. Nun nahm er mich bei der Hand — Liebe Klara! Gott hat dich mir an der Stelle meiner Laura geſchickt, und du haſt an mir mehr als Kindespflicht erfüllt — ach! wie ſehr bin ich betrübt, daß ich auch dich verlaſſen muß, ich ſterbe gern, denn ich habe viele Freuden, aber auch viel Leiden am Ende meiner Tage erlebt. — Klara, alles was ich nun bei mir beſitze, iſt dein, es iſt zwar nicht viel — leider kann ich dir für deine Treue nicht mehr geben, als ich beſitze. Siehſt du meine Liebe, da ich noch einige Kräfte habe, ſo will ich meinen letzten Willen für meine Tochter aufſchreiben, dir ſelben übergeben, und dir anvertrauen. Sollteſt du im Lauf der Zeit von meiner Laura, von meiner entflohenen Tochter hören, ſo laß ihr dieſen meinen letzten ſchriftlichen Willen zukommen. — Wirſt du das wohl thun? Ich verſprach es, und meine Thränen beſtätigten es. — Weine nicht, gute Klara (ſagte mein Wohlthäter), weine nicht, denn ich verdiene deine Thränen nicht — ſey tugendhaft, und bleibe ſo, wie du geweſen, ſo wirſt du immer glücklich ſeyn, und gewiß gutes Fortkommen finden. Ach, meine gute Klara! würden wir denken, was wir ſind, von was wir kommen, und warum wir ſind, ſo würden wir finden, daß unſer Anfang die Vergeſſenheit,

die Mitte die Arbeit, und das Ende der Schmerz ſey. Das Eitle vergehet, und die Erinnerung an das Böſe erſchüttert unſere Seele. Wie gut und wie glücklich kann der ſterben, der durch Wohlthaten den Segen des Himmels erkauft, und die Menſchlichkeit gefühlt und ausgeübt hat. Menſchen ſind darum geſchaffen, um ſich wechſelweiſe zu unterſtützen, es giebt deren noch viele, und du meine liebe Klara wirſt immer ſolche Menſchenfreunde finden. — Dieſe Worte ſind ganz in meine Seele eingegraben, und ich habe darinnen eine auffallende Weiſſagung gefunden (hier weinte ſie ſchmerzlich). Ach! nur zu ſehr kenne ich nun, was Tugend heiſſt. Aber die Menſchen ſind ſo wankelmüthig, ſo unzuverläſſig und ſo liſtig — und ich Verlaſſene, ich fiel in die Schlinge, der ich doch entgehen ſollte. — Nein, nichts kann mich entſchuldigen — ob ich gleich hilflos verlaſſen, und meiner Willkühr überlaſſen, von böſen Menſchen umgeben war. — Der rechtſchaffene Rübas hatte nun ſeinen Willen zu Papier gebracht, ſelben verſiegelt, und mir übergeben. — (Hier zog Klara ein Papier hervor, welches wie ein Brief verſiegelt war, auf welchem geſchrieben ſtand: **Mein letzter Wille für Laura Rübas, meine Tochter**). Gute Klara, ſagte er, wollte Gott, daß du glücklicher als ich wäreſt, und daß du meine vielleicht unglückliche Tochter finden, und ihr dieſen meinen letzten Willen übermachen könnteſt. Die Erinnerung daran macht mir in meinen grauſamen

Schmer-

Schmerzen noch Freude und Vergnügen. — Ach Gott! vielleicht könnten dieſe wenigen Worte, die mit väterlicher Hand, und mit einem väterlichen Herzen geſchrieben ſind, ſie noch vom Verderben retten. — *Laura* war tugendhaft, wird ſie es noch ſeyn? Ach dieſer Gedanke zerreißt mir das Herz! — Sie hat die Bahn des Laſters angetreten, *Laura* iſt verführt, — ſie iſt laſterhaft, hier umarmte er mich heulend, und drückte mich ſchluchſend an ſein Herz. Ich wandte meine ganze Beredenheit an, ihn von dieſem ſo ſchmerzlichen Gedanken abzubringen, aber alle meine Mühe war vergebens, der gute **Rübas** weinte die bitterſten Thränen. — Drey Tage lebte dieſer unglückliche Vater im Kampf der Erinnerung an ſeine Tochter, und im Kampf der empfindlichſten Schmerzen, und am vierten Tag gab er, wie in einen ſüſſen Schlaf eingeſchlummert, ſeinen Geiſt auf. — Wer war nun verlaſſener als ich? — **Rübas** hatte mir zwar alle ſeine Geräthſchaften, die er zur Taſchenſpielerey gebrauchte, und zwey hundert Gulden in Geld überlaſſen, aber dieſe ſeine letzte Wohlthat war wohl nicht hinlänglich, mich von der Noth, und von dem Verderben zu retten, in welches ich mich ſtürzte, oder beſſer zu ſagen geſtürzt wurde. Der gute und menſchenfreundliche **Rübas** wurde begraben, und ich war nun meinem Schickſale überlaſſen. Ich entſchloß mich gleich nach **Prag** zu gehen, und Dienſte zu ſuchen. Herr **Reinhold** billigte meinen Entſchluß,

und beförderte ihn, indem er mir einen Brief an einen ſeiner Anverwandten gab, welcher mich an ſeine Sattlersfrau empfahl, und dieſe wieder an eine ſogenannte Dienſtzubringerinn, welche mir gleich ein Zimmer einräumte, mich ſehr freundlich aufnahm, und mir die Verſicherung gab, daß ich bald gute Dienſte finden würde. — Ich hatte nichts gelernt, denn das Wenige, was mir mein Wohlthäter, Herr Rübas, von ſeiner Kunſt gelernt hatte, war als keine weibliche Wiſſenſchaft anzuſehen, ich würde auch damit nie einen hinlänglichen Erwerb, um mich erhalten zu können, gefunden haben. Auch verſtand ich von hunderterley Arbeiten nichts, die doch Frauenzimmer höchſt nöthig wiſſen ſollen; kaum daß ich nähen und ſtricken konnte. Von der Kocherey verſtand ich noch weniger, und doch wollte ich einen Dienſt haben. Frau Samen (ſo hieß die Dienſtzubringerinn) durchſuchte meinen kleinen Koffer, und ordnete meine Sachen ganz gut zuſammen. Als ſie alle die Taſchenſpielgeräthſchaften fand, und mich befragte, was ich damit thun wollte, ſo ſagte ich ihr, ich wollte ſie als ein Denkmal meines Wohlthäters aufbehalten. Nein, nein, das müſſen ſie nicht, (erwiderte Frau Samen) ſondern ich werde dieſe Sachen verkaufen, das Geld können ſie beſſer brauchen; ihr Wohlthäter iſt todt, und damit Gott befohlen. Nun (ſagte ich) hätte ich eben kein Geld nöthig, indem ich zwey hundert Gulden baares Geld

hät=

hätte. Frau Samen ſah mich an, und lächelte. Sie heiſſen Mademoiſelle Klara, glaube ich? — Ja. — Nun meine Liebe, das iſt recht gut, ſie werden ſich damit einige Kleidungsſtücke anſchaffen können, denn hier ſieht man ſehr auf ſchöne Kleider, ja, ja ſchöne Kleider ſind oft von beſſerer Wirkung, als die beſte Anempfehlung, ja ſie müſſen mehr geputzt ſeyn, (hier zog ſie mir die Haube vom Kopf.) Die ſchönſten dunkelbraunen Haare, — aber in der größten Unordnung. — Ja morgen will ich den Haarkrauſer kommen laſſen, — vorne ſind ſie zu lang, — ſie müſſen geſchnitten werden, auch will ich ihnen ein anderes Zimmer geben, hier würden ſie zuviel eingeſperrt ſeyn, ich werde ihnen das geben, wovon die Fenſter auf die Gaſſe gehen: auch dieſe Kleidung verſtellt ihre ganze Perſon, Kleider machen Leute, und Gut macht Muth. Wer weiß, was aus ihnen noch werden kann, ſie haben ſehr hübſche und viel verſprechende Augen. Solche Mädchen, wie ſie, ſind oft die glücklichſten Frauen geworden. — Wie geſagt, Kleider machen Leute, und ein Mädchen wie ſie, wenn ſie gut und geſchmackvoll angezogen iſt, wird von jedermann bemerkt. — Mit dieſem leinernen Tuche verſtecken ſie ihren ganzen Buſen, und ſehen ganz verunſtaltet aus. — Auch iſt es nicht geſund, wenn man gar ſo ſehr eingezwängt iſt, — haben ſie dann in einer Einſamkeit gelebt? — Ihr Geſicht hat viel Angenehmes und Reitzendes, nur

die Annehmlichkeit fehlt ihnen noch, aber das wird ſchon kommen, — der tägliche Umgang mit artigen Leuten wird ihnen die Annehmlichkeit und Artigkeit, die einem Frauenzimmer ſo nöthig iſt, bald verſchaffen. — Sie ſind noch voll jungfräulicher Schüchternheit, — ja ja, damit werden ſie Liebe und Zuneigung einärndten. — Dieſe und mehr dergleichen Worte waren der Willkomm der Frau Samen, durch welche ich einen Dienſt erhalten ſollte. Noch dieſen Abend, als ich zu ihr in das Haus gekommen war, mußte ich mich ganz, in ihrer und Thereſens (eine ihrer Koſtgeherinn) Gegenwart entkleiden, und ſie und Thereſe wuſchen mich mit warmer Milch vom Kopf bis zu den Füſſen. Die Alte zog mir ein feines leinenes Hemd an, wie auch weiſſe Strümpfe, und Thereſe mußte mir ein mit Muſſelin garnirtes Nachtkorſet bis auf den andern Tag leihen. Nachts ſpeiſte ich in der Geſellſchaft der Frau Samen, und Thereſe; und ſie lachten ſehr oft über meine Einfalt. Als wir abgeſpeiſt hatten, umarmte mich Thereſe, und die Alte führte mich auf mein Zimmer, wünſchte mir eine gute Nacht, und verſchloß die Thür. — Alles, was ich an dieſem erſten Tage in dem Hauſe erfahren hatte, kam mir ſonderbar vor, ich überdachte das Geſpräch der Alten, und konnte nicht begreifen, aus welcher Urſache ſie ſich ſo ſehr dienſtfertig, und ſo gütig gegen mich betrug. Hundert Gedanken kamen mir in den Sinn, und alle ver-

einigten ſich dahin, daß Herr Reinhold wohl der Stoff dazu ſey. — Wie herzlich dankte ich in Gedanken dieſem Manne, aber leider war mein Dank zu voreilig, und ich mußte erſt in einigen Monaten erfahren, was aus mir, als ich in das Haus der Frau Samen gekommen, werden ſollte. — Herr Reinhold hatte daran keinen Antheil, denn ich war von ſeiner Rechtſchaffenheit durch die Lehre überzeugt, die er mir gab, als ich ſein Haus verließ. Ich ſchlief dann die ganze Nacht recht ſanft, und gut — dergeſtalt, daß Thereſe, welche zu mir früh gekommen war, mich noch im Bette antraf. Thereſe küßte mich, und bezeugte mir ſehr viele Freundlichkeit, die Alte brachte den Kaffee, und war ganz gut aufgeräumt. Wir drey frühſtückten alſo miteinander. Nach dem Frühſtück erſchien ein Schneider, der mir die Maß nahm, und als er abgezogen war, kam der Haarkrauſer, der ſehr geſchickt meine Haare, um die ich weinte, abſchnitt. Nun wurde ich aber auf das ſchönſte in Locken friſirt. Als ich mich in dem Spiegel ſah, war ich ſelbſt über meine Verwandlung betroffen, und ich muß es zu meiner Schande geſtehen, daß ich mir ſelbſt gefiel, und ſchon vergeſſen hatte, daß mir meine Haare abgeſchnitten waren, um die ich doch geweint hatte. Alſo ſind die Triebe der Menſchen beſchaffen; man vergißt oft, was man heilig zu halten verſprochen, und doch nie vergeſſen ſollte. — Schon in dieſem Augenblicke hatte ich die Lehre meines

Wohlthäters vergeſſen, und ſchon empfand ich einen gewiſſen Zauber von Eigenliebe, von welchem ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben wußte. Noch an dieſem Tage erhielt ich das Zimmer, welches die Fenſter auf die Straſſe hatte, zur Wohnung. Das Zimmer war ſehr rein, und mit einem niedlichen Papier ſpalirt. Mein Bett ſtand in einer Alkove, und darneben hatte ich ein kleines Kabinet, in welchem ein Nachtzeug und mehrere andere Geräthſchaften ſtanden, deren Gebrauch ich noch nicht kannte, aber darüber von Frau Samen und Thereſe belehrt wurde. — Alles, was mir Frau Samen und Thereſe ſagte, war mir fremd, — und doch empfand ich ein ſonderbares Vergnügen, und den lebhafteſten Wohlgefallen daran. — Die Liebe hat ihre eigene Sphäre, ihren eigenen Zweck, ihre eigene Pflichten, und auch ihren eigenen Hang. — Leider! aber wie traurig ſind die Folgen davon, — wie ſehr iſt ein eingezogenes, ſchuldloſes und tugendhaftes Leben, einer laſterhaften Liebe vorzuziehen. — Ich kenne es nun, aber es iſt zu ſpät. — Thereſe war ein munteres und gutes Mädchen, die mir ſo viel Freundſchaft bezeugte; daß ich darüber oft recht ſehr gerührt war. Auch erwiderte ich ihr immer mit gleicher Zuneigung, und war ihr von ganzem Herzen gut, denn ich habe gefunden, daß ihre Zuneigung keine Verſtellung, ſondern eine wahre Freundſchaft war. Thereſe geſtand mir in der Folge die Schwäche ihres Herzens,

und erzählte mir, daß ſie durch ihren Liebhaber, der ein Leutenant unter dem Regiment N. war, verführt, und entehrt worden, und daß er ſie ohne Hilfe, noch ehe ſie ihr Kind zur Welt gebracht, im äuſſerſten Elend verlaſſen, und daß Frau Samen ſich ihrer erbarmt und ſie angenommen habe. Wie ſchwach iſt doch unſer Geſchlecht, und auf welche ſchändliche Art wird oft unſere Güte, und unſere Schwäche von Männern benutzt. Ja die Tugend iſt eine heilige Sache; denn ſie iſt ein weſentlicher Nutzen, zur Beruhigung in unſerem Leben; ſie iſt es, die uns von Laſtern ganz frey machen kann. Thereſe — dieſe gute Seele betrog mich unwillkührlich durch ihre Freundſchaft und Zuneigung; denn ſie hieß mich ſchön und liebenswürdig, und ich gewöhnte mich ſo ſehr an dieſe ihre Schmeicheleyen, daß ich darüber die Lehre meines Wohlthäters Rübas, und ſelbſt mein gemachtes Verſprechen, tugendhaft ſeyn, und verbleiben zu wollen, vergaß. Die Kleider, welche ich erhielt, trugen dazu ſehr viel bei, und ich kann ſagen, daß ich jedesmal ein ſonderbares Vergnügen empfand, wenn ich von jemand gelobt wurde. Dazu kam noch ein ſehr artiger junger Mann, der ſich Baron K. ſchrieb, welcher meine Schwachheit kannte, mich aber aufrichtig und zärtlich liebte, und das Feuer meiner Augen bewunderte, ſie mit der Sonne verglich, die durch ihre freundlichen Strahlen den Liebhaber bezauberten. Er, der alle Schönheiten an mir pries, welche die Natur ver-

ſchwendet hatte, fand auch, daß ſich die Natur an mir und meiner Schönheit erſchöpft habe. Meine ſchwarzen Haare fand er anbetenswürdig, zart und wohlriechend. Er fand, daß auf meiner Stirne die Grazien ſcherzten, daß meine Bruſt die Weiße des Schnees übertreffe, daß meine Hände und Füſſe durch den Gott der Liebe gebildet seyn. In meinem Herzen, und in meiner Denkungsart fand er den Sitz einer zärtlichen und gutherzigen Seele. — Auch fand er, daß mich meine Schönheit weder ſtolz noch hochmüthig machte. Er lobte recht ſehr, und als eine ſonderbare Tugend, daß ich nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zubrächte, o! und über alles liebte er meine Einfalt, und eben dieſe Einfalt veranlaßte, und beförderte mein Vergehen. Auch muß ich geſtehen, daß die Hoffnung und der Vortheil, welchen ich von der Liebe des Barons erwartete, da er mir ſeine Leidenſchaft und ſeine Liebe ſo edel, und wohlwollend vormalte, am meiſten dazu wirkten. Ach! wie oft wiederholte mein Liebhaber nicht, — daß wahre Zuneigung das Glück und Zufriedenheit unſers Lebens ausmache, dieſe Worte begleitete er mit Küſſen, und dabei flößte er mir Zutrauen und Liebe ein, — auch kannte ich an ihm ein Herz, das mir nicht aus Verſtellung, ſondern aus Neigung zugethan war, und mich herzlich liebte. Es iſt gewiß, daß das Bedürfniß des Beifalls and der Zuneigung, einer der erſten Gründe iſt, der uns gefällig macht, und

un-

unſere Eigenliebe reizt, weil es uns Bewunderung bringt. Wir finden dieſen Beifall nützlich, und finden darinn unſere Werthſchätzung, und ein ſonderbares Wohlgefallen, das uns zur Wiedervergeltung anleitet, aber wir irren uns, weil wir unſere Vollkommenheit und Unvollkommenheit nicht nach dem Verhältniſſe der Abſicht abwägen, und daher einen unbeſtimmten Fehltritt machen. Ich liebte den Baron K. mehr, als ich wohl ſollte, ich fand in ſeiner Geſellſchaft Freude, Zufriedenheit und Vergnügen, er fand eben das, und ſo waren wir einander ſehr gut, und faſt unzertrennlich, und der Beifall ſeines und meines eigenen Herzens ſprach für meine Liebe und mein Vergehen. Ach! wie ſüß waren jene Augenblicke, wenn wir ſtill und einſam ſo ganz heimlich beiſammen ſaſſen, und unſere bebenden Lippen einander begegneten. — Wir wiederholten zu oft dieſe ſtillen Szenen, — das Gefühl wirkte, unſere Herzen waren ſanft, und von Liebe trunken, wir verſtummten, wir gleiteten, — und ich fiel. — Ich läugne mein Vergehen nicht, denn ich habe die Beweiſe davon erzählt. — Ich hätte tugendhaft bleiben ſollen, das Schickſal, das Ungefähr, und ſelbſt das Zutrauen, zu welchem ſich die Unerfahrenheit geſellte, wurden für mich ein trauriges Loos, und ein ſchändliches Bedürfniß. — Baron K. war für mich, und meine Zuneigung nicht undankbar, er kannte, daß ich das Opfer ſeiner Leidenſchaft, und meiner und ſeiner Liebe

ge=

geworden, er begegnete mir immer mit gleicher Zuneigung, denn er kannte, wie hart es ſey, in einem ſolchen Falle, wie der meinige war, verborgen zu leben, und die gehörigen Mittel dazu nicht zu haben. Baron K. ließ mich nicht in der geringſten Sache Mangel leiden, und ſelbſt das Haus der Frau Samen hatte Uiberfluß an allem. Thereſe, Frau Samen, alles war mir günſtig, und ich kann ſagen, daß man für mich zu viel Achtung hatte, und in allem meinem Verlangen zuvorkam. Selbſt der Baron vergaß nie, wenn er mich verließ, mich der Hausfrau auf das dringendſte anzuempfehlen, und für jede Kleinigkeit, die ich bedurfte, Sorge zu tragen. Sechs Monate meiner Schwangerſchaft giengen in dieſer ſo ſtillen und mir ſo günſtigen Ruhe und Einigkeit dahin, täglich ſah ich meinen Liebhaber, der mich durch ſeine Empfindſamkeit ganz bezauberte, und mir auch täglich liebenswürdiger vorkam, denn ſeine Handlungen und ſein Charakter war nie zweifelhaft, immer gleich, und für mich ein beſtändiges Wohlwollen —— Ich kann mit Recht ſagen, daß dieſe Trunkenheit des Glücks und unſerer Liebe zu vollkommen war, und daß ich darüber mehr als einmal unruhig geworden. Dann ich fand, daß unſere Liebe, unſere Wolluſt nicht immer dauern könne, und ich erinnerte mich ſehr oft an die Lehre meines Wohlthäters. Ich vergoß über meinen Leichtſinn Thränen, und hatte ſehr oft den ſchwerſten Kampf zwiſchen Tugend und Vergebung.

hung. — Aber wie ſchwach war ich! Kaum erſchien Baron K., ſo war auch jedes gute Vornehmen, jede Reue verſchwunden. Was ich oft vermuthet hatte, geſchah nun endlich. — Drey Tage blieb Baron K. von Hauſe, am vierten Tage erhielt ich ein kleines Briefchen von ihm, in welchem er mir Nachricht gab, daß einer ſeiner vertrauten Diener, ſeinem Vater von unſerem Umgange alles umſtändlich entdeckt habe, und er auf der Stelle von Prag abreiſen müßte, und wohl ein Jahr auſſen bleiben würde. Er verſicherte mich dabey noch ſeiner Liebe, und empfahl mir, mein Schickſal geduldig zu tragen, bis er in den Stand geſetzt würde, mir ſeinen Beiſtand wieder leiſten zu können. In dieſem Augenblick entfiel mir das Herz — dieſe Nachricht war für mich ein Donnerſchlag. Ich fiel halb ohnmächtig auf mein Bett, und ſah nun mein widriges Schickſal als eine verdiente Strafe an. Frau Semen, die auch mit dieſer Nachricht nicht zufrieden war, wurde nun gegen mich unwilliger, und um einigermaſſen ihren Unwillen zu ſtillen, gab ich alle Geſchenke, und auch das Geld, welches ich von Baron K. und meinem Wohlthäter erhalten hatte, nach und nach hin, bis endlich die Zeit meiner Entbindung ankam. Bis dahin aber fiel ich in eine ſchmerzliche Traurigkeit und Melancholey, und ich fand nur Troſt in mein n Thränen. Ich entdecke ihnen meine ganze Schande, und mein ganzes Vergehen, und ſie, ſie werden ahnden, was das heißt, ſeine Schan-

de

de einem andern zu entdecken. — Ach Gott! es koſtet mich viel Uiberwindung, ihnen dieß Geſtändniß zu machen; aber ſie werden mich darum nicht in neue Bekümmerniß ſetzen, und darum nicht haſſen. Der Tag meiner Entbindung kam, und die Frucht unſerer Vertraulichkeit kam todt auf die Welt. — O Gott! welch einen Schmerz empfand mein Herz darüber — welche bittere Gedanken ſtiegen in meiner Seele empor, und welche Vorwürfe machte ich mir nicht. Mein Herz und meine ganze Seele war verwirrt, ich war voll Empfindung; und doch verlor ich nach und nach dieſe Empfindung, und meine Leidenſchaft, meine Liebe blieb, und ſelbſt die Furcht meines traurigen und widrigen Schickſals konnte meiner Leidenſchaft und Liebe nicht Einhalt thun. Ach! wie viel iſt an der Bildung des Herzens gelegen. Das Herz empfindet, das Herz drückt aus, und das Herz leitet jede unſerer Handlungen — Ach wer nicht fühlt, deſſen Herz iſt ohne Empfindung, denn das Gefühl, die Zuneigung, und die Freundſchaft ſind die weſentlichſten Gegenſtände, die auf unſere Empfindung wirken; weil das Herz und die Seele mit den Sinnen verbunden ſind. Die Liebe iſt geiſtig und gemäſſigt; denn beide, der Verſtand und das Herz haben Antheil daran. Meine Liebe für den Baron K. war durch mein Herz geleitet, daher war ſie zur Leidenſchaft geworden, und mein Verſtand war nicht mächtig genug, meine Empfindung, meine Leidenſchaft,

und

und die Verwirrung meines Herzens aufzuklären. — Zur Tugend gehöret ein Beſtreben, immer das Gute auszuüben, und die ſchädliche Neigung mit feſtem Willen und Uiberwindung von ſich zu entfernen. Ja — nun das that ich nicht, und ich hatte dieſe Stärke nicht, aber alle dieſe Beweggründe machen mich darum nicht weniger ſtrafbar. — Meine Liebe und meine Neigung war dahin gerichtet, ſchuldlos zu handeln, denn ich fand darinnen eine gewiſſe Redlichkeit, die mich nie kränken ſollte; weil ich dafür Rechtſchaffenheit hoffte., aber dafür ein unſchuldiges Opfer wurde. Nachdem ich genas, und dann ganz geſund war, machte mir Frau Samen eine der ſonderbarſten Rechnungen; denn es zeigte ſich in-ſelber, daß ich ihr für gemachte Auslagen in meiner Krankheit mehr als hundert Thaler ſchuldig geworden, auch führte ſie bey, ſie habe in allem für mich mütterlich gehandelt, und Sorge getragen; ſie hoffe alſo, ich würde mich ihr dafür dankbar bezeugen. — Wie groß war meine Verlegenheit, und wie traurig meine Lage — wie ſollt ich dieſes Weib bezahlen, — ich, die nicht einen Kreutzer im Vermögen hatte. — Ich mußte alſo nothgedrungen mit mir machen laſſen, was man wollte — o Gott! kaum darf ich mich an das Laſterhafte meines Lebens erinnern. — Ich wurde dem alten Baron S. J. verkauft; dieſem alten Baron gehöre ich nun, ob er gleich das ſchönſte und liebenswürdigſte Weib hat. — Aber dieſer Mann kennt nur die Wolluſt und

das

das Sittenverderbniß — ſein groſſer Reichthum macht ihn hart, und ſein durch Wolluſt abgelebter Körper, ja ſelbſt ſeine ganze Natur iſt todt — nur noch die Erinnerung der genoſſenen Vergnügen haben noch einige Reize für ihn, und machen ihm Vergnügen. Ach wie verächtlich und unerträglich iſt mir ſeine Gegenwart — Sollten ſie es glauben können. — Ich diene einem ſolchen Manne, ich bin eine dieſer laſterhaften Kreaturen, an der er die Bildung ihres Körpers bewundert. — Ach die Schande, die ich dabei leide, kann ich ihnen nicht erklären. — Ich werde für dieſes der Menſchheit ſo entehrende Laſter reichlich bezahlt, haſſe aber ſein Geld, das etwa noch von dem Schweiße ſeiner Unterthanen tropft, und auch ſeine häßliche Perſon. Helfen ſie mir, ſeyn ſie mein Retter, und entziehen ſie mich einem ſo ſchändlichen Leben. Ach wie ſehr wünſche ich ſelbſt das Andenken meines Vergehens, und meiner ſo entehrenden That vertilgen zu können. — Mein Herz fühlt nur Reue — ja ich bin gegen jede Freude unempfindlich, denn meine Schande, mein Vergehen, naget an meiner Seele und an meinem Herzen. — Meine Sehnſucht iſt dringend — ja ich muß und ich will dieſes entehrende Leben verlaſſen, die Schwermüthigkeit, die Beängſtigung wird mich zur Verzweiflung überführen. Ach Gott, welche Rührung empfand ich geſtern, als ich ſie im Theater ſah — ich fand, daß ſie, um mich zu retten, geſchickt waren, daß ſie mein Schutzgeiſt werden

ſoll=

ſollten, die ganze Nacht habe ich kein Auge geſchloſſen — ich habe den Tag mit Schmerzen, und ihre Gegenwart mit Sehnſucht erwartet — Sie ſehen nun ein unglückliches von jeder Hilfe verlaſſenes Mädchen zu ihren Füſſen, die ſie bittet, ſie von ihrem nahen Verderben, und von dem laſterhaften Leben zu befreyen, welches ſie aus Strafe, und aus eigener Schuld führen muß. Helfen ſie mir — hier haben ſie all mein Gold, es iſt der Lohn meiner Entehrung, und meines Laſters durch zwey Jahre, welches ich von dem Baron erhalten, machen ſie nach Belieben Gebrauch davon — aber retten ſie mich, — mit Thränen bitte ich ſie darum — Ach! wenn ſie Gefühl und Menſchlichkeit beſitzen, ſo verſagen ſie mir meine Bitte nicht. Thun ſie es aus Nächſtenliebe oder aus Barmherzigkeit. Die Geſchichte dieſes unglücklichen Mädchens machte den lebhafteſten Eindruck auf mein Herz, ich verſprach alles für ſie zu thun, und ich wollte es auch. Klara vergoß über meine Willfährigkeit Freudenthränen, und ich konnte mich auch der Thränen nicht enthalten. Wir wurden nun einig, daß ich den andern Tag kommen würde, um den Entſchluß zu faſſen, auf welche gute Art ich ſie aus dem Hauſe bringen könnte, in welchem ſie ſich jetzt befand.

XIV. Kapitel.

Guter Muth bewirkt Mitleiden.

Der Ritter war über mein Ausbleiben ſehr beſtürzt, und es freuete ihn ſehr, mich wieder zu ſehen. Ich erzählte ihm die Geſchichte der unglücklichen Klara, er empfand darüber Mitleiden, und machte eine der beſten Moral darüber. Haben ſie dieſem verführten Mädchen Hilfe verſprochen? — Ja — nun auf welche Art wollen ſie ihr helfen? — Das weiß ich ſelbſt nicht, ich wollte ſie bitten, mir dazu einige Anleitung zu geben. — Was halten ſie von der Geſchichte der Laura und ihres unglücklichen Vaters? — Meiner Meinung nach iſt es ſehr betrübt, daß dieſer ſo gute Vater ſeine Tochter nicht wieder zu ſehen bekam, und auf eine ſo unglückliche Art ſterben mußte — Den Brief, oder beſſer zu ſagen ſeinen letzten Willen an ſeine Tochter, haben ſie nicht geleſen? Nein, denn der Brief war verſiegelt. — Hätten ſie nicht Luſt dieſe Laura aufzuſuchen? — Recht gern — und ich wünſche es von Herzen. — Finden ſie nicht, daß Laura grauſam gegen ihren Vater gehandelt habe? — Ja das finde ich — Laura war die Urſache ſeines Todes. — Mein lieber Freund (ſagte der Ritter ganz gefühlvoll) Laura hat eine böſe That begangen, ſie hat unmenſchlich wider ihren Vater gehandelt — aber doch, es könnte ſeyn, daß ſie weniger Schuld habe, als wir vermuthen. —

Ihr

Ihr Entführer könnte wohl allein an ihrem Vergehen Schuld ſeyn. — Daran habe ich auch gedacht. — Sie ſehen, (ſagte der Ritter) in welchem Grade das Sittenverderbniß zugenommen hat, die Geſchichte dieſes Mädchens iſt ein Beweis davon. — Wer hätte je gedacht, daß ein alter Greiß ſich noch mit jungen Mädchen abgeben, und ſich der Wolluſt überlaſſen würde. — Nein, ich kann ohne traurige Empfindung an das laſterhafte Loos dieſes Mädchens nicht denken — Kinder, die ihre Aeltern zu früh verlieren, ſind ſehr zu beklagen, beſonders wenn ſie nichts gelernt haben. — Die Natur bildet zwar das Herz, aber die Unerfahrenheit wird oft — ja nur zu oft das Werkzeug zum menſchlichen Verderben. Ein Frauenzimmer muß es zwar nicht als eine Pflicht anſehen, beleſen zu ſeyn, Geſchmack zu haben, Zeichnen und Muſik zu können, oder fremde Sprachen zu reden; dieſe Dinge ſind zwar nützlich und angenehm, aber ſie hindern oft die Gewohnheit, Ordnung im Hauſe zu erhalten. Denn ein Frauenzimmer muß vor allem die Hauswirthſchaft verſtehen, und muß alles, was zur Wirthſchaft gehöret, in guter Ordnung zu erhalten wiſſen. Eine gute Wirthinn iſt eine vollkommene Frau. — Meine ſelige Frau war keine gute Wirthinn, und beynahe wäre ich zu Grunde gegangen — denn je weitläuftiger eine Haushaltung iſt, deſto mehr geht zu Grunde. Ein vernünftiger Mann fordert zwar nicht, daß ein Weib die Arbeit der Dienſtleute verrichte, ſondern die Ehrfurcht derſelben zu erhalten wiſſe.

Von einem Landmädchen, deſſen Aeltern arm ſind, kann man keine Erziehung verlangen, die über ihre Lage ſey, nehmlich die natürliche, die gute — ich irre mich, ich will die dumme ſagen. Aber bey uns — da ſollte man wohl eine gute Erziehung finden Nein bewahre Gott. Fallen nicht die meiſten Kinder und Zöglinge in Hände, die geſchickter ſind, ſie zu verderben als zu bilden. Alle neue Methoden und Erziehungsentwürfe, unter welchen wir ſinken, beweiſen, daß man in Abſicht der Erziehung noch nicht weiß, woran man iſt, oder auch, daß man die Sucht, alles zu verbeſſern, in eine anſteckende Krankheit verwandeln will. — Ich kann ihnen über dieſe Bemerkung nicht unrecht geben. — Mein Freund, die Mißkenntniß ſeines eigenen Verſtandes hat oft ſehr üble Folgen — Der Menſch ſollte ſich täglich ſelbſt prüfen, dann würde er über ſich ſelbſt zu urtheilen im Stande ſeyn, und ſein Leben auf eine glückliche Art zu führen wiſſen. — Sie haben ganz recht, erwiederte ich dem Ritter, aber ſollte man nicht auch die Pflicht ſeiner eigenen Vollkommenheit zu befördern ſuchen Höchſt nothwendig. — Nun gut — finden ſie nicht, daß der Menſch das Leereſte von allen Ungereimtheiten und Erdichtungen iſt. — Sie wollen gewiß dadurch ſagen, daß man wider ſeine Entwicklung Einwendungen machen könnte, und müßte. — Ja! indem das ganze Weſen und Wohl des Menſchen in ſeiner Unwiſſenheit, in ſeiner Rohheit, und in ſeiner Unvollkommenheit beſteht. — Eben darum müſſen ſeine Sinnen,

Nei=

Neigungen, Begierden, und übrige Fähigkeiten, ausgebildet werden, dieſes fordert ſelbſt der Zweck ſeines Daſeyns. — Das iſt die Wahrheit; auch bedarf der Menſch die Hilfe anderer Menſchen, und dieſes trägt dazu bey, daß er ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Vollkommenheit anderer richte, und ſie zugleich wünſchen muß. — Beweggründe dazu ſind die Gemeinſchaft der Natur des Menſchen, und ihres eigenen Berufs. — Der Reiz der Freundſchaft wie empfindlich, und wie vergnügend iſt er nicht, und wie groß iſt unſere Freude, wenn wir durch unſere Mitwirkung und Beiträge alles um uns blühen und gedeihen ſehen. Das allgemeine Wohlwollen iſt eine wirkliche und aufrichtige Geſinnung, nach welcher wir das Wohl aller Menſchen beſtimmen, und es auch immer zu bewirken ſuchen ſollten. — Mich freuet es (erwiederte der Ritter) daß ſie ſo menſchenfreundlich denken, zugleich will ich ihnen bemerken machen, daß ſie eben aus jenen angeführten Gründen auf ſich ſelbſt einige Rückſicht nehmen ſollen. Sie finden, daß Laura grauſam und widernatürlich gehandelt habe, da ſie ihres Vaters Haus verlaſſen — ſie haben eben das gethan, obgleich auf eine ganz andere Art — — ich denke, ſie ſollten nun wieder nach ihres Vaters Haus zurückkehren, und ihn nicht länger durch ihre Abweſenheit kränken. — Wie wiſſen ſie, daß mein Vater ſich über meine Abweſenheit kränke? Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe es, und glaube mich nicht in meiner Vermuthung

zu irren. — Ja, ja ſie irren ſich — übrigens läßt es mein Verhältniß noch nicht zu, daß ich nach meines Vaters Hauſe zurückkehre. — Welch ein Verhältniß — In dieſem Punkte giebt es zwiſchen ihnen und ihrem Vater gar kein Verhältniß — Ihre Stiefmutter iſt geſtorben, und mit ihr ſtarb auch der Haß, den ſie gegen ſie hatte — folglich iſt es ihre Pflicht, in ihres Vaters Haus zurück zu kehren. — Was ſie mir zu ſagen belieben, iſt ganz gut, aber für mich noch nicht thunlich; denn ich will noch einige Zeit in der Welt herumreiſen, um durch mich ſelbſt Dinge zu prüfen, wozu ich in meines Vaters Hauſe nie Gelegenheit haben werde. — Sie wollen vermuthlich mehr Menſchenkenntniß ſammeln, oder die Welt noch beſſer kennen lernen. — Sie haben ganz Recht — Das iſt ganz mein Wille. — Ich denke, das könnten ſie in ihres Vaters Hauſe eben ſo gut thun. — Sie irren Herr Ritter, dazu mangeln ja die verſchiedenen Gegenſtände. — Wer Menſchenkenntniß ſammeln will, findet immer Gegenſtände genug, und wenn er ſelbe nur aus ſeinen eigenen Handlungen ſammeln wollte. — Unſere Phantaſie ſtellet uns ſelten einen Gegenſtand ſo vor, wie er ſich uns ſelbſt zeigen ſollte; denn ſie zeiget uns nur immer den Gegenſtand von der für uns intereſſanten Seite, und wir ſehen nur, was unſer Herz ſehen will, obgleich es oft ſehr widerſinnlich und zweckwidrig iſt. Sie tadelten ſelbſt die Flucht Laurens, und ſie, der eben wie ſie ein Flüchtling

ſind,

ſind, finden an eben dieſer Handlung für ſich eine entgegengeſetzte Meinung. — Ich habe aber Urſache dieſe Meinung in Betref meiner von der entgegengeſetzten Seite zu betrachten. — Ich denke, daß es für ſie gar keine Urſache mehr gebe, von dem Hauſe ihres Vaters entfernt zu bleiben, da ihre Mutter geſtorben, und ihr Vater — wie Herr Lator ſagte, ihre Rückkehr wünſchet — ich könnte nur in ihrer Hartherzigkeit eine Urſache finden. — Ich glaube, daß mein Ausbleiben keine Hartherzigkeit könne genannt werden — Ungehorſam — Unbiegſamkeit iſt Hartherzigkeit — und jede verſäumte Gelegenheit, die Tugend auszuüben, deren Intereſſe dem Intreſſe der Menſchlichkeit zuwider läuft, iſt im wahren Verſtande Hartherzigkeit. — Sie ſind ihrem Vater Gehorſam ſchuldig, und ſie müſſen ſeinen Willen erfüllen; bedenken ſie, was das heißt ſeinen Vater kränken — vielleicht in eben dieſem Augenblick ſeufzet er um ihre Wiederkunft. — Wie ſehr werden ihm die Gefahren auffallen, welchen ſie ausgeſetzt ſind — unſere Einbildung ſtellet uns in widrigen Fällen jede Gefahr ſchaudervoller und lebhafter vor, als ſie wirklich iſt. Ich denke, daß ſie ſich durch ihre Entfernung, in Betref ihres Vaters, eines ſchweren Vergehens ſchuldig machen, indem ſie ihm die letzten Tage ſeines Alters bitter machen. Eilen ſie zurück, und zeigen ſie ſich würdig, der Sohn eines guten Vaters zu ſeyn, umfaſſen ſie ſeine Kniee, bekennen ſie ihm ihr Vergehen, und benehmen

ſie ihm die Unruhe, die er etwa wegen ſeines einzigen Sohnes hat. — Ja mein Freund, folgen ſie meinem Rathe, und zeigen ſie, daß ihr Herz mit ihrem Charakter übereinſtimme, indem er ſie ſo vortheilhaft auszeichnet. Denken ſie an die Freude, die ihr guter Vater haben wird, da ſeine Arme ſie wieder umſchlieſſen werden. — Erkennen ſie ihren Fehltritt, und ſetzen ſie ſich durch ihr långeres Verharren keinen neuen und empfindlichen Vorwürfen aus. — Nein ihr Herz iſt nicht ſo hart — nein, nein, dazu ſind ſie zu großmüthig. Ich widerhole nochmals meine Bitte, kehren ſie nach ihres Vaters-Hauſe zurück, ich will ihnen das nöthige Geld dazu gern, herzlich gern geben, — verſagen ſie mir dieſe meine Bitte nicht, — ich geſtehe ihnen, ſie würden ſich dadurch meine Freundſchaft entziehen. — Auch geſtehe ich ihnen, daß ich alsdann in Betref meiner Tochter mich für ſie nicht ungeneigt zeigen werde. — Herr Ritter, ſie beſchåmen mich — ich weiß, daß ich gefehlet habe, — der Werth ihrer Freundſchaft, und auch jener ihrer erhabnen Tochter ſind mir zu werth, als daß ich ſelbe nicht zu erhalten ſuchen müßte: — Ich werde ihren Willen erfüllen, und zu meinem Vater zurückkehren. Der Ritter ſprang auf, und umarmte mich auf das Zårtlichſte, — und ich kann ſagen, daß ich darüber empfindlich gerührt war. Nach dieſer Umarmungsſzene wollte mir der Ritter ſogleich das nöthige Geld zu meiner Reiſe aufzåhlen, ich verbat es mir aber, bis auf den

folgenden Tag, und der Ritter war damit zufrieden. Nun begab ich mich zu meinem Freund Amon, um ihm den dringenden Willen des Ritters und deſſen Bitte, wieder nach Hauſe zu kehren zu erzählen; auch wollte ich in Betreff Klarens ſprechen, damit ich mein gemachtes Verſprechen erfüllen, und ſie aus dem Hauſe, worinnen ſie war, retten könnte. Ich traf aber meinen Freund Amon nicht an, kehrte alſo wieder nach Hauſe, und hatte Gelegenheit über mein gemachtes Verſprechen nachzudenken. Die Unterredung mit dem Ritter hatte eine ſonderbare Wirkung auf mein Herz gemacht, bald wollte ich mein Verſprechen erfüllen, und bald wieder nicht. Die Geſchichte Laurens und Klara hatten mir meinen ganzen Kopf verrückt, — und ich konnte alles, ſo ich damals im Kopf hatte, auf keine gute und mir anſtändige Art auseinander ſetzen. Der Gedanken, oder der Entſchluß, wieder nach Hauſe zu kehren, wollte mir vor allem nicht gefallen, ich dachte daher nur auf Mittel, wie ich mit dem Ritter, ohne ihn zu beleidigen, übereins kommen ſollte. Cäcilia, ſeine Tochter, lag mir gewaltig am Herzen. — That ich nicht, was ich verſprochen hatte, und was der Ritter wollte, ſo war Cäcilia für mich auf ewig verloren, — das wollte ich eben nicht. Den Ritter zu hintergehen, wäre eben nicht ſchön, und mir nicht anſtändig geweſen. — Ich mußte alſo das eine oder das andere thun, zurückkehren, oder den Ritter in ſeiner Meinung täuſchen, und hin-

tergehen. — Der gemachte Antrag, mir Geld vorzuſtrecken, ſetzte mich in eine der größten Verlegenheiten. — Um zu reiſen, mußte ich Geld haben, und von einem andern Geld zu borgen, würde den Ritter ſehr beleidiget haben. — Mit geliehenem Gelde reiſen, oder dem Ritter dadurch verpflichtet zu ſeyn, wollte meine Eigenliebe nicht zugeben, nein, der Gedanken Geld von ihm als Geſchenk anzunehmen, war mir unmöglich. — Meinem Vater ſo was zu entdecken, würde mich in der Seele, und auch ihn ſehr geſchmerzt haben. — Je nun, was war zu machen; nach meines Vaters Hauſe wollte ich nicht zurückkehren, den Ritter wollte ich nicht täuſchen, Geld wollte ich von ihm nicht haben, das Fräulein Cäcilia ſeine Tochter liebte ich zu ſehr, Laura und Klara lagen mir am Herzen. — Noch mit dieſen Gedanken beſchäftiget, trat mein Freund Amon ein. Ich erzählte ihm erſtlich die Geſchichte Klarens, welche ſehr vielen Eindruck auf ihn machte, und dann erzählte ich ihm auch, daß der Ritter ſehr ſtark in mich dringe, nach meines Vaters Hauſe zurückzukehren; ich ſagte ihn auch, daß ich es zwar nicht thun wollte, aber es dem Ritter verſprochen habe, und wenn ich ſeinen Willen nicht erfüllte, ich das Fräulein Cäcilia ſeine Tochter, die eine Schönheit ſey, und die ich herzlich liebte, auf immer verlieren würde. — Die unglückliche Klara wollte ich gern retten. Herr Amon dachte einige Minuten nach, und ſagte dann: nach Hauſe wollen ſie

nicht

nicht kehren. Ich erwiderte, nein: den Ritter wollen ſie dadurch für ſich nicht ungeneigt machen: Ich erwiderte ja. — Sie lieben ſeine Tochter: Ja. — Nun dieſem allem iſt leicht abzuhelfen. Das wäre ſonderbar. — Sie laſſen den Ritter bei der Meinung, daß ſie nach Hauſe kehren, in einiger Zeit ſchreiben ſie ihm, daß ſie auf ihrer Reiſe aus hunderterlei Urſachen, die ſie leicht anführen werden können, daran verhindert worden; zugleich ſchreiben ſie, daß ſie ſich nun nicht mehr abhalten laſſen, und gerade in das Haus ihres Vaters kehren, an Fräulein Cäcilia ſchreiben ſie einen ſehr feurigen Liebesbrief, und verlangen Antwort. — Uibrigens können ſie thun, was ſie wollen. — Aber — aber — alles gut, (erwiderte ich) der Ritter will mir durchaus Geld zur Reiſe geben, und ich will ſein Geld nicht haben. — Wie, ſie wollen das Geld, welches ihnen der Ritter anträgt, nicht annehmen, welche Thorheit, — wo haben ſie jemals einen Menſchen geſehen, oder gefunden, der angetragenes Geld nicht annehmen wollte, da er es bedarf? Geld iſt ja immer zu gebrauchen, und vorzüglich für ſie, da ſie nicht nach Hauſe kehren wollen. — Sie haben Recht, ich werde ihrem Rathe folgen, und den Ritter bei der Meinung laſſen, daß ich nach Hauſe gehe, das mir angetragene Geld werde ich annehmen, dem Ritter aber eine Schrift für den Empfang geben, und das Uibrige dem lieben Ungefähr überlaſſen. — Bravo ſagte Herr Amon, das

das heiſſe ich willig ſeyn, das heißt Gehorſam. — Sie werden mich doch zu Klara führen, denn es wird mich recht ſehr freuen, ihre Bekanntſchaft zu machen. Ja Freund, das will ich, und ſie ſollen ein Mädchen ſehen, die wahrhaft edel denkt, und ihr Mitleiden verdient. — Ich führte meinen Freund Amon zu Klara, ſie empfieng uns beide auf das freundlichſte, und ſie beſtättigte Herrn Amon ſelbſt die Wahrheit ihrer Geſchichte, die er aus meinem Munde vernommen hatte. Herr Amon fand Klara artig und hübſch, und machte ihr die ſchmeichelhafteſten Komplimente darüber, Klara erwiderte dieſe ſchmeichelhaften Komplimente mit Höflichkeit und Anſtand. — Herr Amon fand ihr Betragen äuſſerſt anſtändig, und er konnte ihr nicht verhelen, daß ſie ſein Herz ganz entzückt und eingenommen hätte. Wir wurden nun einig, daß wir Klara in ein anderes Haus bringen wollten, und ſie bald von der wollüſtigen Plage ihres alten Barons entreiſſen würden. Wir nahmen alſo die Sorge über uns, ein Quartier ſuchen zu wollen, welches wir auch gleich thaten. Herr Amon erklärte mir nun, daß er ganz für Klara eingenommen, und ihr von Herzen gut ſey, wie auch, daß er in ihrem Betragen und Karakter ſehr viel Anziehendes gefunden, und gar nicht ungeneigt wäre, noch nähere Bekanntſchaft mit ihr zu machen. — Ich denke, (ſagte Herr Amon) ich könnte aus dieſem Mädchen eine vortrefliche Schauſpielerinn ma-

chen.

chen, — ſie iſt gut gebildet, ſie hat ſehr unge-zwungene Gebärden, und einen ſehr angenehmen Anſtand. — Sie lachen, — ſie vermuthen ge-wiß, daß ich wohl verliebte Abſicht auf Klara haben könnte. — Warum nicht, ſie iſt ein Frau-enzimmer, und ich bin den Frauenzimmern ſehr gut, — denn ich finde immer etwas Angeneh-mes an ihnen. Auch gefällt mir ihre Aufrich-tigkeit, und das Geſtändniß ihres Vergehens. Wiſſen ſie, daß ſolche Mädchen ſehr oft die be-ſten Weiber werden; weil die Erfahrung ſie be-lehret, und ſie den Unterſchied zu machen im Stande ſind. — Bravo — ſie halten den verführten Mädchen eine kleine Lobrede, dieſe Mädchen werden ihnen dafür unendlich vielen Dank wiſſen, und ihnen auch ihre Liebe nicht verſagen. — Hören ſie einmal Herr v. Reich-ſtein, ich will ihnen in Betreff Klara meine Meinung ganz rund ſagen. — Man ſagt, der ſich ein Weib nimmt, thue gut, und der keines nehme, thue beſſer. — Ich will alſo das Gute thun, und Klara heurathen. — Sie ſetzen mich in Erſtaunen. — Wie, ſie könnten ſich ſo eilig entſchlieſſen, ein Weib zu nehmen. — Wo den-ken ſie hin? — Nicht weiter als nach meiner Heurath, und an mein Weib. — Würde man ſie nicht einer Thorheit, oder gar einer Narr-heit beſchuldigen, — ja bei meiner Freundſchaft der Streich iſt allerliebſt. — Ich habe ſchon mehrere Narrenſtreiche in meinem Leben began-gen, und dieſer ſoll wohl auch der letzte nicht

ſeyn,

ſeyn, — ja ich heurathe Klara, — nur kömmt es darauf an, ob Klara auch mich heurathen, und zum Mann haben wolle. — Dafür laſſen ſie mich ſorgen, ich will die Sache ſchon in Gang bringen, ja wenn es nun ſo iſt, ſo ſollen ſie bald ein Paar werden. — Ha! ha! — dieſer ihr ſo ſchneller Entſchluß macht mich immer lachen, wenn ich daran gedenke. — Finden ſie dann nicht, daß ich gut ſpekulire, — ich nehme mir ein Weib, weil ich keines habe, und das iſt immer ein Erwerb, oder ein Kapital, das mir Zinſen tragen ſoll; wäre es auch kein Geld, ſo wären es doch Kinder, — das Brod kömmt von der Erde, und ſo viel als wir brauchen, werden wir immer finden. — Ich ſehe nun, daß ſie vortreflich zu moraliſiren wiſſen, und in ihren Unternehmungen kurz und gut ſind. Es bleibt einmal dabei, ſie heurathen Klara, und Klara heurathet ſie. Ich eilte nun nach Hauſe, um den Ritter ganz in ſeiner Meinung zu beſtärken, daß ich nach Hauſe reiſe, auch wollt ich das mir angetragene Geld empfangen, und dann zur Klara eilen, und ihr von der Liebe und Zuneigung meines Freundes Amon Nachricht geben, ſie darüber vernehmen, und dann erſt mit der Thür in das Haus fallen, das heißt ihr ſagen, daß ſie einander heurathen werden, — die Sache ſollte nach Wunſch gehen; ob es gleich in meinem Leben das erſtemal war, daß ich eine Verbindung zu ſchlieſſen mich anheiſchig gemacht hatte. Herr Amon war mit

mei=

meinen Maßregeln zufrieden, ich kehrte zu dem Ritter, und er, wo er hin wollte, das will ſagen, bis auf Widerſehen. Da mich der Ritter alſo, wie geſagt, abgeredeter Maſſen ganz bereit fand, nach Hauſe zu kehren, ſo gab er mir hundert Thaler. Ich wollte ihm eine Schrift dafür aufſetzen, welches er aber nicht wollte. Der kommende Tag war alſo dazu beſtimmt, daß ich von dem Ritter Gutmann ſcheiden ſollte, aber nicht um nach Hauſe zu meinem Vater zu reiſen, ſondern um noch einige Zeit in Prag zu verbleiben. Ich hatte dem Ritter geſagt, ich habe durch die Bekanntſchaft des Herrn Amon einen reiſenden Kaufmann gefunden, welcher bis W. reiſe, und der mich gern gegen Bezahlung der halben Reiſeunkóſten mit ſich nehmen wollte. Von W. wären nur noch einige Meilen bis nach meines Vaters Reſidenz. — Der Ritter war damit zufrieden. Wir ſchieden alſo auf das zártlichſte von einander, denn der Ritter reiſte noch in dieſer Nacht von Prag ab. Ich vergaß dabei nicht, einen ſehr empfindungsvollen Liebesbrief an Fräulein Cácilia zu ſchreiben, und dem Ritter zu verſprechen, daß ich ihm gleich nach meiner Ankunft in meines Vaters Hauſe Nachricht geben würde, und es heilig zu halten verſprach. Den andern Tag begab ich mich zu Klara, und ſuchte ſie, in Betref meines Freundes Amon, etwas auszuforſchen. Klara ſagte mir, ſie wäre ihm herzlich gut, denn ſie habe in ſeiner Phyſionomie etwas ſehr Einnehmendes

be=

bemerkt, und ihn immer gern ſpielen geſehen. — Nun entdeckte ich ihr die Zuneigung meines Freundes, und auch daß er ganz entſchloſſen ſey, wenn ſie ihn anders zum Manne haben wollte, ſie zu heurathen. Klara war über meine Aeuſerung ſehr erſtaunt, und etwas in Verlegenheit geſetzt, ja ſie hatte Mühe, eine beſcheidene Antwort zu geben. — In eben dieſem Augenblicke trat mein Freund Amon ein, und meine Leſer werden wohl merken, daß dieſe unerwartete Erſcheinung verabredeter Maſſen ſo geſchehen mußte, wie auch, daß Klara darüber noch mehr in Verwirrung kam, und Herr Amon, der zu ihren Füſſen ſtürzte, ſie zu beruhigen ſuchte, und von ihr das gewünſchte Jawort erwartete, ihre Thränen abtrocknete, und Klara endlich ihm ihre ſchöne Hand reichte, und mit Empfindung ſprach: — Ich will herzlich gern ihre Frau werden, und ſie zärtlich lieben. Ich mußte aus einer ganz natürlichen Urſache die Dankbarkeit und das zärtliche und empfindliche Gefühl Klarens in Regung bringen, um beide Herzen zu vereinigen. Der Tag wurde nun beſtimmt, an welchem das heil. Band der Ehe ſollte geſchloſſen werden, wie auch, daß Herr Amon dem alten Baron von ſeiner Heurath mit Klara Nachricht geben würde; damit Klara auf eine anſtändige Art von ihrem alten Anbether ſcheiden könne. Ich war nun vom Ritter befreyet, und konnte auf der Beharrung meines Sinnes beſtehen, und machen, was ich wollte, folglich lag

mir

mir nichts mehr am Herzen als die Vermählung meines Freundes, und Klara zu befördern. Der alte Baron hatte Klara aus Erkenntlichkeit ein Geſchenk zur Ausſteuer von fünfzig Dukaten gemacht, und ihr einen ſehr rührenden Abſchiedsbrief geſchrieben, der in folgenden Worten beſtand. Liebe artige Buhlerinn! Ich verliere dich recht ungern, denn du biſt ein recht ſüſſes Täubchen, dein Mann wird das auch finden, und dich darum ſehr lieben. Ich habe mit dir ſo viel Vergnügen empfunden, als ich nie, und ſelbſt nie mit meiner Frau, die doch ſehr wollüſtig iſt, und auf eine ſehr angenehme Art ihre Reize zu erheben weiß, genieſſen werde, ob ſie gleich groſſen Leibes iſt. Du allein meine liebe Klara beſitzeſt ein Geheimniß, in welchem die wahre Quelle der Liebe und des Vergnügens liegt, und doch ohne einen eitlen Gebrauch davon zu machen, — du biſt ſo erhaben gebildet, daß man an dir, und deinen Reizen keinen unnöthigen Seufzer thun darf, — ohne darüber nicht Wolluſt und Freude zu empfinden. Ich werde ſehr oft und lange von dir träumen, und oft in der Meinung, ich küſſe dich, meine Frau küſſen. — Ja, ja die Erinnerung an dich iſt allein vermögend mir deinen Verluſt zu erſetzen. Lebe wohl, und gib deinem Manne von meiner Zuneigung Nachricht. Ich bin dein zärtlicher Anbether S. J. P. S. Zur Ausſteuer habe ich fünfzig Dukaten beigeſchloſſen; wenn du deinem Manne ungetreu wirſt, ſo melde es mir, ich

werde dich alsdann wieder in meine Dienſte nehmen. Wir lachten recht herzlich über die galanten Ausdrücke des alten Barons, und Herr Amon nahm ſeinen Brief ad Protocollum, um bei Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Nun brachte Klara ihre erſparte Münze, die in zwey hundert baaren Dukaten beſtand, und wollte Herrn Amon ein Geſchenk damit machen. Herr Amon ſchlug aber dieſes Geſchenk großmüthig aus, und legte es ad Caſſam nebſt den fünfzig Stücken, die zur Ausſteuer überſchickt worden waren. — Nun wurde alles in Bereitſchaft zur Verlobung geſetzt; die guten, falſchen und böſen Freunde wurden zur Hochzeit geladen; ſie erſchienen, aſſen, tranken, tanzten, und ſchimpften, und begaben ſich nach geendigtem Feſte wieder nach Hauſe. Herr Amon aber legte ſich mit ſeiner Gattinn zu Bette, und jeder, der eine Gattinn hatte, wo er es eben ſo machen konnte, that was ihm beliebte, ich aber gieng nach meinem Gaſthofe, und legte mich ſchlafen.

XV. Kapitel.

Neue Bekanntſchaft und neue Wanderung.

Ich träumte ganz ſüß über die Begebenheit meines Freundes Amon und Klara, und war herzlich froh, daß ich ſie auf eine ſo gute Art an Mann gebracht hatte; denn wenn man von

einer

einer Hochzeit vergnügt nach Hauſe kömmt, ſich ſchlafen legt, und träumt, ſo kann man ja nur angenehme Träume haben. Der Umgang, den ich mit meinem Freund Amon, und mehreren Schauſpielmitgliedern hatte, gab Gelegenheit, daß ich die Bekanntſchaft eines ſehr geſchickten Fechtmeiſters mit Namen Sigrid machte, welcher eben Willens war nach Wien zu reiſen. Sigrid überredete mich, die Reiſe dahin mit ihm zu machen, welches ich ganz gern annahm, indem ich lange ſchon ein ſonderbares Verlangen gehabt hatte, dieſe Stadt zu ſehen, wovon ich ſchon ſo viel in meinem Leben ſprechen gehört hatte. Ich nahm alſo von Amon und Klara Abſchied, welches nicht ohne viele Thränen geſchehen, und vor ſich gehen konnte. Klara erinnerte mich an Laura, und bat mich, den Brief ihres verſtorbenen Vaters mit mir zu nehmen; denn (ſagte ſie) es könnte ſich wohl ereignen, daß ſie Laura in Wien finden könnten, da ich mich zu erinnern weiß, damals als ich in Prag ihr nachforſchte, vernommen zu haben, ſie wäre mit ihrem Entführer nach Wien gereiſt. Klara erweckte nun ganz mein Mitleiden für dieſe Unglückliche, ich nahm den Brief, und reiſte mit Sigrid in dem Poſtwagen nach Wien ab. Unter denjenigen Reiſegefährten, welche mit uns im Poſtwagen ſaſſen, befand ſich ein junger Arzt, welcher nur Latein ſprechen wollte, und ein geſchworner Feind ſeiner Mutterſprache war. Sigrid, der ein luſtiger, munterer

terer Menſch war, beluſtigte uns ſehr mit dieſem Sonderling, indem er ihm verſchiedene Fragen machte, die unſern Arzt oft ſehr aufbrachten. Unter andern Fragen, machte er ihm auch dieſe: Wenn man einen Patienten auf Latein kuriret, ſo gebrauchen ſie vermuthlich das deutſche Uringlas, und machen es, wie alle übrigen Aerzte, und ſagen dem Kranken auf Latein, daß er deutſch ſterben werde. — Ja, (erwiderte der junge Arzt) wenn der Patient kein Latein verſteht. — Um ſo ſchlimmer für ihn. — Sie wollen alſo auch deutſche Krankheiten kuriren, aber auf Latein den Puls fühlen. — Ohne Zweifel. — Auf dieſe Art werden ſie ſehr viel mit der Geiſtlichkeit zu thun haben, denn dieſe Herrn wollen nicht gern dogmatiſch — oder hypokratiſch ſterben, und auch dieſe Art zu ſterben nicht zulaſſen. Sie irren ſich mein Herr, erwiderte der junge Arzt, ſie verwechſeln die Worte. Ja ſo geht es, wenn man kein Latein verſteht, ſie wollten ſagen Hierarchia, und nicht Hypokrat. — Die Hierarchie iſt das Statut der Engel, und wird bey uns römiſch Katholiſchen in drey Klaſſen oder neun Ordnungen eingetheilt. Die obere Klaſſe begreift Seraphin, Cherubin, Thronos, das iſt, die Seraphinen, Cherubinen, und Thronen, die mittelſte Dominationes, Virtutes & Poteſtates, das iſt, die Herrſchaften, Kräfte und Gewalten, die unterſte aber Principatus, Archangelos, & Angelos, das iſt, die Fürſtenthümer, Erzengel, und

En-

Engel. — Sie wollen alſo dieſe Leute nur kuriren. — Nicht doch, — ich habe ihnen ja nur die Zergliederung des Wortes Hierarchia machen wollen. Sie wollen alſo kein arkadiſcher Mediziner werden, welcher bei den ſchönen Weibern ſeufzt, wenn er ihren Puls fühlt, und für Zärtlichkeit wie Butter ſchmilzt. — Ein Arzt oder ein Doktor muß ein Philoſoph und kein romantiſcher Liebhaber ſeyn, quæ virtus & quanta — — Das Krankenbette muß ihm heilig ſeyn, ein Doktor muß ein ſchönes Weib für keine Doris halten, und ſich nicht einbilden, er ſey der Schäfer, der um ihre Liebe ſeufze und ſchmachte, Felices errore ſuo. — O Socrates, bei allen deinen moraliſchen Geſinnungen und Lehren haſt du doch die Mediziner vergeſſen, du haſt bewieſen, daß es eine Verwegenheit iſt, eigennützig, rachſüchtig, wollüſtig, hochmüthig und eigenſinnig zu ſeyn, — warum haſt du nicht für Leibärzte ein ganzes Kapitel geſchrieben, damit ſie wüßten, wie ſie ſich bei Kranken zu betragen haben. — Ach ich bitte ſie, (fuhr Herr Sigrid haſtig auf) uns mit ihrem Krankenbette und ihrem Sokrates zu verſchonen, denn Leute wie wir, die die groſſe Welt kennen, finden Eckel daran. Was liegt uns daran, ob ſie mit einer türkiſchen, griechiſchen oder lateiniſchen Mine vor dem Krankenbette ſtehen. — Sie ſind und werden nur ein Pedant von einer andern Art ſeyn, und alſo die guten Menſchen, wie alle ihres Gleichen, zu hintergehen ſuchen, — um

ihre Quackſalbereyen auf lateiniſch an Mann zu bringen ſuchen, und diejenigen, die unter ihren Händen ſterben, die werden gewiß einen lateiniſchen Tod ſterben. Einem alten Weibe würde ich eher meinen Körper zur Heilung anvertrauen, als ihnen, verſteht ſichs, daß dieß alte Weib eine Deutſche ſeyn müßte — denn die alten Weiber ſind heut zu Tage die Hippokraten des vorigen Zeitalters. — Herr (ſagte der junge Arzt) ſie müſſen wiſſen, daß Leute von meiner Art — honoratiores ſind, und keine Beleidigung ſo leicht annehmen — und Latein bleibt Latein. — Alſo kann man mit Latein alle Krankheiten heilen, nun, dann werden ſie gewiß ſehr viele Patienten bekommen. — Ja mein Herr, ſagte der Arzt, alle Wiſſenſchaften ſind mit dem Latein verbunden — — Folglich werden ſie auch griechiſch kuriren, und ihre Patienten fleißig in das Grab ſchicken. — Wenn ich ihnen ſage mit dem Latein, ſo ſage ich ja nicht mit dem Griechiſchen — Ha! Ha — nun verſtehe ich, ſie geben der lateiniſchen Sprache den Vorzug — Ohne Zweifel — Sehr wohl, denn in der lateiniſchen Sprache beſteht vermuthlich die Wirkung der Heilungskunſt. — Die Sprache allein bewirkt eben die Heilung nicht, aber die Gelehrſamkeit dieſer Sprache, indem ſie die Quelle jeder Wiſſenſchaft iſt, und vorzüglich für Mediziner oder Aerzte. — Ich dächte (ſagte hier Sigrid) daß die lateiniſche Sprache nur für die groſſen Miniſter gut wäre. — Ohne Zweifel

muß

muß ein Miniſter dieſe Sprache verſtehen, und aus dem Grund verſtehen, und ſie gut ſprechen; denn das Wort Miniſter kömmt aus dem Latein, und es wird derjenige, dem die Staatsſachen zu verrichten anvertraut ſind, Purpuratus publicas res adminiſtrans oder miniſtriſsimus aulæ procerum ſeu purpuratorum genannt. — Ein Miniſter, der kein Latein verſtünde, wäre und könnte kein Miniſter ſeyn. — Hier wollte uns der junge Arzt einige Stellen aus dem Homer und Horaz rezitiren, aber, da wir ihn baten, uns damit zu verſchonen, wurde er aufgebracht, und hieß uns unverſtändige Leute, die keinen Begriff von Schönheit und Erhabenheit hätten. Wir wollten ihm hierin eben nicht widerſprechen, und gaben ihm nach, denn er wäre in ſeinem lateiniſchen Eifer ſo weit gegangen, uns mit der Fauſt die lateiniſchen Verſe fühlbar zu machen. Vergeben ſie, ſagte Herr Sigrid, ſie ſind doch ein Deutſcher. — Ja — Und haben ihrer deutſchen Mutterſprache noch nicht ſolemni ritu formulaque abgeſchworen? — Ohne meiner Mutterſprache ſolemniter abgeſchworen zu haben, kann ich ſie doch nicht lieben — Aber warum? — Weil die deutſche Sprache zur Gelehrſamkeit nicht tauglich iſt. — Wenn ſie ein Franzos wären, ſo wollte ich ihnen das gelten laſſen, aber als Deutſcher über ſeine eigene Sprache zu ſchimpfen, vergebe ich es ihnen nicht, und fodere ſie zum Zweykampf auf — Sie wiſſen, daß ich ein deutſcher Fecht-

meiſter bin. — Nun rief unſer Lateiner — Nihil mea carmina curas? nil noſtri miſerere? mori me denique cogis? — Karmina hin, und miſerere her — Herr ſie müſſen mit mir raufen, und mir dadurch beweiſen, ob die lateiniſche Sprache beſſer als die deutſche zum Raufen ſey. — Quid faciam præſcribe, quiescas, ne faciam, inquis — Ich achte ihr Latein und auch ihr faciam nicht, im nächſten Gaſthauſe, wo wir Halt machen werden, müſſen ſie an die Klinge. — Geduld mein Herr — ich will ihnen ſagen, daß die zu groſſe Voreiligkeit mehr ſchadet als nützt – folglich ſie nicht übereilt handeln, und vorzüglich an mir nicht handeln ſollen. Ich handle nicht voreilig an ihnen, ſie verachten ihre Mutterſprache, und ſchimpfen über die Deutſchen, iſt das nicht verächtlich von ihnen gehandelt — aber ſie ſollen die Spitze meines Degens fühlen, und nicht wieder die Deutſchen verachten. — Ja mein Herr, ich wiederhole nochmals, daß jeder Schuhmacher deutſch ſpricht — und ich daher ein Feind dieſer Sprache bin. — Sprechen denn die lateiniſchen Schuhmacher nicht Latein — Nein, denn es giebt gar keine lateiniſche Schuhmacher — Deſto ſchlimmer für ſie. — Warum? Weil, wenn die deutſchen Schuhmacher klug wären, ſie für keinen lateiniſchen Eſel arbeiten würden, und ſie dann blosfüſſig umlaufen könnten. — Wer würde alsdann die deutſchen Schuhmacher kuriren? — Die deutſchen Aerzte. — Ha — Ha — dann wäre

guter

guter Rath theuer, und der ganze Ruin der Medizin vollbracht. — Ich bleibe nun einmal bey meinem Entſchluß, (ſagte Herr Sigrid) ſie müſſen mir eine Genugthuung für die gemachten Beſchimpfungen leiſten, und ich werde an ihnen nicht den Untergang, aber den Verfall der lateiniſchen Sprache beweiſen. — Ich ſehe ſchon, ſagte der junge Arzt, ſie haben gewiß Gibbons Beweiſe über den Verfall des römiſchen Reichs geleſen. — Ich halte mich an keinen Gibbon, ſondern an meine Auffoderung. — Nun ſchlug unſer Arzt die Hände über den Kopf zuſammen, und beklagte ſich über die wenigen Einſichten unſers Fechtmeiſters. — Ich wollte den Arzt zu beruhigen ſuchen, aber er ſchlug auch meine freundſchaftliche Ermahnung aus, indem er ſagte, er würde auch mit dem Degen ſeine Meinung zu behaupten wiſſen. — In eben dieſem Augenblick wurde ſtill gehalten, und eingekehrt. Nun lief unſer junger Arzt in voller Eile zum Dorfſchulmeiſter um einen Degen auszuborgen, und er erſchien auch bald mit einem ſehr roſtigen. Herr Sigrid und unſer junger Arzt wählten ſich nun jeder einen Sekundanten, ich trat auf die Seite des Herrn Sigrid, und ein reiſender bucklichter Jude, der mit uns die Reiſe machte, trat auf die Seite des Arztes — Herr Sigrid, der die Ausfoderung aus Scherz gemacht hatte, wollte auch den Scherz bis an das Ende fortſetzen, denn er kannte nur zu gut die Gutmüthigkeit und Unerfahrenheit des jungen

Arztes. — Nicht ferne vom Wirthshauſe befand ſich ein kleiner Wald, dahin begaben wir uns; in ſelbem ſollte der Zweykampf angefangen und entſchieden werden. Aber was geſchah! kaum hatten wir den kleinen Wald erreicht, als ein fürchterliches Donnerwetter hervorbrach, die ſchwarzen Wetterwolken thürmten ſich am Horizont auf — der Sturmwind brachte ganze Wolken von Staub mit ſich, und ſchon rollte der Donner, und die feurigen Blitze erleuchteten die finſtere Erde. — Nun begann es mit groſſen Tropfen ganz fürchterlich zu regnen, daß es allerdings unmöglich war auszuhalten. Wir hatten uns anfangs unter die Geſträuche und hohen Eichen geflüchtet, aber das Gewitter wurde immer heftiger und fürchterlicher mit anhaltendem Regen, und brauſenden Sturmwinden begleitet. — Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, und ein Platzregen, der uns ganz bis auf die Haut durchdrungen und bewäſſert hatte. Ob das Wetter gleich ſehr heftig und ſchreckbar war, ſo war es doch nicht möglich, uns des Lachens dabey zu enthalten, denn der Jude, welcher als Sekundant des jungen Arztes mitgekommen war, machte die lächerlichſten und zugleich furchtſamſten Gebärden, er ſprang von einem Baum zum andern, und wollte ſich unter dem Geſträuche verbergen, und bey jedem Blitze neigte er ſich bis zur Erde. Er war eben im Begriff einen Sprung zu einem andern Baum zu machen, als ein Wetterſtrahl fiel, ſo daß

der

der Jude vor Angſt zu Boden ſtürzte — und dabey ein fürchterliches Geſchrey machte. Lange lag er von Schrecken und Angſt betäubt auf der Erde, als der junge Arzt ihm zu Hilfe kam, und ihn von der Erde aufhob. Das Waſſer triefte von ſeinen Kleidern, und ſeine Hände, Geſicht, und der Bart war ganz von der laimigten Erde beſchmutzt. — Im Walde war es nun nicht möglich länger zu verweilen, naß waren wir, denn das Waſſer tropfte von uns — wir machten uns alſo mit dem von Furcht zitternden bucklichten Juden eilig auf den Rückweg nach dem Wirthshäuſe, wo wir mit Verſpottung, und einem einſtimmigen Gelächter der Anweſenden empfangen, und dabey der bucklichte Jude am meiſten hergenommen wurde. — Nun fieng der bucklichte Jude an unwillig zu werden, und hatte ſchon ſeine beiden Arme in die Seite geſtemmt, um ſich in Streit einzulaſſen. Ich trat eilig auf und ſuchte den verſpotteten bucklichten Juden zu beſänftigen, denn ich erinnerte mich nur zu wohl, daß jeder Streit für mich ungünſtige Folgen gehabt hätte. Der bucklichte Jude aber wollte meine Moral nicht anhören, und zeigte mir ſpottend eine ſeiner Fäuſte, worüber der junge Arzt in ein ſo heftiges Lachen ausbrach, daß er dadurch die ganze Aufmerkſamkeit des bucklichten Juden erregte. Dieſer ſprang eilig nach dem verroſteten Degen, welcher neben dem jungen Arzt auf einer Bank lag, zog ihn hurtig aus der Scheide, und führ-

te

te damit einen gewaltigen Hieb auf den Kopf des jungen Arztes, welcher eben beſchäftigt war, ſeine Stiefeln abzuziehen, die voll Waſſer waren. Als Herr Sigrid dieſe unvermuthete Bosheit und Entrüſtung des bucklichten Juden ſah, fiel er ihn an, faßte ihn um die Mitte des Leibes, trug ihn in den Hof hinaus, und warf ihn in eine groſſe Bodung, welche von Regenwaſſer ganz angefüllt war. Der bucklichte Jude ſchrie nun aus allen Kräften O weh! — Herr Sigrid bekümmerte ſich wenig darum, und kehrte ganz langſam in die Gaſtſtube zurück, um dem jungen Arzt, der ganz betäubt auf dem Boden lag, von ſeiner Expedition Nachricht zu geben. — Mit Eſſig und Waſſer brachte man den jungen Arzt wieder zu ſich, aber leider, er hatte für ſein Lachen eine empfindliche Wunde im Kopfe. Sie ſehen, ſagte ich zu dem jungen Arzt, was wahrer Muth iſt — er ſtützt ſich nicht auf Waffen — Herr Sigrid hat ihren Feind ohne Waffen erlegt, und ihn ſiegreich im Waſſer begraben — Gewiß, ſie würden unter ſeinen Streichen geblieben ſeyn, wenn nicht mein Freund ſie von dieſem Mörder befreyet hätte. — Hieran (ſagte der junge Arzt ganz kaltblütig) iſt auch nur ihr Freund Urſache — Hätte er mich nicht zum Zweykampf aufgefodert, ſo würde ich den verroſteten Degen nicht geholt, und nicht nach dem Walde gegangen ſeyn — Das Donnerwetter würde uns nicht erwiſcht haben, und ich würde über den bucklichten

ten Juden nicht gelacht, und keine Wunde in dem Kopf erhalten haben. Wären ſie lieber nicht ſo hartnäckig mit ihrer lateiniſchen Sprache geweſen, und hätten nicht ihre Mutterſprache beſchimpft, ſo würden ſie auch keine Wunde im Kopf haben. Laſſen ſie ſich dieſe Begebenheit zur Warnung dienen, und nehmen ſie keinen bucklichten Juden mehr zum Sekundanten an. Nun iſt es Zeit ſich auszuſöhnen — geben ſie Herrn Sigrid die Hand, und verſprechen ſie ihm, nicht mehr ihre Mutterſprache verachten zu wollen, dann ſollen ſie beyde wieder gute Freunde werden. Der junge Arzt gab willig Herrn Sigrid ſeine Hand, und gelobte auf das feyerlichſte, nicht wieder ſeine Mutterſprache zu beſchimpfen. Der bucklichte Jude hatte ſich während dieſer Zeit mit vieler Mühe aus der Waſſerbodung gezogen, und war nun dem Gelächter und Spott des zuſammengelaufenen Volkes ausgeſetzt, er erwiederte dieſe Beſchimpfungen mit allerley Grimaſſen, worüber die Leute noch mehr lachten, endlich aber zu ſehr über ihr Gelächter aufgebracht, erwiſchte er einen halb zerbrochenen Topf, ſtellte ſich damit zur Bodung, beſpritzte die Umſtehenden ſehr heftig mit Waſſer, und verfolgte ſie bis zum Thor hinaus. — Nun ſchickten wir nach dem Dorfbarbier, welcher die Wunde des jungen Arztes unbedeutend fand, ſie mit warmen Weine auswuſch und verband. Ein jeder machte ſich nun über ſeinen Bündel, um ſich umkleiden zu können, und als dieß geſchehen

war,

war, begaben wir uns wieder in den Poſtwagen und ſetzten unſere Reiſe, ohne neue Begebenheiten oder Abentheuer zu finden, nach Wien fort.

XVI. Kapitel.

Nicht jede Unternehmung gelingt.

Während der kurzen Fahrt bis Wien erwachte Cäciliens Bild ganz lebhaft in meiner Seele. Alle ihre Reize und Tugenden machten ſich in meiner Einbildung ſichtbar, und ich empfand mit Gefühl und Empfindung jede Erinnerung an ſie. Ich konnte mir nicht vergeben, von ihrem Vater Geld angenommen zu haben, und ich dachte, ich würde in Wien durch Erwerb die mir gegebene Summa wieder ganz machen, und ſie ihrem Vater mit Dank zurückſchicken können, aber das Schickſal und das liebe Ungefähr wollte die Sache ganz anders haben, und mit mir noch einige Zeit ihr zweifelhaftes Spiel treiben. Ich werde hier meinem Leſer nicht ſagen, daß ich es nicht ſo haben wollte, ſondern, daß ich ſelbſt an allem die weſentliche Urſache war. Als wir in Wien angekommen waren, nahm ich und Herr Sigrid von unſern Reiſegefährten Abſchied, begaben uns mit unſerer wenigen Bagage in das erſte beſte Wirthshaus, und mietheten ein Zimmer. Herr Sigrid

rid beſuchte einen ſeiner Freunde, und erhielt von ſelbem den Rath', ſeine Ankunft durch den Druck bekannt zu machen, und in einem öffent= lichen Saal die Probe ſeiner Geſchicklichkeit an den Tag zu legen. Herr Sigrid folgte dem Rathe ſeines guten Freundes, und foderte in ſeiner ge= druckten Nachricht alle Fechtmeiſter auf, zu er= ſcheinen, und es mit ihm aufzunehmen. Der Tag kam, und auch die Gegner des Herrn Sig= rid; und der erſte, welcher es mit Herrn Sig= rid aufnahm, war ein Franzos, welchem Herr Sigrid in wenig Minuten mehrere Rappirſtöſſe bei= brachte, und dafür den lauteſten Beifall erhielt — worüber der Franzos ſehr erbittert war. Nun trat ein Offizier als Gegner auf, der für den erſten Fechtmeiſter gehalten wurde, und Herr Sigrid hatte viele Mühe, ſeinem Gegner einen einzigen Stoß beizubringen. Nach beigebrachtem Stoß, legte der Offizier ſein Rappier ab, umarm= te Herrn Sigrid, und bat ihn um ſeine Freund= ſchaft. Herr Sigrid erklärte nun der ganzen zahlreichen Verſammlung, daß er täglich Unter= richt gegen einen billigen Preiß geben werde, und bekam auch ſehr viele Schüler. — Ich beſuchte abwechſlungsweiſe alle Merkwürdig= keiten der Stadt, und die Schauſpielhäuſer. So lang ich Geld hatte, gieng alles gut. — Die Mädchen gefielen mir und auch die Spaziergän= ge — aber da der Mangel an Geld ein= riß, waren auch alle Mädchen ſtumm, und die Spaziergänge nicht mehr ſo anziehend

für

für mich. — Ich entdeckte meine Noth Herrn Sigrid, und dieſer, um mir einen Verdienſt zu verſchaffen, empfahl mich einem Advokaten, der mich als Schreiber mit ganz geringem Gehalte aufnahm. Bei dem Advokaten lernte ich ſehr vieles, denn ich lernte, auf welche Art man gerecht und ungerecht handeln kann; ich ſah welche Wirkung die Beſtechung machte, und ich ſah, daß der Arme immer der verlierende und unglückliche Theil war — denn es galt ein Rechtsſpruch, den mein Herr Advokat angenommen hatte, und ſo viel ſagen wollte: **Was will dieſer arme Tropf gegen den Reichen, er wird nie auslangen — er wird nur Gerichtsunkoſten zu bezahlen haben — und am Ende eingeſperrt werden.** Welche Weisheit lag in dieſen Worten nicht — leider ſah ich die Proben dieſer Weisheitsſprüche täglich erfüllt, obgleich der Arme das Recht auf ſeiner Seite hatte. Ich ſah ungewiſſenhafte **Vormünde**, die durch Beſtechungen das Vermögen ihrer **Mündel** raubten — Kaufleute, die dem Schein nach zu Grunde giengen, welches ſie Crida machen hießen, und ihre Gläubiger mit nichts bezahlten, ob ſie gleich Vermögen hatten. Ich ſah, wie ungerecht die **Hauseigenthümer** oft mit armen **Künſtlern** verfuhren; ihnen ihr Hab und Gut nebſt allen Geräthſchaften entriſſen, und geſchickte Leute zu Bettlern machten — Ich ſah, wie man mit Leib und Seele beſtehen kann, das heißt, wenn der Mann eine ſchöne **Frau** oder **Tochter** hat. Ich

ſah

ſah wie unerzogene Kavaliere ihr Vermögen verſchwendeten, ſchlechte Wechſelbriefe machten, und ehrliche Leute hintergingen. Ich ſah, wie das ausſchweifende Weib ihren Mann zu Grunde richtete, ihn für untauglich erklärte, ſich ſcheiden ließ, und dann als eine öffentliche — Perſon lebte. Ich ſah Wittwen das hinterlaſſene Vermögen ihres Mannes durch ihre eigene Kinder rauben — kurz ich ſah Dinge, die, wenn ich ſie alle beſchreiben wollte, mehrere Bände betragen würden. Ich hatte auch durch meine Bemühung erfahren, daß Laura mit ihrem Entführer in Wien geweſen, und daß ihr Entführer auf den Namen ihres Vaters einen Wechſelbrief von zwey hundert Dukaten ausgeſtellt, und nach Erhaltung dieſer Summe die Flucht ergriffen, und den Darleiher, welcher lange Jahre mit Laurens Vater im Handel geſtanden, hintergangen und betrogen habe. — Ich ſchrieb nun bey müſſigen Stunden, und oft bey der Nacht, eine Abhandlung über die laſterhafte Art, wie die Advokaten das Gericht und ihre Parthenen hintergiengen, und machte einen Anhang über die Unerfahrenheit und Ungerechtigkeit der Richter. Meine Abhandlung und mein Anhang war ein Meiſterſtück der Beredſamkeit, denn ich hatte ſie in dem Ton eines Cicero geſchrieben. Herr Knix, mein Prinzipal, kam eines Tages über meine Abhandlung, er las nur einige Stellen, und jagte mich ſamt meinem Bündel, mit Spott und Beſchimpfung aus ſeinem

Hauſe — Nun verſtand ich, daß ich Unrecht hatte, und noch glücklich war, der Obrigkeit nicht überliefert geworden zu ſeyn. — Ich gieng nun ganz traurig in den Straſſen der Stadt herum, und dachte über meine Abhandlung nach — Was geſchah? Ich begegnete zu meinem größten Erſtaunen und Vergnügen meinem erſten Wohlthäter, dem polniſchen Grafen Beles. Er freute ſich, mich gefunden zu haben. Ich mußte mit ihm gehen, und ihm erzählen, was mir von der Zeit an geſchehen war, als ich ſein Haus verluſſen hatte. Als ich ihm meine ganze Geſchichte in Kürze erzählt hatte, und er dadurch einſah, daß ich nun ohne Hilfe ſey, trug er mir ſeine Freundſchaft an, und beredete mich, mit ihm nach Warſchau zu reiſen, er verſprach mir ein gutes Unterkommen zu verſchaffen, ich nahm ſein gütiges Anerbiethen an, und nach wenig Tagen reiſten wir beyde von Wien ab. — Auf der Reiſe erzählte er mir, daß er mit dem Kaiſer Joſeph geſprochen, daß er an ihm einen ſehr leutſeligen Mann, welcher Verſtand und Witz habe, gefunden hätte. In Warſchau hatte ich das Glück, als Sekretair zu einem Grafen R. Z. zu kommen, welcher Hetmann war, und mir in der Folge ſehr geneigt wurde; weil ich der franzöſiſchen Sprache kündig war, und er die Menſchen liebte, die ihre Kenntniſſe auf alle mögliche Weiſe zu erhöhen ſuchten. Die Folge wird aber dennoch zeigen, daß ich den Wachsthum meines Wohlergehens immer auf

Sand

Sand bauete, und daß die Winde mein Gebäude noch eher zerſtörten, als es aufgebauet war. — Ich machte in kurzer Zeit in Warſchau viele Bekanntſchaften, und mein biegſamer Charakter machte mir viele Freunde. Unter uns geſagt, die Polen wiſſen nicht, daß der Menſch denkt, und empfindet — und daß Kenntniſſe den Menſchen erheben. Die Zahl der rohen Menſchen iſt unter ihnen ſehr groß, denn viele wiſſen nicht, daß es Wiſſenſchaften gebe, und daß die Wiſſenſchaften den Verſtand und die Seele erhöhen, und zum eigenen Wachsthum leiten. Die Weiber, oder beſſer zu ſagen, das ſchöne Geſchlecht iſt ſehr ausſchweifend, und es iſt gar nichts Seltenes, daß ein Ehepaar ſich acht Tage nach der Verlobung ſcheiden läßt. Die Urſache mag wohl eines Theils darin liegen; weil die Weiber oft eben ſo groſſe Einkünfte als die Männer haben — und auch ſehr wollüſtig ſind. Die Polen lieben das Geld, und es giebt keine Art von Unterwürfigkeit, welche ſie nicht thun, wenn ſie Geld bedürfen, um es zu erhalten; daher geſchieht es auch, daß ſie ungern zahlen, und vorzüglich ihre gemachten Schulden nie bezahlen. Die Gemahlinn des Hetmanns, wo ich nun im Dienſte war, war eine ſehr tugendhafte, und ſehr ſchöne Frau. Sie hatte eine ſehr artige junge Geſellſchafterinn von Stande, und dieſe artige Geſellſchafterinn hatte eine Liebsintrique mit einem deutſchen Offizier, mit welchem ſie in Korreſpondenz ſtand. — Sie faßte Zutrauen

zu mir, und gebrauchte mich, ihre Briefe zu beſtellen, auch mußte ich ihr einigen Unterricht in der deutſchen Sprache geben, wofür ſie mich reichlich beſchenkte, und mich dadurch in den Stand ſetzte, dem Ritter Gutmann, die mir zur Rückkehr in meines Vaters Haus gegebenen hundert Thaler bezahlen, und ihm überſchicken zu können. Ich kaufte für hundert Thaler einen kleinen Wechſelbrief, und ſchrieb folgenden Brief an den Ritter, vergaß auch nicht, an das geliebte Fräulein Cäcilia zu ſchreiben, um ihr die Beſtändigkeit meiner Liebe zu beweiſen.

Edler Ritter!

Ihr Zutrauen, Ihre Güte und Ihre Freundſchaft leiteten mich auf den Weg nach meines Vaters Hauſe, und Ihr Wohlwollen war der Grund dazu. Ich habe meines Vaters Haus nicht erreicht, ſondern ich wandere noch immer auſer meinem Vaterlande herum. Eine Reihe von Unglücksfällen, und mein widriges Schickſal war die weſentliche Urſache. Kurz nachdem ich Sie verlaſſen hatte, überfiel mich eine ſchmerzliche und langwierige Krankheit, die Barſchaft, welche ſie mir ſo großmüthig vorgeſtreckt hatten, war kaum hinreichend, mich von dieſer Krankheit zu befreyen. Ich genas, und nun fehlte mir das nöthige Geld, meine Reiſe weiter fortſetzen zu können. Das Ungefähr wollte, daß ich Dienſte bey einem reiſenden Polen fand, welcher

cher mich gütig aufnahm, und mich mit ſich nach Warſchau führte. Durch die Güte dieſes Mannes bin ich nun in den Stand geſetzt, Ihnen die mir ſo gütig vorgeſtreckten hundert Thaler zu bezahlen, die ich durch beyliegenden kleinen Wechſelbrief hiemit gehörig tilgen will. Mein Herz fühlt ganz den Dank, den ich Ihnen ſchuldig bin, und nie ſoll Undank darin Platz finden. Da ich mir die Freyheit nahm, an ſie zu ſchreiben, ſo wollte ich nicht auſer Acht ſetzen, an das gnädige Fräulein zu ſchreiben, und ihr neuerdings meine Liebe und Hochachtung zu bezeugen. Vergeben Sie, daß ich den Brief an Fräulein Cäcilia dem Ihrigen beygeſchloſſen habe. Ich verharre mit aller Ehrfurcht und Hochachtung — und bin, mein Edler Ritter, Ihr dankbarer Freund Alexander v. Reichſtein. An Cäcilia, oder an die Liebe meiner Liebe ſchrieb ich alſo. — Cäcilia! Sie, deren Bild in meiner Bruſt, in meinem Herzen wohnet. Sie deren ſanfter Geiſt überredender iſt, als alle Zungen der Menſchen. Ich habe Ihnen meine Treue mit Schwüren angelobt, noch beſteht die Treue, und nie wird ſie aufhören in meiner Seele und Einbildungskraft zu beſtehen. Ich bin Ihr Freund, und das heißt ein Freund von keiner gemeinen Art, der ohne Treue und Liebe iſt, denn meine Sinnen eilen hundertmal in einer Minute an Sie hin, an Ihre Schönheit und Tugend. Ihr Bild, ja Ihr ſchönes Bild ſchwebt immer vor meinen

Augen. Ich ſehe Ihre dunkelbraunen Haare, Ihre blauen Augen, und Ihre hohe Stirne, die ganz der Stirne einer Göttinn gleicht. Ihre Lippen, und Ihr ſo reiner Mund, der mit Perlen ſtatt Zähnen geſchmückt iſt, und die Roſen auf ihren Wangen erheben die Lilienfarbe Ihres einnehmenden Geſichtes, das ganz die Tugend Ihres Herzens und ihrer Seele malt. Nur eine ſchwache Zergliederung iſt es, die ich von Ihren erhabenen Reizen machen kann. — Ich träume Tag und Nacht von Ihnen, denn ich ſchmachte um Sie, und bin doch ſo ſehr entfernt von Ihnen. Ich leide, und noch ſehe ich das Ende meines Leidens nicht. Sagen Sie, ſchöne Cäcilia, iſt es nicht traurig, daß es in der Liebe ſo widrige Folgen giebt, welche das Herz drücken, das Gefühl leiden machen, und nur Seufzer bewirken. Aber wer würde nicht um ſie ſeufzen, wer würde nicht gerne für Sie leiden, und wer würde nicht für Sie liebeskrank gern ſterben. — O daß Sie doch meine Liebe billigen wollten, daß auch Ihr Vater ſie billigte, und durch ſein Wohlwollen, durch ſeine Einwilligung meine Glückſeligkeit verſiegeln möchte. Himmliſche Cäcilia wer wäre dann glücklicher als ich? — o und wenn auch Sie glücklich wären, dann wären wir wohl ſehr zu beneiden, und würden wir nicht in der Welt ein Paradies finden? — Aus dieſem Briefe wird der Leſer wohl urtheilen, daß um die Gegenliebe des ſchönen Geſchlechts zu gewinnen, man ſie immer ſchön und liebenswürdig malen müſſe;

denn

denn auch diejenigen Frauenzimmer, welche nicht ſchön ſind, hören es gern, wenn man ſie zu einem Grad erhebt, deſſen ſie ſich nicht würdig halten, und das blos aus Beſcheidenheit, ohne die Eigenliebe mit in das Spiel zu ſetzen, und ohne zu glauben, daß man ſich gar nicht verändert habe.

XVII. Kapitel.

Das Gedächtniß iſt eine edle Sache.

Der liebt, weiß, wie ſehr er die Liebe fühlt, und er kennt den Punkt ſeines Verlangens. — Könnte man das Verlangen eines Liebhabers nicht mit der aſtronomiſchen Elle in Vergleich ſetzen? — dann die aſtronomiſche Elle iſt ziemlich groß, — und heißt nicht umſonſt Halbmeſſer der Erde. Das Verlangen eines Liebenden iſt wohl nicht minder groß, denn es geſchieht ſehr oft, daß ſein Verlangen ganz den Halbmeſſer der Erde überſteigt. — Würde Cäcilia in Weſtindien geweſen ſeyn, ſo würden auch meine Gedanken in Weſtindien geweſen ſeyn, und ich würde ihr Bild in meiner Einbildung immer lebhaft vor mir gehabt haben. Das Sonderbareſte aber bei meiner Liebe war, daß ich nicht einmal verſichert war, ob mich Cäcilia wirklich liebte, und ob es wohl möglich ſey, daß ſie meine Frau werden könnte. Die leere Hoffnung war auch in meiner Liebe der Grund meines

Glücks, und ſchlug die Hoffnung fehl, ſo hatte ich doch das Vergnügen gehabt, an Cäcilia gedacht, und meiner Einbildung damit geſchmeichelt zu haben, ſie einſtens zu beſitzen. Eines Tages, da ich eben beſchäftiget war, meine Papiere in Ordnung zu bringen, trat der Adjutant des Hetmanns ein. — Der Brief, den Laurens Vater an ſeine Tochter noch vor ſeinem Tode geſchrieben, und der ſeinen letzten Willen enthielt, lag unter andern Papieren auf meinem Schreibtiſch. — Die Aufſchrift. — Mein letzter Wille, an Laura meine Tochter, — fiel ihm auf. Was ſoll dieſer Brief? (ſagte der Adjutant) kennen ſie denn diejenige, an welche die Aufſchrift iſt? — Ich erwiderte nein, und erzählte ihm, auf welche Art ich zu dieſem Brief gekommen war. — Aus ihrer Erzählung ſehe ich, (ſagte der Adjutant) daß ich mich in meinen Fragen und Meinung nicht geirret habe, und daß dieſer Brief wohl jener unglücklichen Laura gehöre, die durch einen laſterhaften Entführer mit einem unſchuldigen Kinde in der äuſſerſten Noth und Elend verlaſſen hier von Allmoſen lebt, das ihr gute Seelen geben. Wie, (fuhr ich eilig mit meiner Frage auf) dieſe unglückliche Laura wäre hier, — dieſe ſträfliche Laura, die an dem Tode ihres Vaters Urſache war? — Ob es eben dieſe Laura iſt, die ſie meinen, weiß ich nicht, (ſagte der Adjutant) wenn ſie ſelbe kennen, ſo will ich ihnen ihre Wohnung ſagen, und ſie werden alsdann ſehen, ob ich

mich

mich nicht geirret habe. — Ich kenne ſie von Perſon nicht, aber der Beſchreibung nach, die mir jene Perſon von ihr machte, die mir dieſen Brief gab, wird mir die Wahrheit bald erklären. Laura ſoll ſehr ſchön ſeyn, und ihre ſchwarzen feurigen Augen ſollen mir als ein Kennzeichen dienen, woran ich ſie der Beſchreibung nach bald erkennen werde. Ihre Reize und ihre ſchönen Augen, (ſagte der Adjutant) haben auch mich, und einen jeden, der ſie ſah, aufmerkſam gemacht, und als ſie hier im Hauſe Almoſen ſammelte, alle Augen auf ſich gezogen. — Mit Freude rufte ich nun auf, ſoll ich alſo der glückliche Sterbliche ſeyn, der dieſe Unglückliche findet? — Sagen ſie mir ihre Wohnung, und ich eile zu ihr hin, um ihr Troſt einzuflößen, und ihr den traurigen Tod ihres Vaters zu erzählen. — Auch will ich ihr ſeinen letzten Willen einhändigen. — Kommen ſie, (ſagte der Adjutant) ich will ſie begleiten, denn meine Neugierde iſt durch das, was ſie mir von ihr erzählen, ſehr gereitzt worden, und ich muß mich ſelbſt überzeugen, ob ich mich in meiner Meinung nicht betrogen habe. — Ich nahm den Brief, und gieng mit dem Adjutanten nach der Wohnung jener Laura, die ich und der Adjutant nur der Beſchreibung nach kannten. Dieſe verführte und betrogene Laura wohnte in der alten Stadt in einer ſchlechten Kammer, bei einem armen Schuhmacher. Als ich und der Adjutant in ihre Kammer eintraten,

L 5 ſaß

ſaß ſie auf dem Bette, welches mit Stroh angefüllt war, ihr Kind hatte ſie an der Bruſt, ihr Anzug war ſehr elend, und ihr Kint war halb nackend. — Ein halbzerbrochener Stuhl ſtand neben ihr, ſie trug dieſen Stuhl dem Adjutanten an, und mich bat ſie, neben ihr auf dem Bette Platz zu nehmen. Gott ſchicket mir an ihnen, (ſagte ſie zu dem Adjutanten) wieder einen Gutthäter, auch hab ich ihnen, und ihrer großmüthigen Gräfinn meine erträgliche Lage zu verdanken, — ohne ihre Menſchenliebe und ihr Almoſen würde ich Hungers geſtorben, und die Miethe meines Zimmers nicht zu zahlen vermögend geweſen ſeyn. — Ich hatte ſie während dieſer wenigen Worte gut angeſehen, und gefunden, daß ſie jene Laura ſey, die ich ſo gern zu finden wünſchte. Ich fragte ſie nun, ob ſie Laura heiſſe, und ob dieſer Name nicht ein angenommener Namen ſey. — Sie erwiderte nein. Nun fragte ich ſie, ob ſie nicht einen Kaufmann in N. kenne, der ſich Rübas ſchrieb. — Hier ſtürzte eine Fluth von Thränen aus ihren ſchönen Augen über ihre Wangen herab, — und ſie rief mit Wehmuth. — „Ich bin ſeine unglückliche und ſtrafenswürdige Tochter, — O Gott! wie ſehr hab ich mich an ihm vergangen, — ich leide, und ich verdiene noch mehr zu leiden. — Nein, Laura verdient kein Mitleiden. — Wie lange iſt es nun, daß ſie ihres Vaters Haus verlaſſen haben? — Es kann beinahe fünf Jahre ſeyn. — Haben ſie

durch

durch dieſe Zeit nie an ihren Vater geſchrieben? — Nein, — haben ſie es auch nie in Willen gehabt? — Mehr als einmal, aber ich wurde daran immer verhindert? — O Gott! o groſſer Gott! wie ſehr erinnern ſie mich durch dieſe Fragen an mein Vergehen. — Nein, in meinem Herzen liegt die Kraft nicht, mir das Geſchehene verzeihen zu können. Ach welche Regungen machen ſie in meinem Herzen lebhaft, wo ſeh ich nun das Ende meiner Schuld, — wo ſeh ich meinen Vater? Sollten ſie mich kennen? (Ich erwiderte) von dieſem Augenblick. — Ach ich bitte ſie, (ſagte Laura) eröffnen ſie mir ihr Herz, — ſagen ſie mir, was ſie von meinem Vater wiſſen, — kaum getraue ich mir eine Frage, die mir ſo ſchwer am Herzen liegt, an ſie zu machen. Machen ſie die Frage? — Nein ich kann es nicht, ſie macht mir tödtliche Schmerzen. — Gott hat mich geſtraft, und ich verdiene alles. — Ich ſuchte Laura zu beruhigen, ich erinnerte ſie, daß oft der Unverſtand an dem Vergehen Schuld ſey. — Laura erwiderte: Nein, dem Unverſtand werde ich nie die Schuld meines Vergehens beilegen, denn ich beſaß die Kenntniß, welche den Gehorſam von mir foderte. Meine Neigung, meine zu leicht gegründete Neigung betrog mich, denn ich hielt Betrug und Schmeicheley für Freundſchaft, und damit wurde meine Tugend zum Laſter. Mein junges unerfahrenes Herz war zu lebhaft, und hörte nicht die Lehre meines Vaters, der mich liebte. —

Reue

Reue verdient Vergebung. — Nein, ich verdiene ſie nicht, es iſt verdienter Lohn für mich, ich habe das Uibel gewollt, nun muß ich auch die peinliche Folge davon ertragen. Sie ſind nun ganz von der Frage abgegangen, die ſie an mich machen wollten. — Ich muß ſie zu machen fürchten, denn ich ahnde, was ich nicht ahnden und nicht denken ſoll. — Sie können ſich irren. — O ich habe mir viele Vorwürfe zu machen, denn ich habe die Liebe, das Zutrauen und die Ehre, ja ſelbſt das Vermögen meines Vaters geraubt, und ſollt' ich das nicht fühlen, und nicht ahnden. Hier in meiner Bruſt liegt die Frucht meiner Schande, ich bin verlaſſen, und ich verdiene dieſe Verachtung. Beruhigen ſie ſich, — weinen ſie nicht. — Ach! gönnen ſie meinem Herzen dieſe Ergieſſung, — dieſe Thränen ſind der einzige Beſitz, den ich für einen Vater hingeben kann, deſſen Werth ich nun kenne, aber vielleicht zu ſpät erkenne. — Sie haben meinen Vater gekannt, indem ſie ſeinen Namen wiſſen? Nein, ich habe ihn nicht gekannt, aber viel Gutes von ihm gehört. — Und nun? — Ach ich bitte ſie, erzählen ſie mir, was ſie von ihm wiſſen. — Gern, recht herzlich gern. — Nachdem ſie ihres Vaters Haus verlaſſen hatten, ſo entſchloß ſich ihr Vater ſie aufzuſuchen, er lernte die Taſchenſpielerkunſt, und machte ſich auf die Reiſe. Er durchreiſete mehrere Gegenden Deutſchlands, und konnte lange nichts von ihnen in

Er=

Erfahrung bringen. — In München bekam er Spuren, daß ſie nach Prag gereiſt wären, er eilte ihnen dahin nach, hatte aber das Unglück, daß er und ſeine Reiſegefährten von Räubern überfallen wurden, wobei er einen tödtlichen Meſſerſtich bekam, an welchem er den vierten Tag ſtarb. — Hier ſtürzte Laura mit zurückgehaltener Wehmuth zu Boden, und ich kann ſagen, daß das Gefühl ihres Schmerzens, und ihres Elendes keinen Namen hatte. Nun rief ſie ſeufzend auf: Jetzt ſind alle meine Hoffnungen zu Grunde, und ſelbſt kein Vielleicht iſt mir mehr übrig. — Ich bin die Urſache ſeines Todes, könnte der Tod auch mich dahin reiſſen, ach ich habe ſehr an ihm geſündiget. O Gott! wie ſehr leidet mein Herz, ach wie drückend iſt die Erinnerung, — muß ich ſo undankbar mit einem Vater handeln. — Er iſt nicht mehr, wer kann mir das Geſchehene verzeihen? — Sie ſank in Ermattung auf den Boden hin, ich und mein Gefährte hoben ſie auf das Bette, und brachten ſie nach und nach wieder zu ſich. — Ich erzählte ihr nun, auf welche Art ich den Tod ihres Vaters und ihre Flucht erfahren, und Laura fand, daß ich die Wahrheit ſprach. Sie erzählte uns nun, daß ſie mit Liſt durch ihren Entführer aus ihres Vaters Hauſe gebracht, — daß Koſta, ihr Entführer, ihrem Vater drey tauſend Dukaten geraubt, und mit ihr nach Deutſchland geflüchtet ſey. Auf dieſer Flucht habe er ihr erklä-

ret,

ret, ſie ſey die Tochter des Herrn Rübas nicht, ſondern die uneheliche Tochter eines deutſchen Grafen, der ſie Herrn Rübas anvertrauet habe, und für ihre Erziehung groſſe Summen bezahlte. Roſta verſprach ihr ihren Vater kennen zu lernen, und damit führte er ſie von einem Ort zum andern herum, ohne ſein Verſprechen halten zu können; bald gab er ſie für ſein Weib und bald für ſeine Schweſter aus, und auf dieſe Art brachte er ſie zum Fall. In Wien hatte er ſchlechte Streiche und Betrug geſpielt, er nahm die Flucht, und führte ſie, ob ſie gleich ſchwanger war, nach Polen, wo er ſie kurz vor ihrer Entbindung im äuſſerſten Elend, ohne einen Heller Geld, verlaſſen hatte. „Ich übergab Laura den Brief, welcher den letzten Willen ihres Vaters enthielt. Sie erbrach ſelben mit zitternder Hand, und las folgende Stelle darinnen." Um dich wieder zu finden, und in meine väterliche Armen ſchlieſſen zu können, verließ ich meinen Handel, und gab ihn auf. Mein noch übriges Vermögen, welches in vier tauſend Zechinen beſtand, aſſekurirte ich auf zwey Schiffe, Europa und Italien genannt, die nach Amerika ſegelten. Die beiden Aktien habe ich meinem Freund Angelo in N. anvertraut, bei dieſem ſollſt du ſie finden. Ich habe noch vor meinem Tode an ihn geſchrieben, daß du allein die rechtmäſſige Erbinn davon ſeyſt. Hat Gott meine Unternehmung geſegnet, ſo wird dir ſein Segen zu Theil werden, und ich werde dadurch

den

den Lohn erhalten, den ich davon erwartet habe. Laura! dich noch vor meinem Tode zu ſehen, war mein innigliches Verlangen, ich ſuchte dich, fand dich aber nicht. — Gott wollte es alſo haben, und ich murre wider ſeinen Willen nicht. Einem armen Mädchen, welche Klara heißt, die an mir die Pflicht eines Kindes erfüllte, habe ich dieſen meinen letzten Willen verſiegelt übergeben. Aus ihrer Hand, oder wenn es Gott anders haben will, wirſt du ihn erhalten. Belohne, wenn du kannſt, dieſes Mädchen, welches mir Gott an deine Stelle geſchickt hatte. Ich fiel unter böſe Menſchen, ſie waren Mörder, ich wollte mein Leben vertheidigen, aber es gelang nicht, ich bekam einen Stich, an dem ich ſterben muß! Gott gebe dir ſeinen Segen, denn er vereiniget immer ſeinen Segen mit jenem des Vaters! Laura ich ſterbe, — ich ſterbe gern, — und vergebe dir jede Vergehung an mir. — Lebe und bitte Gott um die Ruhe meiner Seele! dein ſterbender Vater Antonio Rúbas. — Laura las dieſe Stelle mit unterbrochenen Seufzern, und Thränen, und ihr armes Herz fühlte dabei die bitterſten Schmerzen. Ich ſprach ihr Muth zu, und ſuchte ſie durch meine oftmaligen Beſuche von der Schwermuth zu heilen, welche ſich ihrer Seele bemächtigen wollte. Wie oft hieng ſie an mir, und hieß mich ihren Retter, wie oft faßte ſie meine Hände, und begoß ſie mit Thränen, und wie oft wiederholte ſie nicht, wie groß ihre Schuld und

ihr

ihr Vergehen ſey, ſie jammerte. Sie weinte, und ſie fand nur Troſt in ihren Thränen. Wie oft drückte ſie ihr unſchuldiges Kind an ihre Bruſt, und wie oft ſagte ſie: Nun fühle ich, was Liebe iſt, was mütterliche Zuneignng iſt, nun kenne ich das theilnehmende Gefühl der mütterlichen Zärtlichkeit. Auch er kannte es, dieſes Gefühl, ja der gute Vater, und ich handelte ſo grauſam an ihm, und habe ihm ſein Leben geraubt. — Ich habe ein Herz, das empfindet, und doch konnte ich meines Vaters Haus auf eine ſo ſchändliche Art verlaſſen. Ich folgte dem Willen eines Betrügers, und es war mir gegeben, mich ihm zu überlaſſen, bin ich nicht ein Ungeheuer? — Die Liebe, die blinde Liebe, meine Laura! war der Grund zum Uibel, und wie mächtig iſt die Liebe nicht? — Unverſtand und Liebe, — meine Jugend, — zwar alles dieß reiniget meine Schande, und mein Betragen nicht — jede Ahnbung des Vergehens hätte ich, mein Herz und meine Seele verſcheuchen ſollen. — Laſſen ſie alle dieſe Erinnerungen — wer kann die Wirkung der Allmacht leiten, dieſe unendliche Liebe und Güte. — Ja Gott verzeihet, — aber die Menſchen verzeihen nicht. — O! wenn ich mir doch den Kummer vergeben könnte, den ich ihm durch meine Flucht gemacht habe? Legen ſie dieſe ängſtlichen Zurückerinnerungen ab, unſer Schickſal iſt der Allmacht anvertrauet. — Damit wollen ſie meinem Herzen Stärke geben, — ich bedarf ſie dieſe Stärke, aber ich verdiene ſie

nicht,

nicht — nein, nie werde ich die Schmerzen und den Kummer vergeſſen, die ich dem beſten Vater verurſachte, ſie werden für mich immer eine tödtliche Erinnerung bleiben, ich habe keine Freuden verdient. — Leiden erwarten meiner — Gott im Himmel, ich verdiene deine Strafe. Eine Schlange ſchlug in dem Buſen meines Entführers, und Unglücksfälle waren meine Beſtimmung, ich erduldete ſie gern, denn ich bin allein die Schuldige. Ich hatte mehr derley Unterredungen mit Laura, und viele Mühe, ſie dahin zu bereden, nach ihrer Vaterſtadt zurückzukehren. Eine ſehr vortheilhafte Gelegenheit both ſich mir an, ich benutzte ſie. Der Graf Wolky reiſte mit ſeiner Frau nach Piſa, ich kannte den Sekretär dieſes Grafen, ich bat ihn für Laura ein gutes Wort zu ſprechen, er that es, und die menſchenfreundliche Gräfinn ließ die Unglückliche zu ſich kommen. Sie erzählte ihr die Geſchichte ihres Vergehens, die Gräfinn erbarmte ſich ihrer, und erlaubte ihr, die Reiſe mit ihrem Gefolge dahin mitzumachen. Zu eben der Zeit als Laura abreiſte, erhielt ich folgenden Brief von Conſtance.

Edler Freund!

Nein, Sie können über mein widriges Schickſal nicht gleichgiltig ſeyn; ich kenne Ihr edles Herz, und ich erinnere mich noch zu gut Ihrer menſchenfreundlichen Geſinnungen. Mein Auge

weint, und mein Herz iſt durch den Verluſt meines Gatten in Schmerz verſetzt. Er war mein Freund, und hätte nicht vor mir ſterben ſollen. Er trug Liebe und Zutrauen für mich in ſeinem Herzen, und er hatte mir durch ſeine Freundſchaft vielen Kummer erſpart. Ja mein Gatte iſt todt — hätte ich jemals denken ſollen, daß ich Ihnen die Nachricht ſeines Todes ſchreiben würde, oder hätte ich jemals denken ſollen, daß ſein Tod vor dem meinigen erfolgen ſollte. Ja er iſt zum Himmel zurückgekehrt, mein Gatte. Ein unglücklicher Fall, den er über eine Stiege machte, brachte ihm den Tod — zwey Tage nach dieſem Fall gab er ſeinen Geiſt auf. — Was habe ich durch dieſe zwey Tage nicht alles gethan! Was nicht alles verſucht. — Aber was hilfts? alles war vergebens, und alle Mühe war fruchtlos. Sie haben Ihn gekannt, den edlen Mann, und Sie verſtehen mich, und werden Mitleiden mit mir haben. — Nein, Sie werden nicht unempfindlich gegen meinen Schmerz ſeyn. Ich habe Ihn verloren, den beſten Gatten, und ſoll es mir möglich werden, ſeine Vergangenheit aus meiner Seele zu bringen? — Ich bin nun allein — und habe ganz allein die Sorge zweyer Kinder — dieſe Kinder waren der Schatz ſeines Herzens, und ich liebe ſie nun mehr als jemals, denn in ihnen erwacht die Liebe und das Bewußtſeyn meines Gatten und ihres Vaters. Ja — ja ich wiederhole es: er liebte mich, er liebte ſein Weib. — Ach! noch

ehe

ehe er ſtarb, empfahl er mir meine, ſeine Kinder, er umarmte ſie, und ſtarb. — Nun werd ich ſie hintrauern die Tage meines Lebens, denn ich bin geſchieden. — Ich bin ganz zerſtört, und zerrüttet — Sollten Sie mir meine Bitte, die ich an Sie mache — abſchlagen können? Sie beſteht darinn, daß Sie kommen ſollen, daß Sie mir helfen ſollen, meine Kinder, und die Kinder Ihres Freundes zu erziehen. Kommen Sie — Sie ſollen als Freund, und als ein rettender Engel bey mir aufgenommen werden. Ihre Ankunft wird meinem Herzen wohlthun, und ich werde viel leichter die Einſamkeit und meine Scheidung ertragen. Kommen Sie, damit ich Vertrauen und Kummer in Ihren Buſen ausgieſſe, und an Ihnen einen Freund finde, der mir rathen kann. — Dieſer Brief machte den ſchmerzlichſten Eindruck auf mein Herz. — Ich fühlte ganz die traurige Lage Conſtance. Ach! und ich traute mir ſelbſt nicht, denn ich fand und erkannte das Verborgene — welches von meiner Seite wohl auch nur ein Blendwerk und zu übereilte Einbildung ſeyn könnte. — Kurz es erwachte in mir jener Umgang, und ich überzeugte mich, daß ich zu wenig ſtandhaft ſeyn könnte. Ich fürchtete ihre Blicke und ihre Reize. Das Vergangene ſtund ſo offen, ſo deutlich vor meinen Augen, ich bedachte jeden Schritt, und es erwachte Cäciliens Bild ſo lebhaft vor mir — o Gott! wie ſchwer war der Kampf. Liebe und Treue malte ſich vor

mir — ſollte ich beyde mit Füſſen treten? — Sollt ich für meine an Cäcilia geſchworne Liebe keine Treue haben? oder ſollte ich mich auf ewig von Cäcilia trennen — Ich, der ich nun eine ganze hoffnungsvolle Zukunft träumte — o wie ganz fühlte das meine Seele, und wie tief lag das Bild Cäciliens in meinem Herzen — wie glücklich dacht ich mich alsdann. Anderſeits konnte ich die Liebe, und das feſte Beſtreben Conſtance nicht genug bewundern, ich fand in ihrer Sorgſamkeit ſo viel Edles, ſo viel Erhabenes, und ihr Schickſal lag mir ſchmerzlich am Herzen. Lange war ich in Verlegenheit, und lange konnte ich keinen richtigen Entſchluß faſſen. Doch entſchloſſen ſchrieb ich folgenden Brief an Conſtance.

Madame!

Um mein empfindſames Herz über Ihr trauriges Schickſal wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen ſchriftlich reden, und Ihren freundſchaftlichen, ſo ſchönen, und für mich ſo unvergeßlichen Brief beantworten. Aber wo werde ich Worte genug finden, um nur einigermaſſen Ihre ſo vortreflichen Geſinnungen für mich bewundern zu können. Ihr Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Ach! und wie ſehr haben Sie damit meine Zärtlichkeit gerühret, ja ich geſtehe es Ihnen, daß ich mich darüber noch nicht ſatt geweinet habe. Sie ehren mich mehr, als ich

es verdiene, und daran iſt Ihr erhabenes und menſchenfreundliches Herz Urſache. Wie gerührt! wie im Innerſten meiner Seele gerührt bin ich über den unerwarteten und unglücklichen Tod Ihres theuren Gatten, und meines ſo erhabenen Wohlthäters geworden. Nein! meine Empfindung läßt ſich darüber nicht ausdrücken. Ach! ſeine Liebe und Freundſchaft dringt ſich durch meine ganze Seele, und mein Herz iſt ganz von leidendem Gefühle zerriſſen. Nein, nein, nie hätte ich ſeinen Tod in dieſen Jahren vermuthen ſollen. Er verdiente noch lange zu leben, denn Er beſaß ein gutes, ein edles Herz. — Könnt' ich doch alle ſeine Tugenden genug erheben — und die Ihrigen genug bewundern. — Ja gewiß, Sie ſind die beſte, edelſte weibliche Seele. Sie haben vieles gelitten, und ich beklage Ihren Verluſt; denn Ihr Kummer geht mir zu Herzen. Aber ſeyn Sie ſtandhaft, und ertragen Sie mit Muth den Verluſt Ihres Gatten. Conſtance härmen Sie ſich nicht ab über das, was Menſchen nicht ändern können, denn die Rathſchlüſſe des Allmächtigen ſind unerforſchlich. Mein Herz fühlt ganz Ihre traurige Lage, es empfindet für Sie, denn ihr Vertrauen fodert mich zur Theilnahme Ihres Schmerzens auf. Aber mein widriges Geſchick erlaubt mir nicht, daß ich Ihrem gemachten Verlangen ganz Genügen leiſte; denn ich kann die Verbindung nicht zerreiſſen, welche ich mit dem Grafen R. Z. eingegangen bin. Es koſtet mich den empfindlichſten

Schmerz, Ihnen dieſes Geſtändniß zu machen, aber ich muß es. Machen Sie mir über dieſe Erklärung keine Vorwürfe, denn Sie würden mich dadurch unglücklich machen. Ja, ja Sie glauben an Menſchheit — und was bin ich Ihnen nicht ſchuldig? O! die Erinnerung an Sie belebt meine Seele und mein Herz, und doch muß ich fern von Ihnen leben.

XVIII. Kapitel.

Worinnen Merkwürdigkeiten vorkommen, die doch nothwendig ſind.

Ich kann nicht unterlaſſen, meinen Leſern zu erzählen, daß ich in **Warſchau** die Bekanntſchaft eines Mannes machte, der wohl der ſonderbarſte Mann war, den ich in meinem ganzen Leben geſehen hatte. Dieſer Mann hieß Zasko, und behauptete, er ſey dreymal König geweſen. Er war ein geborner Arnaute, hatte ganz Europa, Weſt- und Oſtindien durchgereiſet, und ſich die ſonderbareſten Begriffe von allen Dingen, die er geſehen, eigen gemacht. Er erzählte, daß er auf der Inſel **Maldi** König geweſen, und vier Jahre regiert habe; indem er mit dem perſiſchen Schach **Nadir** den Großmogul dergeſtalt in die Enge getrieben, daß er Kron und Reich als ein Gnadengeſchenk aus ſeinen Händen annehmen mußte. Er fand, daß

der

der Name Mogul dem Beherrſcher Indiens ganz angemeſſen ſey, und ſeine Eigenſchaft ganz beſtimme; indem ein Mogul die Kunſt zu regieren eben ſo verſtånde, wie ein hungriger Eſel zwiſchen Heu und Haber die Wahl zu entſcheiden wiſſe. Die Kóniginn, ſeine Frau, die eine zweyte Xantippe war, bemůſſigte ihn, ſeine kó⸗nigliche Wůrde zu verwerfen, und ſelbſt die Inſel Maldy zu verlaſſen. Das zweytemal war er Kónig auf der Inſel Way, welche in dem indianiſchen Meere liegt, es befinden ſich zwar auf dieſer Inſel nur Kriminalgefangene, und dennoch war Zasko Kónig. — Von dieſer Inſel vertrieb ihn zwar keine Xantippe, ſondern die Unterthanen ſelbſt. Das drittemal war er Kónig von Woxua auf der Inſel Niphon in Japan. Dieſes Kónigreich regierte er mit Weisheit zweyhundert und fůnf Tage, nach welchen er, da ſich die Unterthanen ſeinem Gehorſame widerſetzten, und ihm die Pfaffen viel zu ſchaffen machten, daſſelbe mit mehreren Wunden verließ. Bey den Abkaſiern war er Heerfůhrer. In Abdiara in Oſtindien war er Vicekónig geweſen. Mit den Abelianern hatte er mehrere Jahre gelebet, und eben wie ſie, die Kinder ſeiner Frau fůr unehlich erkannt, und andere Kinder als ſeine eigene anerkannt. Auf der groſſen Halbinſel Afrika war er lange Zeit das Oberhaupt der Caffres, welche wie das Vieh leben, laſterhaft, wild und grauſam ſind. Die Beſitzungen der Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Eng-

länder, Holländer, Schweden und Dänen hatte er alle durchgereiſet. Das engliſche Reich verglich er mit einer Wolfsgrube. Das franzöſiſche mit einem Harlakinkleide. Das deutſche Reich mit einer Mausfalle. Das rußiſche Reich mit einem türkiſchen Serail. Das türkiſche Reich mit einem von Sturm herumgetriebenen Schiffe. Die Republik Holland verglich er mit einem Schwalbenneſt — Die Republik Venedig verglich er mit einem Haufen Blinden, welche ſich feſt bey der Hand halten, damit ſie keinen Fehltritt machen. — Schweden hieß er das Reich der Abyſinen, weil man den Thronfolger einſperrt, und bey Entledigung des Throns den Thronfolger in Freyheit ſetzet. Dänemark hieß er den Nachbar ohne Gefahr. — Mit den ſtreitbaren Amazonen in Südamerika hatte er mehrere Jahre gelebet, und er erzählte von Ihnen, daß dieſe Weiber mit den Pfeilen ſehr geſchickt ſchieſſen, und es mit jeder Gattung Männer im Streit aufnehmen können. — — Auch ſagte er, daß er mit ein Tauſend Amazonen vier Tauſend Paraguayer geſchlagen habe. — Nachdem er lange Zeit herumgereiſt war, kam er endlich nach Spanien, von da gieng er nach Gibraltar, von dieſem Orte ſegelte er nach der Halbinſel Schottland, wovon er uns folgende Beſchreibung machte. Die niedere Klaſſe vom Volke habe ich wenig gekannt, aber doch gerochen; denn ihre Unreinigkeit hat ihres Gleichen nicht.

Der

Der Adel iſt zahlreich, aber äußerſt arm. Als ich in dieſer Inſel ankam, ſo ſchifften ich und meine Reiſegefährten am Geſtade eines elenden Dorfes, welches wohl aus zwölf Kajuten beſtand, aus. Dieſe Löcher oder Wohnungen ſehen jenen der Hottentotten ſehr ähnlich. Das Wirthshaus gehörte einem Grafen, und er ſelbſt war der Wirth. — Als ich und meine Gefährten ausſchifften, verſammelten ſich die Bauern, ihre Weiber und Kinder, um uns zu empfangen, denn ſie glaubten, vermuthlich ich und meine Gefährten, wären Könige oder Fürſten. Ich ſtiez an das Geſtade, man trug mir ein Pferd an, ich ſtieg auf ſelbes, meine Gefährten folgten eben zu Pferde, und der Zug gieng nach dem Wirthshauſe. Der Graf, oder beſſer zu ſagen der Wirth, eilte heraus, hielt mir die Steigriemen, indem er zu ſeinem Sohne ſagte, welcher keine Beinkleider an hatte: Milord mein Sohn! führe das Pferd dieſes groſſen Herrn nach dem Stalle, und erſuchet eure Schweſter die Ladi Berſi, daß ſie gleich von dem beſten Biere, wovon die halbe zwey Sold koſtet, abziehe, denn ich zweifle nicht, daß dieſer groſſe Fürſt von unſerm beſten Bier trinken werde. Ich war nun bemüſſiget in dieſem Wirthshauſe über Nacht zu bleiben, und ein Nachtmal von gebratenen Erdäpfeln und ſtinkenden Eyern zu nehmen. Der Graf zeigte ſich mir in allem gefällig, ſo zwar, daß er mir die Halbſcheid ſeines Bettes anboth. Sein Zimmer ſah eben nicht präch-

tig aus, ein alter Koffer, oder eine halb verfaulte Kiſte, war der einzige Sitz darinnen, aber doch hatte das Bett einen Vorhang. Lady Bersi ſeine Tochter hatte doch die Güte und Höflichkeit, mich wegen des ſchlechten Nachtlagers um Vergebung zu bitten, indem ſie mich verſicherte, daß mehrere Perſonen von hohem Range darinn geſchlafen hätten, auch fügte ſie bey, daß zwar die Decke des Bettes etwas ſchmutzig und ſchwer ſey; doch ſey es noch nicht vier Jahre, daß die Decke durch die Gräfin ihre Mutter und ihre jüngeren Schweſtern Lady Mathilde, Caroline, Angelique, Eleonore, Sophie ſey gewaſchen worden. — Dann wünſchte ſie mir eine gute Nacht, und verſprach, daß ihr Herr Bruder, der Graf, nicht vergeſſen würde, meine Stiefeln zu putzen, und zu ſchmieren.

XIX. Kapitel.

Niemals kann man ganz glücklich ſeyn.

Immer in der Erwartung einer Antwort auf das Schreiben, welches ich an den Ritter Gutmann und Cäcilia ſeine liebenswürdige Tochter geſchrieben hatte, kam dieſe ſo ſehnlich gewünſchte Antwort endlich an. Der Ritter meldete mir, daß er, was in Betref meiner geſchehen, wohl vermuthet habe, daß er mir noch immer gut ſey,

und daß er nun mit meinem Vater im Briefwechſel ſtünde, und mich bäte, ihm einen Brief an meinen Vater zu ſchicken, welchen er übermachen wollte. Cäcilia hatte mir nur wenige Zeilen geſchrieben, aber der Inhalt verſicherte mir ihr Herz, und gab mir neue Beweiſe ihrer ſo ſchätzbaren Unſchuld. — Ich ſchrieb nun wieder an den Ritter, an Cäcilia, und ſchloß auch einen Brief an meinen Vater bey. Ich meldete ihnen, daß ich über Dresden, Frankfurt, und Metz, in kurzem nach Paris reiſen würde, und hoffte nach dieſer Reiſe in meines Vaters Haus zurückzukehren. — Jeder meiner Leſer wird ſich leicht erklären, mit welcher Freude ich dieſe Reiſe wünſchte, und mit welchem Vergnügen ich ſie antrat. Der Hettmann, ſeine Gattinn, ein Adjutant, ich und ſeine nöthige Dienerſchaft traten dieſe Reiſe in zwey Wägen an. Dresden war der erſte Ort, wo wir uns einige Zeit aufhielten, und alle Merkwürdigkeiten anſahen. Wie groß war meine Freude nicht, als ich am vierten Tage nach meiner Ankunft in Dresden meines Vaters Bruder, jenen berühmten Chemiker in mein Zimmer eintreten ſah. — Nun habe ich dich Flüchtling (ſprach er.) Ich fiel ihm um den Hals. Nun wirſt du mir nicht wieder entkommen. — Ich und er vergoſſen Freudenthränen, und dann folgten Fragen auf Fragen, und kaum hatten wir einander eine Frage beantwortet, ſo durchkreuzten wir uns wieder mit neuen Fragen und Antworten. —

So

So lange konnteſt du herum wandern, ohne mir zu ſchreiben, fuhr mein Oheim fort, du hatteſt doch mit meinem Phosphor einen verteufelten Spas angeſtellt — Deine Stiefmutter wäre beynahe davon geſtorben, und ihre Kammermagd hätte bald ihre ganzen Reize über dem Schrecken verlohren. — Alles mußte dem Geiſte nach, und bey meiner Ehre ſehr leicht wäre eine Revoluzion im Dorfe, und deines Vaters Reſidenz entſtanden. Der Pfarrherr wollte ſchon mit allen Reliquien nach der Reſidenz kommen, um den Geiſt zu beſchwören — aber ich hintertrieb das ganze Vornehmen. Würde ich (erwiederte ich) immer ein Fläſchchen ihres ſo Vortreflichen Phoſphors bey mir gehabt haben, ich würde gewiß recht ſonderbare Streiche auf meinen Wanderungen unternommen haben. Ich erzählte dann alle die Begebenheiten, ſo mir während der Abweſenheit aus meines Vaters Hauſe geſchehen; verſchwieg aber meine Liebesunterhandlung mit Cäcilia. Mein Oheim hörte mich gelaſſen an, und machte hie und da ſeine Bemerkungen. Nun wird deine Wanderung ein Ende haben, und du wirſt mit mir nach deines Vaters Haus zurückkehren, du biſt lange genug ein Flüchtling geweſen. — Die Zeit und nicht mich müſſen ſie der Flüchtigkeit beſchuldigen, und ob ich gleich einige Monate eingeſperrt war, ſo iſt ſie mir doch zu geſchwind entlaufen — nach meines Vaters Hauſe kann ich noch nicht kehren, ich muß erſt in die weite Welt. — Durch Vagieren, lieber

Be=

Vetter, wird man ein Vagabund — und findet daran kein Ende — ſoll es dir in dem Kreiſe deines Vaters, deines Oheims zu enge werden? Nein in dieſem Kreiſe ſoll es mir nie an Glückſeligkeit mangeln, aber Frankreich zu ſehen iſt nun mein einziger Wunſch, und nie werde ich wieder ſolch eine Gelegenheit finden — In einem Jahre iſt ſie vollendet dieſe Reiſe, und dann kehre ich zufrieden in meines Vaters Haus wieder. — Noch gebe ich das nicht zu — ich will mit deinem Hettmann ſprechen, nachher werden wir ſehen. — Dieſe Reiſe iſt ein Bedürfniß für meine Wißbegierde, und für mein Herz, ich werde Menſchenkenntniß ſammeln, und dadurch in den Stand geſetzt werden, das Böſe von dem Guten zu unterſcheiden zu wiſſen. — Du biſt ſehr eigenſinnig Vetter —Wißbegierig wollen ſie ſagen.— Das Herumziehen ſollte doch ſchon den Reitz der Neuheit bey dir verloren haben. — O! glauben ſie das nicht, beſter Oheim — jede Kleinigkeit iſt mir intereſſant, und ich glaube, daß ich mein ganzes Leben mit Reiſen zubringen könnte. — Das wäre zu toll — Vetter ich hänge ganz an dir, und wollte dich gern an meiner Seite haben — du weißt, die Winterabende ſind ſo lang — dann werden wir mit einander plaudern. — Beſter Oheim! ja was werde ich ihnen alsdann nicht erzählen können, wenn ich Frankreich — Paris, dieſes Land der Sonderlinge geſehen haben werde — denn die Franzoſen ſind ganz andere Leute, als die Deutſchen —

Mein

Mein Reiſegefährte Moran hat es mir oft geſagt. — Ja ja ſie ſind ſehr flüchtige Leute, und lieben die Abwechſelung, und das Sonderbare — ſie ſind immer im Wirbel — in Kürze will ich dir ſagen, was du in Frankreich, und in ihrer Hauptſtadt finden wirſt. Schädliche Grundſätze wirſt du in Menge in der Ausübung finden; feiner Weltſinn, welcher heut zu Tage das unwiederbringliche Unglück der Menſchen macht, wird dir zwar nicht auffallend vorkommen, ſondern du wirſt Reize daran finden, und ſelbſt deine Gemüthsruhe darüber verlieren. Du wirſt eine Menge unglücklicher Familien finden, tragiſche Böſewichte, die durch ihre ſchändlichen Unternehmungen und teufliſchen Geſinnungen ihren Tod ſuchen, werden dir Abſcheu erregen, und ſelbſt die Unverſchämheit der Freudenmädchen wird dir eckelhaft vorkommen. Der Leichtſinn, dieſer Buhldirnen, wird in dir Haß erregen, und du wirſt nicht, wie jene franzöſiſche Lüſtlinge, dich davon hinreiſſen laſſen. Bordelhäuſer wirſt du in Menge ſehen, darinnen wirſt du Freudenmädchen von jeder Gattung antreffen; denn die Art jener franzöſiſchen und ausländiſchen Wollüſtlinge machet, daß ein Heer von Geſchöpfen dieſer Art planmäſſig mit ihren Freudenmännern verfahren. — Ja mein Vetter! du wirſt in den Tempeln der groben Sinnlichkeit nicht Reize, ſondern Abſcheu und Verderben finden, und dein Herz wird ſich dagegen empören. — Dieſe ihre mir nun ge-

mach-

machten Warnungen, und das Bild, welches ſie mir in Kürze vorzeichneten, ſoll jeden meiner Schritte eiten, ich werde mich immer an das erinnern, was ſie mir heut geſagt haben, und ich glaube, ich werde ſo viel Standhaftigkeit haben, in jedem Falle Widerſtand leiſten zu können. — Daß du es glaubſt dem Verderben zu widerſtehen, glaube ich auch — aber wie oft geſchieht es, daß wir glauben, und doch das, was wir geglaubt, nicht leiſten, da wir es doch könnten. Die Erfahrung hat mich das gelehrt, und ich ſehe nun zu wohl ein, daß die Schwäche unſer größter Fehler iſt, und daran den größten Antheil hat. — Das kömmt, weil unſer Herz Feuer hat, und damit unſere Sinnen entflammet. — Vortreflich lieber Vetter, ich bin ganz deiner Meinung. — Die Leidenſchaften zu mäſſigen iſt Befehl der Natur. — Die edle Leidenſchaft iſt gemäſſigt, und ſie ſucht den Verſtand damit zu verbinden. — Ja ja, ſie haben ganz recht, und wollen ſagen, zur Tugend gehöret ein eigenes Beſtreben Gutes zu thun — und eine eigene Natur. Hierin haſt du nun wieder eine Wahrheit geſagt. — Ich verſtehe ganz, was ſie mir durch ihre Erinnerungen begreiflich machen wollen. Sie erklärten mir in Kürze, daß man in einer Hauptſtadt mehr laſterhafte Menſchen finde, als in ländlichen Wohnungen. Sie haben mir ein auffallendes Bild davon nur vorgezeichnet, und dabey haben ſie immer angeführt, daß ich dieſen Netzen entgehen, und

die

die Tugend dem Verderben vorziehen ſollte. Drey Dinge lehren die Tugend: Beyſpiel des Lehrers, Uiberzeugung, und die Prüfung davon. — Hier ſprang mein Oheim auf, fiel mir um den Hals, und umarmte mich auf das zärtlichſte, auch rief er dabey laut: Wenn du meine Abſicht ſo klar zu entwickeln weißt, ſo kann ich ja deinetwegen unbeſorgt ſeyn, denn das Laſter wird in deinem Herzen keinen Eingang finden. — Der verſtändige Menſch wird immer Gewalt über ſeine thörichten Leidenſchaften haben, und er wird immer die Geſundheit und Tugend den eckelhaften Reizen des Laſters und des Verderbens vorziehen. — Nun mein Vetter reiſe — ich gebe meinen ganzen Willen dazu — deinen Vater will ich von der Nothwendigkeit dieſer Reiſe überzeugen — Ich werde ihm erzählen, welche Freude ich und er an dir erlebt haben, und noch erleben werden. — Da ich nun meinen Oheim ſo willfährig fand, ſo entdeckte ich ihm meine Neigung gegen Cäcilia, und zugleich machte ich ihm ein wahrhaft liebenswürdiges Bild ihrer Tugend und ihrer Unſchuld. — Ich ſchilderte ihm jene reizenden Ausſichten meines wachſenden Glückes mit Cäcilia, und meine Zunge malte ihm ihre Reize mit einer ſolchen glühenden Beredſamkeit, daß er darüber in Bewunderung verfiel. — Mich freuet deine Offenherzigkeit, und ich ſehe nun, daß du meine Vermuthung nicht getäuſcht haſt. Ich weiß und kenne ganz deine Neigung für Cäcilia, und ich könnte dir eine getreue Abſchrift

dei-

deiner Briefe an ſie geben. — Anfangs ſagteſt du mir nichts von deiner Liebe, — ſchon fieng ich an, an deiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, — aber nun, — nun bin ich ganz von deinem guten und biegſamen Herzen überzeugt. — Der Ritter Gutmann ihr Vater hat deinem Vater die beſte Hoffnung gegeben, und ſeine Tochter wünſchet nur deinen Beſitz. — Ich hob nun meine Augen gegen den Himmel auf, und vergoß Freudenthränen. — Gott ſegne dieſe Thränen, (rief mein Oheim) ſie ſind die Vorbothen jenes Glückes, ſo du einſt mit Cäcilia genieſſen wirſt. — Die wenigen Tage, ſo ich noch in Dresden blieb, verweilte auch mein Oheim, ich benutzte dieſe Zeit, und ſchrieb alles, ſo ich nun erfahren hatte, an Cäcilia Ich dachte mich ganz glücklich, und reiſte, nachdem ich mit Freudenthränen und der zärtlichſten Umarmung von meinem Oheime Abſchied genommen hatte, mit dem Hettmann nach Frankreich ab.

XX. Kapitel.

Das Verderben ſoll den Wohlſtand machen.

Von Dresden reißten wir nach Frankfurt, und von da über Metz nach Paris. Als wir in Paris ankamen, ſetzte mich die groſſe Volksmenge dieſer Stadt in Erſtaunen. Ein Zug von Geſinde folgte unſerem Wagen bis an den Ort,

da wir Quartier nahmen, um uns durch ihre bezahlte Hilfe Beiſtand zu leiſten. — Alles was ich von dieſer ſo flüchtigen und unüberlegten Nation ſah, ſetzte mich in Erſtaunen, und ich hatte wahrhaft viele Mühe mich an ihre Gebräuche zu gewöhnen. Gieng man durch die Straſſen, ſo ward man von einem unzähligen Haufen Freudenmädchen angerufen, und aufgefodert, welche die Ehrbarkeit haſſen, und ſie mit Verachtung hintanſetzen. Die Zahl der Betrüger, Beutelſchneider und Kuppler läßt ſich durch eine Zahl von hunderttauſend nicht beſtimmen. — Gefällige Leute, die einen mit Höflichkeit ausziehen, giebt es in ber Menge, ſie ſind ſo artig, ſo dienſtfertig, daß man ihrer gar nicht los werden kann, und um ein Mittagmahl zu erhalten, jede Erniedrigung begehen. Geſchickte Leute und Künſtler giebt es in dieſer Stadt mehr als irgendwo, und ihr erfinderiſcher Geiſt hat keine Gränzen. Die Gräfinn, die eine groſſe Liebhaberin des Schönen, Geſchmackvollen, und auch eine groſſe Liebhaberinn der Künſte war, hatte hier Gelegenheit ihre Kaſſa zu leeren, denn ſie war von Morgen bis Abend von einer Heerde Künſtler und Verkäufer umgeben, alle überhäuften ſie mit Lobſprüchen, und das ihrer Münze wegen. — In eben dieſer Zeit entſtand in dieſem Reiche jene ſonderbare und merkwürdige Revoluzion, die ganz Europa in Erſtaunen und Aufmerkſamkeit verſetzte, und durch einen Herzog, welcher einen Kromwel nachahmen wollte,

das

das ganze Reich in das Elend und Verderben ſtürzte. Keine Nation unter der Sonne liebt ſo ſehr die Neuerungen, als die franzöſiſche, und vorzüglich die Einwohner der Hauptſtadt dieſes Reichs. Folglich war mit Geld und Liſt unter einem Haufen von Leuten, die nichts beſitzen, und nichts zu verlieren haben, leicht ein Aufſtand zu erregen. Ihre unüberlegte Wuth fiel anfangs über die Miniſter und Beamten des Staats, welche ſie auf die grauſamſte Art ermordeten, ihre Körper in Stücken zerriſſen, und ihre Köpfe auf Piken durch die Straſſen herumtrugen. Die Neugierde hatte mich an eben dem Tage, an welchem ein Haufen rohes wüthenden Volkes die Baſtille beſtürmte, auf die Straſſen geführt, ich wurde von einem Haufen ſolcher Raſenden bemüſſiget zu folgen, und mußte bei einer Kanone als Stückknecht Dienſte leiſten. Die Grauſamkeit, welche dieſes raſende Volk an dem Kommendanten dieſes Ortes ausübte, war ſchaudervoll, und für die Menſchheit entehrend; denn Weiber und Männer zerſtückten ſeinen Leib mit ihren Händen, und rieſſen ihm, nachdem ſie ſeinen Kopf vom Leibe getrennet hatten, das Herz aus dem Leibe. Der Anblick dieſer Szene war ſchaudervoll; denn man ſah dieſe Raſenden mit blutigen Händen, die noch von Blut ihres Mitmenſchen rauchten, in allen Straſſen der Stadt herumziehen. Der Freyheitsgeiſt hatte nun alle Laſterhaften ergriffen, und täglich übten ſie die grauſamſten Morde und

Vergehungen aus, ſelbſt ihren König führten ſie, wie einen Miſſethäter nach der Stadt, und durchbohrten ſein Herz durch die ſchaudervolleſten Merkmale ihrer ſchon ausgeübten Wuth und Unmenſchlichkeit. Ich hatte die Kühnheit an einem öffentlichen Orte die Laſter dieſer Nation zu tadeln, und ich wollte ihnen ihre Blindheit mit folgenden Worten begreiflich machen. — Was iſt euer Wille? man erwiderte Freyheit. — Die Freyheit verabſcheuet das Laſter, und um ſie zu erhalten muß man ſie nicht durch Laſter beflecken. Keine Freyheit ohne Geſetze, und Geſetze ſind für die Menſchen heilig und nöthig. Wir werden ſie ſelbſt ſchaffen die Geſetze. — Wie, ein Haufen raſender Menſchen, die jede Pflicht beſeitiget, die ihrem Könige den Gehorſam verſaget, die ſich durch die Macht der Grauſamkeit und des Laſters entehret haben, wollen Geſetze ſchaffen. — Ja wir wollen nur einen Stand. — Nun denn ſo leget Künſte und Wiſſenſchaften ab, und ergreift den Pflug. — Uiber dieſe Aeuſerung wäre ich beinahe erſchlagen worden, aber es fanden ſich einige Menſchen, die meine Vertheidiger wurden. — Wenn die Kinder ihrem Vater den Gehorſam entſagen, ihm ſeine Freyheit rauben, und ihn auf eine der entehrendſten Arten beſchimpfen, ſo ſind dieſe Kinder Auswürfe, die ſich ſelbſt und andern zur Laſt ſind, und die der Abſcheu jeder andern Nation, die den Gehorſam kennt, werden. O Grauſamkeit! o Barbarey, — welch ein Unverſtand, an ſeinem eigenen

Verderben, und an ſeinem Untergange zu arbeiten. Einigkeit — ja die Einigkeit iſt die Mutter des Guten, und ohne ſie iſt keine Hilfe, keine Rettung für ein verblendetes unſinniges Volk. Dem Könige hat Gott die geſetzgebende Macht eingeräumt, als Geſetzgeber gerecht zu handeln, die Beſchwerden ſeines Volks abzuwägen, und dem Könige ſind die Unterthanen Gehorſam ſchuldig, — und welch ein König würde das Wohl ſeiner Unterthanen nicht wollen. — Elend, Verderben und Rache jenem Volke, welches den Gehorſam vernichtet, den es ſeinem Beherrſcher ſchuldig iſt. Die Natur lehret uns ſelbſt, daß auch ſie geleitet werden muß. — Menſchen, thörichte und laſterhafte Menſchen, ſind bereit, jede Vergehung zu erfüllen, und nur ihnen iſt es möglich, ihr eigenes Verderben zu wollen. Die Folge wird lehren, Noth und Uneinigkeit werden es beſtättigen, und denn wird einer über den andern Rache rufen, denn der Schuldige wird den Unſchuldigen drücken, und ihn ganz zu Boden drücken, der Reiche und Arme wird darben, und keiner wird in der Verwirrung das Ende ſeines Leidens ſehen. — Eines andern Tages befand ich mich eben wieder in einer öffentlichen Geſellſchaft. Man ſprach von dem Schriftſteller Mirabeau, und einige erdreiſteten ſich, dieſen Libeliſten und ſeine verderblichen Grundſätze zu erheben. Ich fragte dieſe tollkühnen Leute für was ſie dieſen Mann hielten. — Man erwiderte mir für einen Philoſophen; ich konnte

mich über dieſe Aeuſerung meines Eifers nicht enthalten, und erklärte ihnen, was nach meiner Meinung ein Philoſoph ſey. Ein Philoſoph macht ſich zur Pflicht, ſeinen Fürſten, und ſein Vaterland zu lieben, er achtet und ehret ſeine Religion, und er wirft ſich nie gegen jemanden auf, er haſſet jeden Streit, und vorzüglich jene, die das Blut ſeiner Nebenmenſchen koſten. Ein Philoſoph zündet nie die Fackel der Unruhe an, ſondern er ſucht ſie auszulöſchen, und zu vernichten. — Ein Philoſoph liebt die Geſetze, und unterwirft ſich ſelben ohne Widerrede; weil er weiß, daß Menſchen ohne Geſetze unter einander nicht beſtehen können, er erkennt jede Steuer für nöthig, denn ſie ſind dem Staate nöthig. — Er ſieht ſeinen Fürſten als das Oberhaupt an, der die Nation erhebt, und ſein Nebenmenſch iſt ſein Bruder. — Er läßt ſich nicht durch Beſtechung hintergehen, und nie hat die Partheilichkeit in ſeinen Handlungen ſtatt. Die Freundſchaft iſt der menſchlichen Geſellſchaft nothwendig, und ein Philoſoph weiß, daß man um ſie zu erhalten, ſie hochſchätzen, und ehren muß. Die Zuneigung und die Freundſchaft muß den Unterthan mit dem Regenten vereinigen, und ihn an den Fürſten binden; weil ſie allein vermögend iſt, jedem ſeine Pflicht zu beleuchten, denn in ihr beſteht das Wohl jeder Nation. Iſt ein Philoſoph arm, ſo weiß er der Armuth jene Achtung zu geben, die ſie nicht verächtlich macht,— iſt er reich, ſo macht er von ſeinem Reichthum

einen

einen nützlichen Gebrauch, und verwendet ſelben nur um ſeinen Nebenmenſchen zu unterſtützen. Wenn ein Philoſoph Fehler begeht, (denn ein Philoſoph iſt ein Menſch) ſo bereuet er ſie, und beſſert ſich, denn ein Philoſoph muß die Philoſophie in der Unſchuld ſeines Lebens finden, denn er iſt, wie jeder andere Menſch ſterblich. — Man lachte über meine Moral, aber man widerſprach mir nicht. Die Philoſophie iſt keine pöbelhafte Kunſt, oder Kunſt der Praleren, — ſie iſt eine Zierde, und beſteht in der That, und nicht in leeren Worten. Die Handlungen entſcheiden den Philoſophen, und ſie geben ihm ſeinen wahren Werth. Der Weg der wahren Philoſophie iſt lang, und darum ſo ſchwer zu erreichen, und dieſer Grund beſtimmt, daß ein Philoſoph kein Schwärmer und Tollkopf, ſondern ein Freund der Ruhe und der Mäſſigung iſt. Menſchen ohne Gehirn und ohne Uiberlegung folgen dem Laſter, und ſolchen Philoſophen, wie Mirabeau iſt, und nur ſolche Gattungen von Menſchen laſſen ſich von einem Schwärmer zum Uibel leiten. — Dieſe meine letzten Worte brachten den um mich verſammelten Haufen auf, und ſchon ergriffen ſie Stühle und Leuchter, um mich für meine Kühnheit und Predigt zu züchtigen; ſchon hatte ich einige harte Streiche auf die Schultern empfangen, ohne ſelbe erwidern zu können. — Aber auf einmal brach ein Mann mit dem Degen in der Fauſt, wie ein raſendes Thier, gegen mich hervor, und ergriff meine Partie. Er

ſchrie aus vollem Halſe. „Er iſt mein Freund, und ich ſein Vertheidiger.“ Himmel! wie groß war mein Erſtaunen, da ich in dieſem Vertheidiger meinen Reiſegefährten Maran fand. — Folgen ſie mir, rufte er mir zu, denn ſie ſehen, daß wir nur zwey gegen hundert ſind. — In dieſem Augenblicke ſtürzte er auf die nächſten los, und nach einem harten Kampf kamen wir aus dem Haufen, der mich und ihn umgeben hatte. Bei einer andern Gelegenheit, und zwar in einem andern öffentlichen Orte, wo ſich die ſeyn wollenden Politiker verſammelten, und ich und Herr Maran zugegen waren, ſchrie man ganz athemlos. — Gleichheit, — Gleichheit, — keinen Adel, keine Geiſtlichen, nur einen Stand — die Ariſtokraten ſollen hangen. — Ich fragte, ob Ariſtok dieſe Lehre gegeben habe. Man lachte über meine Frage, und ſpottete meiner, ich hielt mich aber nicht an ihren Spott, ſondern machte dieſem Haufen von Thoren wieder eine Predigt, und erklärte ihnen, daß um die Freyheit zu genieſſen, man Geſetze, Religion, und Wahrheit kennen müſſe, denn hierinn beſtehe die Glückſeligkeit der Menſchen, und nicht in einer wüthenden Leidenſchaft, alles umzuſtürzen. Ein freyer Staat iſt derjenige, wo Ordnung, Unterwerfung, Sanftmuth, Güte, Liebe und Freundſchaft unter jedem Stand herrſchet. Wer unter euch kennet, was republikaniſche Freyheit iſt? Wer unter euch weiß es nicht, daß der Regent für den Staat, und der Staat nicht für

den Regenten beſtellet ſey. Er darf nichts thun, was ſich nicht in der Nähe und Ferne auf das Glück des Staats beziehet. Dieſer Grundſatz iſt richtig. In der republikaniſchen Regierung gewöhnt man ſich zu denken, daß das Volk alles thun könne, und daher macht man ſich den Begriff, das Volk ſey der Regent. Wie thöricht iſt eine ſolche Meinung, und wie verderblich iſt ſie für eine Nation, die ihren Monarchen liebt. Die Rechte der Regenten, ſo wie der Monarchen beziehen ſich auf die Anordnung und Entſtehung der Geſetze, die Entſcheidung des Kriegs, und Friedens, die Bewilligung der Verträge und der Veräuſerungen, die man in den Gerechtſamen des Staats vornehmen muß, die Anlegung der Auflagen, und die Wahl der vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen. Dieſes ſind wichtige Geſchäfte. Daher wagt es ein Monarch, der beim Regierungsgeſchäfte erzogen iſt, nie, ſelbe allein zu übernehmen, ſondern nimmt die weiſeſten und klügſten Miniſter zu Hilfe, um das Wohl ſeiner Unterthanen zu befördern. Welcher Staat will ſich einem Haufen Menſchen anvertrauen, deren ſehr viele zu einer Lebensart berufen ſind, die ihnen nicht erlaubt, ihre Talente auszubilden, um zu dem angezeigten Regierungsgeſchäfte die erforderlichen Kenntniſſe zu erlangen. Wie unglücklich würde ſo ein Volk nicht werden, und wie ſchlecht wäre der Kredit, und die Macht einer ſolchen Nation. Eigennutz, — Furcht, beſondere Verbindungen, Partheigeiſt, und

Verſchwörungen würden die Stütze einer frey ſeyn wollenden Nation werden. Die Vaterlands=liebe kann denjenigen Pflichten nicht entgegen geſetzt ſeyn, die der Freund des menſchlichen Geſchlechts haben ſoll. Wer ſein Vaterland liebt, nimmt nie an dem Aufruhr, und an der Vergehung gegen ſeinen König Antheil; der Gehorſam, die Geſetze, und die Religion ſind ihm heilige Dinge; denn die Erfahrung hat es nur zu oft gelehrt, daß diejenigen Völker, welche die Bande der Pflicht zerreiſſen, ſelbſt an ihrem Untergange arbeiten, den Handel vernichten, den Haß gegen ihre Brüder erzeugen, ihr Elend befördern, und die widerſinnigſten Laſter begehen. Herr **Maran** unterſtützte meine Meinung, aber leider wurde er, und ich dafür mit Verſchmähung, und ſelbſt mit den empfindlichſten Streichen belohnet — Die ganze Verſammlung fiel über uns, und man würde uns beyde in Stücke zerriſſen haben, wenn wir nicht durch die Bürgerwache wären weggeführt worden. Dieſe brachte mich und Herrn **Maran** zu einem Kommiſſär, dieſer Mann war ein Menſchenfreund, und kannte die Vergehung des Volks. — Sein Haus war durch diejenigen umrungen, welche uns begleitet hatten, und ihr Haufen hatte ſich in Kürze ſehr vermehrt. Dieſen Haufen unſinniger Menſchen wollte der Kommiſſär von ſeinem Hauſe entfernen, er näherte ſich ſelbem, und ſagte ihnen, daß er uns nach dem Gefängniſſe bringen laſſen werde,

wo

wo wir die verdiente Strafe erhalten ſollten. Anfangs wollte dieſer Haufen nicht weichen, aber es ereignete ſich, daß eben ein neues Schlachtopfer durch dieſe Straſſe geführet wurde, da dann dieſer Haufe ſich an den andern ſchloß. Der Kommiſſär erklärte Herrn Maran, daß er ſich entfernen ſollte, um ſich nicht ein zweytesmal der Wuth des empör-ten Volkes auszuſetzen. Mir gab er ein kleines Billet an den Hettmann, in welchem er ihn bat, mich zu bereden, Paris zu verlaſſen, in-dem er für meine Sicherheit nicht ſtehen könnte. Der Hettmann billigte die Maßregeln des Kom-miſſärs, und er ſelbſt foderte mich auf Paris zu verlaſſen, und trug mir zugleich die nöthige Summe an, um reiſen zu können. Herr Ma-ran, der eben zugegen war, trug ſich mir als Reiſegefährte auf, und noch an dieſem Tage verließen wir Paris. Wir nahmen unſern Weg nach den Niederlanden, um durch ſelbe nach Deutſchland zu kehren. Auf unſerer Reiſe er-zählte er mir, daß die Briefe, die er bey ſich hatte, ihn aus dem Gefängniſſe in Polen zogen. Sie ſehen (ſagte er) als ich ihnen dieſe Briefe vorwieß, daß ich die Wichtigkeit davon wohl ein-ſah — Dann ſprachen wir ſehr vieles von der Blindheit und Empörung ſeiner Nation, er ſelbſt mißbilligte ihre ſchändlichen Vergehungen, und vorzüglich zog er über die laſterhaften Schriftſteller los, die das Volk noch mehr durch ihre Libellen in ihrer Wuth zu erhalten ſuchen.

ih-

indem ſie durch ihre Verläumdungen ſelbſt ihren Beherrſcher angreifen, und dieſem Verſchwörungen beylegen, an welche er gar nicht gedacht hat. — Wir fanden auf dieſer Reiſe ſehr viele Flüchtlinge, und hatten Gelegenheit, alle Tage Nachrichten von neuen Grauſamkeiten zu erfahren. Als wir in die öſterreichiſchen Niederlande kamen, fanden wir eine neue Art von Empörung. Die Geiſtlichen hatten das fanatiſche Volk mehrerer Provinzen gegen ihren Souverain aufgebracht, und ſelbſt die Waffen gegen ihn ergriffen. Dieſes Vergehen der Geiſtlichkeit, welche die Vorgeſetzten der Religion ſind, empörten meine ganze Seele gegen ſie, und ich zog mit aller Bitterkeit über ihre Laſter und Vergehungen los. Einſt ergriff ich und Herr Maran einen Kapuziner, der mit dem Schwert und dem Kruzifix in der Hand das Volk beſchwor, für die Religion Blut und Leben zu wagen. Schon hatte ich dieſen tollſinnigen Pfaffen zu Boden geſtreckt, aber leider, wie hart wurde ich dafür gezüchtiget. Herr Maran hatte mich mit aller Standhaftigkeit unterſtützt, aber auch er mußte der überlegenen Zahl unterliegen, und ich ſah, wie er durch mehrere Schwert- und Meſſerhiebe todt zu Boden fiel. Sein Tod kränkte mich, und ich vergoß bittere Thränen über ihn. Das verblendete Volk fiel dann über mich, ſchlug mich ganz grauſam, und ſchleppte mich in ein ſchwarzes Gefängniß, aus welchem ich nach einigen Monaten gezogen wurde.

de, um Soldat zu werden. Ich mußte nun von preußiſchen Soldaten links — rechts — eins — zwey — mit den empfindlichſten Stockſtreichen lernen, und dann zur Patriotenarmee abgehen. Bey dieſer Gelegenheit hatte ich das Glück Herrn Sigrid, der dabey als Hauptmann diente, zu finden. Ich mußte ihm in Kürze eine Erzählung meiner Begebenheiten machen, und ihm zugleich ſagen, wie ich unter die Patriotenarmee gekommen war. Ich wurde unter ſeine Kompagnie genommen, und dadurch hatte ich Gelegenheit öfters mit ihm zu ſprechen, und ihm zu ſagen, daß ich bey der erſten günſtigen Gelegenheit zu den Oeſterreichern übergehen wollte. Auch er hatte dieſen Entſchluß gefaßt. Schon hatten die Oeſterreicher die Rebellen bey jeder Gelegenheit tüchtig gepeitſcht, und ihren Ruhm beſtärkt, jede ihrer Fußſtapfen war mit Lorbeer beſtreut, und bey dieſer Gelegenheit hatte ſichs gezeigt, wie ſtandhaft ihr Muth, und wie groß ihre Liebe gegen ihren Fürſten ſey. Nun erbot ſich eine günſtige Gelegenheit — Wir mußten Nachts vorrücken, und führten zwey Kanonen mit uns. Bey Tages Anbruch, als wir eine kleine Anhöhe erreicht hatten, wurden wir von den Oeſterreichern geſehen, welche eine kleine Trupp bey einem Hohlwege poſtirt hatten. Herr Sigrid beorderte fünfzig von ſeinen Patrioten, dieſe wenigen Oeſterreicher anzugreifen, ſie näherten ſich, und griffen an; die Oeſterreicher zogen in dem Hohlwege, und die Patrioten

folg-

folgten ſelben — auf einmal ſtürzten aber die Patrioten mit Eile wieder zurück, denn ſie waren mit einigen Kartetſchenſchüſſen empfangen, und von einigen Huſaren verfolgt, die ſie bis an die Anhöhe trieben, wo wir ſtunden. Als ihre Brüder dieſen Empfang, und die Verfolgung ſahen, liefen ſie eben, wie die übrigen davon, und ließen die Kanonen den Huſaren zurück. — Herr Sigrid, ich, noch vier Mann ließen uns gefangen nehmen, und erklärten, daß wir Deutſche wären, und lange ſchon die Gelegenheit mit Ungeduld erwartet hätten, zu unſern Brüdern übergehen zu können. Als die Huſaren mit den Kanonen abzogen, kam ein neuer Haufen Patrioten über ſie, nun ergriffen auch wir unſer Gewehr, und feuerten mit Heftigkeit unter ſie, auch dieſer Haufen wich, und wir zogen nun ſiegreich mit zwey Kanonen in dem Oeſterreichiſchen Lager ein, welche uns mit Freuden empfingen. Wir wurden dann zu dem kommandirenden Generalen geführt, der uns Dienſte antrug. Herr Sigrid und die vier Männer nahmen ſelbe an, ich aber erklärte dem Herrn Generalen, auf welche Art ich zu dieſem Stande gekommen, und daß mein Wille geweſen ſey, als ich mich von Paris entfernte, durch die Niederlande nach meines Vaters Hauſe zu kehren. Der Herr General widerſetzte ſich meinem Willen nicht, und ich zog eben nicht im beſten Stande weiter fort nach Kölln. Von dieſer Stadt ſchrieb ich folgenden Brief an meinen Oheim.

Lieber Oheim

Von der Zeit an, als ich Sie in Dresden verließ, habe ich ſehr viele ſonderbare Ereigniſſe erlebt, und viele Ungemache leiden müſſen. Sie hatten mir noch ehe ich Sie verließ, ein redendes Bild von Paris gemacht. Ihr Bild war redend, aber nur eine Mignatur von dem, was ich in dieſer Hauptſtadt geſehen, und ſelbſt erfahren habe. — Ich will Ihnen eine kleine Schilderung davon machen. Die Sitten der Bewohner der Hauptſtadt, und jene des Landes, ſind von einander ſehr unterſchieden. Erſtere ſind bey ihrer vermeinten Allwiſſenheit dumm, eigenſinnig, ſtolz, pralend, und hegen gegen Fremde, und ſelbſt gegen ihre Landsleute, wenn ſie aus einer oder andern Provinz ſind, eine auffallende Abneigung, die mit der Verachtung ganz übereinſtimmt. Sitten haben die Bewohner der Stadt keine, denn das Gewiſſen leitet ihre Handlungen nicht, mit Geld vermag man alles bey ihnen, und ſelbſt Laſter üben ſie dafür aus. Die Religion halten ſie für Blendwerk, und die Vorſteher davon für Betrüger und Schurken. Die Wolluſt iſt eine ihrer größten Leidenſchaften, und um dieſer Genüge leiſten zu können, ſind ſie jeder That fähig. Die Kinder werden mit den übelſten Grundſätzen erzogen, denn ſie ſaugen in ihrer zarten Jugend ſchon das verderbliche Gift, und die ſchändlichen Beyſpiele ihrer Eltern ein. Ehrbarkeit oder Tu-

gend

gend iſt bey dieſen Bewohnern wenig oder gar nicht zu finden, die weſentliche Urſache davon iſt ihr Leichtſinn, und Unůberlegtheit. Ich habe bey dieſen Bewohnern eine Art Laſter geſehen, die ich nie vermuthet håtte, und das darinn beſteht, daß alte Buhldirnen Mådchen, die noch nicht reif ſind, und kaum das Alter von zehn Jahren erreichten, zum Kauf wie Schlachtopfer herumführen, und ſie den Meiſtbiethenden zu wollůſtigem Gebrauch aufbehalten, und auch dazu erziehen. Die Art dieſes Laſters erweckte in mir die gröſte Verachtung gegen dieſe Nation, und ich geſtehe, daß ich darinn einen Eckel an der Wolluſt fand. Giebt es ein Mådchen, das der Lehre und dem Gehorſam ihrer Aeltern nicht gehorchen will, ſo ůberlåßt ſie ſich der Wolluſt, ſie findet hundert Gelegenheiten dazu, und wird ſelbſt von der Polizey gegen den Willen ihrer Aeltern geſichert. Wie verderblich iſt dieſer eingeführte Gebrauch, und wie entehrend iſt der Dienſt dieſer Mådchen für die Menſchheit. — In öffentlichen Straſſen wird man durch Freudenmådchen angerufen, ihre Auffoderung iſt angenehm, und ſelbſt anziehend, aber die Folgen davon ſind ſehr bedenklich, und gefåhrlich. Der Mann hålt ſich beſchimpft mit ſeiner Frau zu gehen, und ſich öffentlich zu zeigen, der Wohlſtand, und der Anſtand fodert, daß das Weib allein, oder mit einem Hausfreund herumziehe. Der Mann wåhlt ſich einen andern Gegenſtand, und in jeder Geſellſchaft findet

det man dieſen Gebrauch eingeführt, und auch gut und löblich. Der erfinderiſche Geiſt dieſer Nation verdient Bewunderung, aber nur in einem gewiſſen Grade, denn ihre meiſten Erfindungen beſtehen in einer gewiſſen Unvollkommenheit, die ſie nicht einſehen, und auch nie einſehen wollen, weil ihr flüchtiger Geiſt es nicht zuläßt. Die Liebe zur Veränderung hat ſo viele Reize für ſie, daß ſie ſelbe auch in ihrer Geſetzgebung haben wollen, und ein Miniſter, der zu lange ſein Amt vertritt, verdient bloß darum ihre Verachtung, weil er zu lange ſein Amt verwaltet hat. Ich hatte das widrige Geſchick, eben in dem Anfange der unglücklichſten Revolution in dieſe Hauptſtadt zu kommen. Ich war Augenzeuge, zu welchen Vergehungen dieſes Volk vermögend iſt. Der Geiſt der Neuheit und Freyheit dieſer Nation war vermögend genug, ſie zu leiten, unſchuldige Miniſter hinzurichten und zu ermorden, ihren König, wie einen Übelthäter, unter dem Gepränge blutiger Köpfe, und den eckelhafteſten Schauſpielen, von ſeinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte nach der Hauptſtadt zu führen, und ihn mit Drohungen dahin zu begleiten. Selbſt neben dem Thron erkühnte ſich ein Haufen vermummter Leute, die durch Geld und Verheißungen geblendet wurden, Blut zu vergieſſen, und dieſen Ort durch ihre Schandthaten zu entehren. Ja, das Blut floß in den Gemächern des Königs. Eine Nationalverſammlung entſtand, und dieſe Verſammlung

lung beſtand aus Menſchen, die den moraliſchen Grund der Geſetzgebung nicht kannten, und nicht einſahen. Sie ſtürzten die beſtehenden Geſetze nieder, ohne neue oder beſſere geſchafen zu haben; ſie erſchufen einen Haufen bewaffneter Bürger, die ohnehin ſchon durch die Laſten der Auflagen gedrückt, noch mehrere Drückungen erhielten, aber der Geiſt der Neuheit, und der zu ſeyn geglaubten Freyheit überwog alle Uiberlegung, und ſelbſt ihr eigenes Wohl nicht. Durch die Umwälzung jedes beſtehenden Dinges entſtand die Hemmung des Handels, und ein allgemeiner Verfall der Ordnung; der Bürger will kein Bürger, und der Schurke kein Schurke — ſondern ein Republikaner ſeyn. — Das Landvolk iſt arbeitſam, aber durch die Laſt der Auflagen, und durch die Tyranney der Pächter gedrückt, in eine bedauernswürdige Unthätigkeit verſetzt; oft mangelt den fleißigſten Landarbeitern das nöthige Vieh, um ihre Aecker bearbeiten zu können. Die Pächter ſind ohne Mitleid, ohne Erbarmen, ſie verkaufen dem Bauer ſelbſt das Bett, worinn er liegt, wenn er ſonſt nichts hat, um zu bezahlen. Uiber dieſe Grauſamkeiten ſind die bitterſten Klagen geführt worden, und man wollte helfen, aber der Geiſt des Aufruhrs und der Empörung brach los, und jeder Uibelgeſinnter nahm daran ſeinen Antheil, eine allgemeine Verwirrung entſtand, und wer ſieht nicht die verderblichen Folgen davon voraus. Laſterhafte Libelliſten haben dieſes Volk bethört,

in=

indem ſie demſelben Dinge vormalten, die nie den Schein der Wahrheit hatten. Geblendet, betrogen, und zugleich vom Taumel der Freyheit hingeriſſen, was vermag ein Haufen von Millionen Menſchen nicht? Sie müſſen austoben, und müſſen das Verderben fühlen, an welchem ſie ſelbſt gearbeitet haben, um zu erkennen, welche die laſterhaften Betrüger waren, die ſie hintergangen haben. Ich erkühnte mich, bey Gelegenheit ihnen ihre Blindheit zu erkennen zu geben, ich wurde hart dafür gezüchtiget, und mußte die Hauptſtadt verlaſſen. Ich kam nun zu einem andern Volke, das durch den Fanatismus hingeriſſen, die Bande der Ordnung, der Geſetze, und der Pflicht gegen ihren Souverain zerriß, ſich empörte, und ſich von den Feinden, die ſie um ihren Wohlſtand beneideten, hintergehen ließ. Die Wuth des Fanatismus fuhr in den Geiſt jener Prieſter, die das Volk zum Gehorſam und der wahren Religion verhalten ſollten, ſie befleckten den Glauben der Chriſten, wovon ſie ſelbſt Vorſteher waren, und erdreiſteten ſich, die Hoſtie mit dem Worte Van der Noot zu zieren. Biſchöfe und Mönche bethörten das leichtgläubige Volk, und ſetzten es in die Lage, ihre eigene Verfolger zu werden, und ihren Untergang zu befördern. Weh euch ihr Verführer! ſie werden eure Betrügereyen entdecken, Rache über euch ſchreyen, aber zu ſpät ihre Blindheit erkennen, ſie werden einſehen, daß ihr die Religion als das Werkzeug zur Be-

gehung der Laſter gebrauchet, und daß ihr als Vorſteher ſie entheiliget habet. — Eben dieſe Geiſtlichen haben die Religion der Verachtung ausgeſetzt, denn ſie haben damit ihre Fehler und ihre Vergehungen bemänteln wollen. Sie haben das Volk betrogen, und die Ehrwürdigkeit der Religion dem Aergerniſſe preißgegeben. Ich ſah dieſe laſterhaften Anführer der Empörung, ich wollte ſie zurecht weiſen, ich ſtellte ihnen ihre Pflicht vor, ich wollte ihnen einſehen machen, wie häßlich und verabſcheuungswürdig es ſey, wenn Prieſter die Unterthanen zur Bitterkeit gegen ihren Landesfürſten gebrauchen; ich ſtellte ihnen vor, daß das Ehrwürdige der Religion ihre ganze Seele erfüllen, und daß ſie die Mäſſigung gebrauchen ſollten. Aber was geſchah, ich wurde faſt erſchlagen, und in ein Gefängniß geworfen, aus welchem man mich nach zwey Monaten zog, um mich zum Soldaten zu bilden; ich mußte alsdann mit den Patrioten hinziehen, um gegen die tapfern und getreuen Oeſterreicher zu fechten, ich focht aber nicht, ſondern ich gieng bey einer günſtigen Gelegenheit mit mehreren meiner Brüder zu dieſen rühmlichen Oeſterreichern über, die mich gütig aufnahmen, und mich nach Hauſe ziehen ließen. Mein Segen folgte, und ich bewunderte ihre Standhaftigkeit, und ihre Treuheit. Schreiben Sie meiner geliebten Cäcilia nichts von meinen Leiden, ich habe in ihrem Namen alles gern ertragen, im Gefängniß lag ihr Bild immer vor mir, ich ſprach mit ihr,

und an ihrer Seite hoffe ich Zufriedenheit, Lohn und Vergnügen. Die Liebe iſt eine ſo dringende Leidenſchaft, daß man ſie bey jeder Gelegenheit kennt, und ſie nie verhelen kann. Ich habe Ihnen mein Herz entdeckt, ich habe Ihnen meine Neigung erklärt, und ich habe Ihnen geſagt, daß Cäcilia allein mein Herz feſſelt, und daß ſie der Gegenſtand aller meiner Wünſche iſt. Ich ſage es nochmals, es giebt kein Herz, wie das ihrige, auf der Welt mehr. Ich eile nun zurück, betreiben Sie das Geſchäft meiner Wahl, werden Sie der Anwerber für mich, befördern Sie meine Verbindung mit Cäcilia, und ſtellen Sie ſich alsdann unſere Glückſeligkeit vor. Ich muß Sie noch um eines bitten — ich habe Geld nöthig, und muß hier ſo lange warten, bis ich eines erhalte. Bitten Sie in meinem Namen meinen Vater darum, und ſagen Sie ihm, die jugendlichen Wellen fangen an ſich zu legen, denn die Erfahrung und die Rückerinnerung überzeugt mich, daß es Zeit ſey, nach meines Vaters Hauſe zu kehren, und mit Wonnethränen ſeine Hände zu küſſen. In kurzer Zeit erhielt ich die unerwartetſte und traurigſte Antwort auf dieſen Brief. Der Inhalt war dieſer:

Lieber Vetter!

Deinen Brief, den du mir aus Kölln geſchrieben haſt, habe ich richtig erhalten, und

daraus dein trauriges Schickſal erſehen, doch fand ich und dein Vater ſeinige Beruhigung darinn, weil du dein Schickſal ganz ruhig und philoſophiſch ertrugeſt. Ich ärgerte mich zwar etwas über die Schurken, die Niederländer, und noch mehr über ihre ſchändlichen Freunde. Doch ganz Europa hat ſchon über ſie das Urtheil geſprochen: „Sie werden ihre Thorheit einſt mit Verachtung einſehen.“ Die Franzoſen ſind flüchtige Köpfe, und ihr Leichtſinn iſt bekannt, ſie verdienen kein Mitleiden, ſondern Verachtung; indem ſie aus Eigenſinn die häßlichſten Laſter begehen. Die Oeſterreicher möchte ich alle küſſen, und das zwar recht gern ſehr oft wiederholen. Ihr ſtandhaftes Betragen und ihr Muth macht ſie bey der ganzen Menſchheit ſchätzbar; denn ſie ſind tapfer und menſchlich. Beyliegender Wechſelbrief wird dir von deinem Vater geſchickt, der Wechsler N. wird dir darauf die nöthige Summe geben, und dann kannſt du unverzüglich deine Reiſe nach unſerer Reſidenz antreten. Was in Betreff deiner geliebten Cäcilia geſchehen, und noch andere Dinge, ſollſt du bey deiner Ankunft erfahren, und dich darüber ſehr wundern. Weile nicht, deine Reiſe anzutreten, zwinge mich nicht noch einmal dich aufzuſuchen, ich würde das zweytemal nicht ſo gefällig ſeyn, als ich es das erſtemal war. Ich und dein Vater umarmen dich mit aller Zärtlichkeit. —

Die

Die Worte: „Was in Betref deiner gelieb=
„ ten Cäcilia geſchehen, und noch andere Ne=
„ bendinge ſollſt du bey deiner Ankunft erfahren,
„ und dich darüber ſehr verwundern" ſetzten
mich in die äuſerſte Unruhe. Ich fand in die=
ſen Worten eine Uiberzeugung von widrigem
Schickſale für mich, und dieſe Uiberzeugung
machte mich ganz traurig und ernſthaft, und ich
verlohr faſt meine vorige Munterkeit.

XXI. Kapitel.

Nur zu oft wird die Wahrheit verkannt.

Ich eilte nun zum Wechsler um Geld zu em=
pfangen, und dann entſchloß ich mich ein Pferd
zu kaufen, und meine Reiſe anzutreten. Beides
wurde unternommen, ausgeführt, und auch die
Reiſe angetreten. Ich band meinen Mantelſack
auf meinen Schimmel, und ſetzte mich darauf.
Der Brief meines Oheims lag mir ganz im Ko=
pfe, ich dachte darüber nach, und machte die
ſonderbarſten Betrachtungen darüber, ohne da=
bei einige Beruhigung zu finden. Untreuheit
wollte ich Cäcilien nicht zumuthen; daß ſie ei=
nem andern ihre Hand und ihr Herz gegeben,
ſchien mir widerſinnig. Ihre Tugend und ihre
Unſchuld ſtellte ſich mir bey jedem Gedanken, den
ich an ſie machte, mit neuen Reizen und Be=

wunderung dar, und zwar dergeſtalt, daß ich oft voll Entzücken ihren Namen ganz laut ausrufte. Ich habe hier zwar nicht nöthig zu erinnern, daß die Liebe eine Leidenſchaft ſey, welche einen Liebhaber zu jeder Aufopferung fähig macht, ihn aber nicht von Irrthum befreyet. Ja, ja, die Kunſt der Liebe, iſt die Kunſt aller Wiſſenſchaften, und in einem gewiſſen Verſtande genommen, leicht zu erreichen. — Der Menſch iſt geboren, um nach allem zu ſtreben, aber auch um immer zu wollen, und nie zu erreichen, denn in der Tugend leben iſt mehr als für ſie zu ſterben. Nichts beruhiget mehr, als wenn man einem andern ſein Leid klagen kann, und nichts macht mehr die Empfindung und Freude fühlen, als ſie ſagen zu können. Ich war allein, ich war deſſen beraubt, ich konnte meinen Schmerz nur der Luft, und meinem Pferde klagen. Ich klagte denn alſo ganz mein Leiden der Luft, — und doch überfiel mich bey meinen Klagen eine ſüße Schwärmerey, ich ſah in Gedanken Cäcilia vor mir, ich ſah alle ihre Reize, ich ſah ihr unſchuldiges Lächeln, ich ſah ihre ſchmachtenden Augen, und ihren reizenden Mund, der ſich eben öfnete, um mir zu ſagen, ich ſey der Glückliche — Ach! in dieſer ſüßen Schwärmerey ſah ich noch mehr, denn dieſe ſüße Schwärmerey ſchuf in mir eine reizende Ausſicht in die Zukunft, denn ich ſah ſchon das Feuer meiner Liebe gekrönt, ich ſah ſchon die Sproſſen meiner Liebe vor mir herumſprin-

gen.

gen, ich ſah Cäcilia, die mit der Frucht unſerer Liebe ſpielte, und ſie mit mütterlicher Zärtlichkeit küßte — Kurz ich ſah mein wachſendes Glück, und Cäciliens Bild ſtand ganz lebhaft vor meinen Augen. Nun rief ich ganz kummervoll auf: „Warum zaudere ich doch ſo lange um ganz glücklich zu ſeyn.“ — Ich gab in dieſem Augenblicke meinem Schimmel einen Sporn, der Schimmel machte einen Seitenſprung, und ich lag eilig auf der Erde. — Dieſer Fall hatte mich ganz aus meiner Faſſung gebracht, und meiner ſüßen Schwärmerey ein Ende gemacht — In der erſten Hitze ſprang ich auf, und ergrif meinen Schimmel, der neben mir ſtund, und wollte ihn für ſein unartiges Betragen züchtigen, aber ich überdachte, daß ich wohl nicht der ſtärkere ſeyn könnte, folglich nachgeben ſollte. — Aus dieſem unerwarteten Fall ſchloß ich eben nichts Gutes von meinem Glücke, ob ich gleich ſehr von Vorurtheilen entfernet war. Ich ſchwang mich nun wieder auf meinen Schimmel, und ritt weiter, in der Hoffnung, daß Cäciliens Beſitz mir alle ausgeſtandenen Bitterkeiten verſüßen würde. In dieſer Erwartung zog ich nun ſo geſchwind, als es meinem Schimmel beliebte, meinen Weg fort; denn ich befürchtete immer, wenn ich den Sporn gebrauchen wollte, ſo würde ich die Erde nochmals küſſen müſſen. Nach langem Trappen erreichte ich endlich ein Wirthshaus; mein Schimmel, der vermuthlich einen leeren Magen hatte, trug

mich ganz eilig hinein, und hätte mir bald durch ſeine Eilfertigkeit den Kopf an dem Hebebaum des Thors zerſchmettert. — Ich ſtieg ab, und ließ meinem Schimmel Futter geben. Der Wirth, der, wie alle Wirthe, ein wahrer Wirth war, foderte mich gleich auf, in die Gaſtſtube zu gehen, zugleich ſchlug er mir mehrere Gerichte vor, und ob ich gleich keinen Hunger hatte, ſo mußte ich doch, um der Zudringlichkeit des Wirthes Genüge zu leiſten, ein ganzes Mittagmahl auftragen laſſen, zu welchem ich den Wirth und ſeine Frau einlud. Wie groß war aber mein Erſtaunen, da man aufgetragen hatte, und der Wirth mit ſeiner Frau ſich näherte, um bey dem Tiſch Platz zu nehmen. Ich erkannte an der Frau des Wirths jene berühmte Mademoiſelle Rack, welche in L. in das Gefängniß geſetzt worden. Auch ſie erkannte mich, und fiel mir um den Hals. Wir ſetzten uns dann zu Tiſche, und die Frau Wirthin erzählte mir, während als wir aßen, in Kürze ihre Geſchichte. Daß ich in L. durch Hintergehung eingeſperrt worden, wiſſen ſie, aber daß ich nachher den ganzen Geſchmack am Theater verlor, muß ich ihnen ſagen; auch daß ich bey einem alten Baron als Geſellſchafterin aufgenommen worden, und ſehr gute Tage hatte, aber ſelbe nicht lange genoß, indem ich mich von einem jungen Menſchen, der ſich für einen Engländer ausgab, entfernen ließ, welcher mich nach verrichteter Sache in einer kleinen Stadt wieder ſitzen ließ (hier konnte ich mich eines Bra-

vo nicht enthalten, und der Herr Wirth ihr Mann lachte dazu). In dieſer Stadt befand ſich eben eine fliegende Truppe Komödianten. Um nicht zu erhungern, ſuchte ich bey der Geſellſchaft aufgenommen zu werden, welches auch gelang. Wir ſpielten in dieſer Stadt einige Zeit, fanden aber kaum ſo viel Verdienſt, als wir zur Nahrung gebrauchten. Das fliegende Theater nebſt der Truppe packte zuſammen, und begab ſich in eine andere Stadt, in welcher es nicht beſſer ging, doch mit dem Unterſchied, daß bey der erſten Vorſtellung, welche mit dem unſichtbaren Narren gemacht wurde, wir ausgepfiffen, und faſt geſteiniget wurden. Wir zogen nun wieder weiter fort, und hatten das Glück auf das Schloß eines Grafen R., welcher eben ſeine einzige Tochter ausheurathete, auf vierzehn Tage aufgenommen zu werden. In dieſem Schloſſe befand ſich ein ganz artiges Theater, wir ſpielten täglich, und wurden dafür auch gut bezahlt. In dieſem Schloſſe machte ich die Bekanntſchaft eines ſehr geſchickten Klarinettiſten, welcher eben in Begrif war, einige Reiſen zu machen, um ſich hören zu laſſen, und mich zur Geſellſchafterinn haben wollte. Ich benutzte ſein Anerbiethen, und wir reiſeten mit einander nach Straßburg ab. In Straßburg wurde mein Reiſegefährte ſehr übel aufgenommen, und um ſich hören zu laſſen, mußte er mehr auslegen, als er empfieng. Seine Finanzen wurden daher ganz wenig, und ich ſah nur zu wohl ein, daß

ich

ich ihm zur Laſt wurde. Ich reiſte daher mit der Diligence nach Stuttgard zurück — er aber ſetzte ſeine Reiſe weiter nach Paris fort. In Stuttgard fand ich dieſen (auf ihren Mann zeigend) meinen Entführer. Seine erſte Liebe erwachte wieder bey meinem Anblick, und nun geſtand er mir, daß er der Sohn eines Kaufmanns aus M. ſey, welcher das Erbtheil ſeines Vaters faſt ganz durchgebracht, und ſchon anfange zu fühlen, daß wenn man immer aus einem Beutel nimmt, und nichts hinein thut, der Beutel leer werde. Wir begaben uns von Stuttgart weg, und zogen einige Zeit herum, bis wir endlich auf dieſen Ort kamen, wo wir vernahmen, daß dieſes Wirthshaus zu verlaſſen ſey, indem der Wirth, ſo darauf geweſen, plötzlich geſtorben; wir entſchloſſen uns darum bey dem Grundherrn, der ein ganz junger und artiger Herr war — zu bewerben, und nachdem ich demſelben einige Viſiten gemacht, ſo erhielten wir es. Kaum hatten wir das Wirthshaus angetreten, ſo wurde auch unſere Verlobung vollzogen, und ſie ſehen nun, daß wir ein Paar ſind. Ich machte nun dem Herrn Wirth, und der Frau Wirthinn mein Kompliment, und geſtand, daß ſie ihre Sache kurz und gut gemacht hatte. Kurz nach unſerer Verlobung (fuhr die Frau Wirthin fort) ſtarb der Bruder meines Mannes, der mit ihm gleicher Erbe, aber ſparſamer mit ſeinem Vermögen umgegangen war, und ihm faſt zwey Theile ſeines Ver-

mö-

mögens vermachte. Sie ſehen, wir leben hier gut zuſammen, und haben alles dem lieben Ungefähr zu danken. Nun foderte mich die Wirthin auf, ihrem Exempel zu folgen, und zu heurathen, und machte mir eine kleine Moral über die Schönheit, indem ſie ſagte; daß ſelbe nur ein Blendwerk ſey, dann ſagte ſie, manches Frauenzimmer wird nur wegen ihren Reizen angebetet, aber da ſie ihre Lippen, um zu reden öfnet, höret die Bewunderung auf, indem ein Papagey eben ſo vernünftig zu reden weiß, als ſie. Solche Schönheiten ſind gegen jede Liebkoſung unempfindlich und kalt, denn will man ſie küſſen, ſo klagen ſie über Kopfſchmerzen, ſagt man ihnen die zärtlichſten Schmeicheleyen, ſo bekommen ſie das Herzklopfen, oder verfallen in eine ſüße Melancholey, iſt man mit ihnen aufgeräumt, ſo vergießen ſie Thränen, und finden ſich beleidiget, daß man über ihren Kummer noch ſcherzen kann. — Sehen ſie, ich war einmal eben nicht häßlich, und noch habe ich das Angenehme in meinen Geſichtszügen nicht verloren. Die jugendlichen Reize ſind vorüber, aber fragen ſie meinen Mann, ob ich ihm nicht durch mein munteres Weſen und durch meine Liebkoſungen jeden ſeinen Kummer zu vernichten wiſſe. — Ich wollte die Aeuſerungen der munteren Frau Wirthin in keinen Zweifel ſetzen, ſondern verſprach ihr vielmehr, daß ich ihre Lehre benutzen würde, und mir keine ſolche Schönheit, wie ſie vormalte, zum Weibe nehmen

woll-

wollte. Ich bezahlte dann das Mittagmahl, empfahl mich, und ſchwang mich auf meinen Schimmel, und ritt weiter fort. Als ich einige Stunden fortgeritten war, erreichte ich einen kleinen Wald, ich hörte ein ängſtliches Wimmern, welches nicht weit von mir hinter einem dicken Geſträuche geſchah. Ich ſtieg vom Pferde, und eilte aus Mitleid hinzu — Ich fand zu meinem Erſtaunen jenen berühmten Zasko im Blut liegen, welcher mir in Warſchau ſo viele ſonderbare Dinge erzählt hatte. Er ſah mich ſeufzend und wehmüthig an, und ſeine zerſtörten Blicke erklärten mir ſein Leiden. Ich fragte ihn, auf welche Art er hier in dieſe betrübte Lage gekommen. — Grauſame unmenſchliche Räuber (ſagte er) haben mich in dieſe erbarmenswürdige Lage verſetzt. Ich reiſete nach den Niederlanden, und ſollte die Stelle eines Oberſten bey den Inſurgenten vertreten, ich war dazu in preußiſchen Staaten bedungen worden; bis hieher gieng meine Reiſe gut, denn ich hatte meine eigenen Pferde, und einen ganz guten Wagen, aber hier, als ich bey einbrechender Nacht durchzog, überfiel mich ein Haufen bewaffneter Mörder, ſie umringten meinen Wagen, und riefen mir Tod zu, mein Bedienter ergrif ſein Seitengewehr, und wollte ſich den kühnſten widerſetzen, er führte einen Hieb, wurde aber durch einen Piſtolenſchuß neben mir erſchoſſen. Mich zogen ſie unter beſtändigem Hauen aus dem Wagen, und da ich verwundet ohne Lebenszeichen in mei-

nem

nem Blut auf der Erde lag, zogen ſie mich hier in dieſes dicke Geſträuche. — Gott ſendet mir an ihnen einen Retter, haben ſie Mitleiden mit mir, und erbarmen ſie ſich meiner, ſie ſehen, ich habe mehrere Wunden, aber noch habe ich das Leben. Ich eilte nun über meinen Mantelſack, zerriß ein Hemd, und verband den geweſten Amazonenanführer ſo gut ich konnte. Ich half ihn alsdann auf meinen Schimmel, und führte ihn, bis wir einen Ort, wo ich ihm unterbringen könnte, erreichten. Leider vergiengen mehrere Stunden, wodurch mein unglücklicher Gefährte faſt vor Schmerzen vergieng. Ein kleines Dorf war nun erreicht, und ich zog mit meinem Bleſſirten nach dem Wirthshauſe. Ich hob meinen Mann vom Pferde, half ihm in die Gaſtſtube, in welcher ich keinen Menſchen fand, in der Küche aber hörte ich Gezänke und Lachen, ich eilte dahin, und als ich eintrat, ſah ich die Wirthin, die, wie eine Raſende, ſich mit ihrem Mann herumſchlug, und ſelben eben mit einer flachen Eyerpfanne einen gewaltigen Schlag in das Geſicht gab, ſo zwar, daß er einen ziemlich groſſen ſchwarzen Fleck auf der Wange davon hatte, und das Blut aus ſeiner Naſe lief. Ich rufte dem Weibe Mäſſigung zu, und brachte ſie endlich dahin, mir zu ſagen, was den Streit veranlaßt hätte. Die Urſach war, daß ſie ihren Mann ertappt hätte, wie er die Hand ihrer Magd auf eine zärtliche Art drückte, daß ſie aus dieſer wollüſtigen Beredſam-

keit

keit ganz leicht errathen könnte, was er münd⸗lich damit ſagen wollte, auch ſpürte ſie deutlich, daß die Hitze ihres Mannes und ſeine Vertraulichkeit immer unverſchämter würde, folglich ſie über ihn, gefallen wäre, damit er kaltſinniger würde. Der letzte Ausdruck, oder beſſer zu ſagen, die letz⸗ten Worte dieſes Weibes gefielen mir ungemein. Der Mann erwiederte nicht im geringſten, ſon⸗dern gieng zum Brunn, und bemühte ſich ſein Geſicht zu reinigen. Ich bat nun die erzürnte Wirthin ſich meines Verwundeten und Kranken anzunehmen. So bald dieſes Weib das Wort krank und verwundet hörte, ſo war ſie von Mit⸗leid ganz hingeriſſen; ſie eilte mit einer ſolchen Lebhaftigkeit dem Kranken zu, daß ich Anfangs glaubte, dieſes Weib ſey von Sinnen, aber die gute Art ihrer Behandlung machte, daß ich in ihrem Betragen nur Dienſtfertigkeit fand. Ich mußte ihr nun helfen, den Verwundeten in ihr Schlafzimmer zu bringen, damit er Ruhe und gute Wartung haben könnte. Ihr eigenes Bett wurde für ihn zugerichtet, und ſie ſelbſt both ſich an, den Kranken nicht zu verlaſſen, auch be⸗trug ſie ſich, ſo dienſtfertig und gefällig, daß ſie auf der Stelle alle ſeine Wunden unterſuchte, ſelbe reinigte, und Balſam darein goß, kurz mein Freund und ich fand an ihr eine zweyte Büſſerin. Aus eigenem Antrieb ſandte dieſes Weib ihren Knecht auf einem Klepper in das nächſte Städtchen, um einen Arzt zu rufen. Der Arzt kam, unterſuchte die Wunde des Herrn

Zasko, er fand ſie nicht tödtlich, und belobte recht ſehr die gute Behandlung und Verbindung der Frau Wirthinn; auch durchwachte ſie Anfangs mehrere Nächte, verband den Verwundeten, und bewirkte durch ihre Dienſtfertigkeit recht ſehr die Geneſung und Heilung des Kranken. Ich und Herr Zasko waren über das Betragen dieſes Weibes in Bewunderung verſetzt, und wurden es noch mehr, da uns ihr Mann erklärte, daß ſie dergleichen Dienſte nicht aus Eigennutz, ſondern aus Menſchenliebe verrichte, und im Dorfe jedem Kranken auf dieſe Art diene, aber äuſerſt eiferſüchtig ſey. — Vermuthlich hat ſie dazu Urſache, ſagte der Rekonvaleszent? Urſache mag ſie wohl haben, aber auch ich habe meine Urſachen; denn es geſchieht ſehr oft, daß ſie ganze Nächte bei Kranken auſer dem Hauſe zubringet, und mich zu Hauſe allein läßt. — Uiber dieſe Aeuſerung wäre der Kranke beinahe aus dem Bette geſprungen, und hätte den Wirth es fühlen laſſen, wie thöricht ſeine Rede war; ich erſah den Augenblick, und hielt ihn noch zur rechten Zeit zurück. Der Wirth, der aus der Bewegung des Kranken abnahm, daß er wider ihn aufgebracht ſey, ſagte: ſo ungerecht bin ich nicht, daß ich die Tugenden meines Weibes nicht kennen ſollte, aber ich bin auch nicht blind und thöricht genug, um nicht zu wiſſen, daß mein Weib auch ihre Abſicht dabei habe. — Ich und Herr Zasko erſchracken über ſeine Aeuſerung; denn wir vermutheten, daß ſein Weib, die eben

nicht häßlich war, eine heimliche Liebesintrigue habe. Herr Zasko machte ihm daher die Frage, ob ſeine Frau etwa eine geheime Liebe gegen einen andern hege, die ſie mit der Wartung der Kranken bemänteln wolle. — Eben das, ſagte der Mann, unſer junger Pfarrherr iſt ſehr oft krank, und mein Weib, die hier im Dorfe für den beſten Arzt erkannt iſt, muß auch ihn kuriren. — So, — das iſt ja billig, (erwiderte ich) dann die Nächſtenliebe iſt eine der erſten und weſentlichſten Tugenden. Nächſtenliebe, (erwiderte der Wirth lachend) nun denn, ſo hat auch meine Magd Anna ſehr viele für mich. Wir beide mußten ſehr über die Einfalt dieſes Mannes lachen, aber um die Sache nicht zu übertreiben, ſeine Vermuthung beſtreiten, und ihm die Sachen in einem andern Licht vorſtellen. Der Mann hörte uns zu, lachte und gieng aus dem Zimmer. Wie liſtig doch die Weiber ihren Hang zur Wolluſt zu bemänteln wiſſen, (ſagte Herr Zasko) ſo was würde ich von dieſem Weibe — nie gedacht haben, ſie iſt doch nicht mehr jung. Ja erwiderte ich, aber ſie hat etwas Anzügliches in ihren Geſichtszügen, — doch kann ich der Vermuthung ihres Mannes nicht Glauben beimeſſen. — Ich will die Wahrheit dieſer Sache wiſſen, denn ich will die Wirthinn darüber zu Rede ſtellen. — Thun ſie das nicht, lieber Herr Zasko, ſie wiſſen, wer ſich in fremde Händel ungebeten miſchet, wird dafür mit Undank bezahlt. Laſſen ſie mich machen,

ich will die Sache auf eine ſolche Art hervor bringen, daß ich und ſie dabei gar nicht in das Spiel kommen. Eben trat die Wirthin ein, und mein Freund bat mich, ihn mit ihr allein zu laſſen. — Als ich nachher wieder zu ihm kam, erzählte er mir, daß der Pfarrherr der natürliche Sohn der Wirthin ſey, daß ſie ſiebenzehn Jahre alt war, als ſie ſelben gebahr, und daß der Vater des Kindes die Erziehung desſelben über ſich genommen, und ihm auch dieſe Pfarrherrſtelle ausgewirkt habe. Ich wollte (fuhr mein Freund fort) den Namen und den Charakter des Vaters wiſſen, aber das Weib hatte Beſcheidenheit genug, mir ſelben nicht zu entdecken. Ich erſtaunte nicht wenig über dieſe Entdeckung, und bewunderte das Schickſal der Menſchen. Aber auf welche Art benahmen ſie ſich dabei, um dieſe Wahrheit zu erfahren? — Ich ſchmeichelte ihrer Eigenliebe, indem ich voller Bewunderung, ihre Dienſtfertigkeit und Tugenden lobte, und erhob, auch leitete ich meine Rede auf den jungen Pfarrherrn, und entdeckte ihr die üble Vermuthung, die ihr Mann dabei habe. — Das Weib ſchwieg einige Minuten, und dann entdeckte ſie mir das ganze Geheimniß ihrer Zuneigung gegen den Pfarrherrn, und ihren natürlichen Sohn. Nach dieſer Erklärung gieng ſie weinend aus meinem Zimmer, und ich konnte nicht ohne Bewegung ihrer mütterlichen Zärtlichkeit meinen Beifall geben. — Die Offenherzigkeit und das Bekenntniß dieſes Weibes fällt mir

ſonderbar auf, und ich geſtehe, daß ich, nach dem, was uns ihr Mann von ihr ſagte, nie eine ſolche Aufrichtigkeit und Tugend an ihr vermuthet hätte. Auch ich bewundere ihre Zärtlichkeit, und ihr redliches Herz, ja bei meiner Seele dieſes Weib verdient ein beſſeres Glück, und nicht einen ſo dummen Mann zum Gatten. — Nun liegt mir nichts mehr am Herzen als die Sorge und die Wohlthat, welche dieſes Weib an mir ausgeübt, zu belohnen. — Ja ich wäre der undankbareſte Menſch von der Welt, wenn ich dieſe Wohlthat jemals vergeſſen wollte, da ich nun in die Lage, in die traurige Lage verſetzt bin, ihr meine Dankbarkeit nicht bezeigen zu können. Ich both Herrn Zasko meine ganze Baarſchaft an, und bat ihn nach Willen davon Gebrauch zu machen, denn ich fand in dem Betragen dieſes Weibs eines der ſonderbareſten Beiſpiele. Hier umarmte mich Herr Zasko mit Thränen, — ſie ſind ein wahrer Menſchenfreund, und ihr edles Herz ſpricht für jeden Unglücklichen ſo freundſchaftlich und ſo liebreich. Dieſe Tage, dieſe vergnügten Tage werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen, in dieſem Augenblick haben ſie durch ihr großmüthiges Betragen mein ganzes Wohl beſtimmt. Sie haben mich halb todt von der Erde aufgehoben, und hatten ſo viel Mitleiden, und Geduld, und brachten mich in dieſe Wohnung, wo ich ein barmherziges und theilnehmendes Weib fand, die mich wartete, und zur Heilung meiner Wunden das Meiſte beitrug, ich

kann

kann dieſes edle Weib nicht belohnen, und ſie ſind ſo großmüthig mir ihre Baarſchaft anzubiethen. — Halten ſie mit ihren Lobſprüchen ein, — es giebt Fälle, die den redlichen Mann unglücklich machen können, und leider traf dieſer Fall bei ihnen ein, und ich habe nichts mehr als die Pflichten eines Menſchen an ihnen ausgeübt, und zu retten geſucht; mehr aber hat dieſes Weib gethan, der auch ich für ihre Mühe dankbar ſeyn muß; ich widerhole nochmals, mit meiner Baarſchaft den Gebrauch zu machen, wie ich es wünſche. Herr Jasko wollte die Wirthinn mit mehreren Dukaten für ihre gehabte Mühe belohnen, das Weib nahm ſie aber nicht, und ſagte: — Bezahlte Mühe in ſolchem Falle wäre verachtungswürdig, ſeinem unglücklichen Nebenmenſchen helfen wäre Schuldigkeit und Pflicht, und nur die Bezahlung unſerer Rechnung nahm ſie an. Wir nahmen dann mit Schmerzen von der Wirthinn Abſchied, und zogen mit der Bewunderung ihrer Dienſtfertigkeit vom Dorfe ab.

XXII. Kapitel.

Lächerliche Exempel erbauen nicht allemal ſo ſehr als tugendhafte.

Wechſelweiſe ſetzten wir uns zu Pferde, und ſo zogen wir vier Tage, ohne daß uns etwas Sonderbares vorfiel. Den vierten Tag alſo kamen wir in der Nacht in einem kleinen Städtchen

an. Daß wir in der Nacht in dieſem Städtchen ankamen, war die Urſache, weil wir zwey Stunden länger als ſonſt reiſeten, und das des lieben Mondes wegen, der uns ſo lieblich leuchtete. Um unſern Schimmel nicht zu ſehr abzumatten, hatten wir dieſe zwey Stunden in ſeiner Geſellſchaft zu Fuße gemacht. Als wir in das Städtchen kamen, ſchlief ſchon alles, nur der Nachtwächter zog in den Straſſen herum. Wir fragten ihn um das **Wirthshaus**. Ich ſehe, ſagte der Nachtwächter, ſie ſind Fremde, und wollen vermuthlich hier übernachten, — gut ich werde ſie zu dem Herrn Amtmann führen, dieſer wird ſie mit Freuden aufnehmen, denn er liebt über alles die Reiſenden. Aber lieber Freund! ſagte ich (zu dem Nachtwächter) bedenket, daß es ſchon Mitternacht ſey, und der Herr Amtmann über unſere Ankunft wohl aufgebracht werden könnte, auch wäre es ſehr unhöflich von uns, ihn in der Nacht zu ſtöhren. — Führet uns nur nach dem Wirthshauſe. — Herr! (fuhr der Nachtwächter haſtig auf) ich bin ja nicht betrunken, und weiß, was ich ſage, kommen ſie nur mit mir, und was ich thue, iſt meine Amtspflicht. Als wir das Wort **Amtspflicht** hörten, folgten wir ganz geduldig dem Nachtwächter, und dieſer führte uns in das Haus des **Amtmanns**. Der Schimmel wurde nach dem Stalle, und wir zu dem Herrn Amtmann geführet, der uns im Schlafrocke eben, als wir nach ſeinem Zimmer giengen, entgegen kam, und uns ſehr

freund=

freundlich aufnahm; und ſagte: Seyn ſie willkommen meine Herrn, ſie ſind Reiſende, und es freuet mich unendlich ſie in meinem Hauſe empfangen zu können. — Wir machten unſer Gegenkompliment, und baten den Herrn Amtmann um Vergebung, ſeine Ruhe geſtört zu haben, und entſchuldigten uns, daß es der Nachtwächter ſo haben wollte. — Ich bin ihm dafür Dank ſchuldig, (erwiderte er) zugleich rufte er einen ſeiner Diener, und befahl, daß man dem Nachtwächter eine Flaſche Wein gäbe. — Nun meine Herren! (fuhr er weiter fort) ſie ſind müde, ſie wollen Ruhe haben, hier in dieſem Zimmer ſind zwey Betten, nehmen ſie darinnen Platz. — Haben ſie Hunger, Durſt, ich will ſie ſo gleich mit etwas bedienen laſſen. — Wir dankten fürs Eſſen und Trinken, nahmen aber mit Freude den Antrag an, welchen er uns von ſeinem Zimmer und Betten gemacht hatte. Der Herr Amtmann wünſchte uns eine gute Nacht, und ließ uns allein. — Der ſo freundliche Empfang dieſes Mannes ſetzte uns in die ſonderbareſte Verwunderung, und wir konnten nicht begreifen, ob dieſer Mann ohne Eigennutz mit uns ſo handeln wollte, oder ob er andere Abſichten auf uns habe. Wiſſen ſie was, (ſagte Herr Zasko) legen wir uns zu Bette, morgen werden wir mehr erfahren; übrigens haben wir ja von dem Empfange alles Gute zu erwarten. Als wir den andern Morgen erwachten, und mit einander zu ſprechen anfiengen, ſo

trat der Diener des Herrn Amtmanns ein, und fragte, was für ein Frühſtück wir nehmen wollten? Herr Zasko erwiderte Kaffee, und der Diener gieng ſeines Wegs. Ich machte Herrn Zasko bemerken, daß wir hier zu bitten, und nicht zu befehlen hätten. Jede Frage, ſagte Herr Zasko, muß beantwortet werden; ohne Zweifel hat der Diener von ſeinem Herrn den Auftrag zu fragen, und das, was ſein Herr zu geben willens iſt, kömmt nicht von ihm. — Der Diener brachte den Kaffee, und wir frühſtückten mit Herzensluſt. Nachdem wir gefrühſtückt hatten, ſagte uns der Diener des Amtmanns, daß ihm ſein Herr aufgetragen habe uns zu ſagen, wir ſollten bis zu ſeiner Rückkunft einige Erholung in ſeinem Garten genieſſen, ſein Amt fodere, daß er ſeine Pflicht erfülle, und nicht eher das Vergnügen haben könne, als uns zu Mittag aufzuwarten. Wir zogen uns an, und giengen in den Garten des Amtmanns. Wir fanden den Garten ſchön, und die abwechſelnden Gegenſtände, die wir darinn fanden, machten, daß wir keine lange Weile hatten. Nun kam der Amtmann ſelbſt in den Garten, er bat um Vergebung, daß er nicht eher das Vergnügen haben konnte, uns ſeine Aufwartung zu machen. Herr Zasko nahm das Wort, und bat den Herrn Amtmann, er ſollte die Freundſchaft für uns haben, und uns erklären, welchem Zufall wir unſere gute Aufnahme, und ſeine Höflichkeit zu verdanken hätten. Meine Herrn, (ſagte der Amt-

mann)

mann) ich bin jederzeit ein Freund der Reiſenden geweſen, und bin es nun noch mehr, ſeit dem ich meine Gattinn verloren habe. Ich bin ſelbſt viel gereiſt, und kenne daher, wie angenehm es für Reiſende ſey, wenn ſie guten Unterſtand finden, auch habe ich gefunden, daß man in der Geſellſchaft der Reiſenden immer gewinnt, da man von ihnen allerlei erfährt, und damit ſeinen Verſtand bereichert. Kommen ſie, wir wollen zu Mittage ſpeiſen, und alsdann werden wir miteinander plaudern. Wir giengen mit dem Amtmann zur Tafel, und wurden auf das beſte bewirthet. Herr Zasko erzählte dann ſeine ſonderbaren Begebenheiten, die dem Herrn Amtmann ſehr gefielen, und worüber er hie und da die beſten Bemerkungen machte. Auch erzählte er, durch welch einen Zufall er unter die Hände der Mörder und Räuber verfallen, und wie ſonderbar er an mir einen Retter fand. Der Amtmann, der dieſe Geſchichte mit Aufmerkſamkeit angehört hatte, vergaß dabei nicht, ſehr beobachtende Fragen zu machen, und dann erklärte er, daß zwey von dieſen eingebracht, und auch wirklich zum Tode verurtheilet wären, auch wäre der Wagen und die beiden Pferde in den Händen der Richter. Wie ſonderbar, (rief hier der Amtmann aus) ſich doch unter Menſchen verſchiedene Dinge zutragen! Herr Zasko war über dieſe Nachricht ſehr erfreuet, indem er doch einigermaſſen noch etwas von dem gemachten Raub erhalten würde. Am andern Tage kam

die Reihe an mich meine Begebenheiten zu erzählen. Als ich dem Amtmann erzählte, daß ich eben in Paris war, als die unglückliche Revoluzion ausbrach, ſo ſagte er mit ſehr vieler Beſcheidenheit: Wenn Unterthanen ihren König beleidigen, ſo fällt die Schande nicht auf den König, ſondern auf die Nation. Ich finde drey Urſachen, die an dieſer Revoluzion Urſache ſind, die erſte iſt der groſſe Aufwand, den dieſes Reich machte, die zweyte die Wolluſt, und die dritte, daß dieß Reich mehr als andere ſeyn wollte, und daher jede Anſtrengung ergriff, und ſeine Unterthanen mit den ſchwereſten Abgaben drückte, aus dieſer Drückung entſtand eine erpreſſende Tiranney, welche das Volk nicht länger zu ertragen im Stande war. Menſchen müſſen regiert, aber nicht tyranniſirt werden. Nun ſetzte ich meine Erzählung weiter fort, und als ich auf jenen Punkt kam, da ich einen meiner Reiſegefährte mit Namen Sigrid bei der Patrioten Armee antraf, welcher mit mir zu den Oeſterreichern übergieng, ſo fiel mir der Amtmann um den Hals, und erklärte, daß dieſer Sigrid ſein einziger Sohn ſey, von welchem er beinahe ſechs Jahre nichts in Erfahrenheit gebracht habe, und daher glaubte, daß er in fremden Lande geſtorben ſey. Die Freude des Amtmanns war ohne Gränzen, und er wußte nicht, auf welche Art er ſich mir für dieſe Entdeckung erkenntlich bezeigen könnte. Nun ſchrieb er ſo gleich an ſeinen Sohn, wie auch an den

kom=

kommandirenden Generalen, auch mußten wir dem guten Amtmann verſprechen, ſo lange bei ihm zu verweilen, bis er Antwort von einem oder dem andern erhalten würde. Unvermuthet erhielt der Amtmann einen Brief von ſeinem Sohne, welcher ihm in Kürze eine Schilderung ſeiner Reiſen machte, und über ſein ſo langes Stillſchweigen um Verzeihung bat, auch fügte er bei, daß man eben eine groſſe Niederlage unter den Rebellen gemacht, wobei er mit Muth und Tapferkeit focht. Der Brief war folgenden Inhalts: Beſter Vater! daß ich an Sie durch ſechs Jahre nicht geſchrieben, daran iſt meine Eigenliebe und mein widriges Schickſal Urſache. Ich habe Sie durch meine Flucht gekränkt, und habe die Pflicht eines Kindes gegen Sie beſeitiget, Ihre Güte aber läßt mich hoffen, daß Sie mir mein Vergehen vergeben werden. Kurz, nachdem ich das väterliche Haus verlaſſen hatte, wollte mein widriges Geſchicke, daß ich unter die preußiſchen Werber kam, oder wie man ſie gewöhnlich nennet, unter die Seelenverkäufer. Dieſe überlieferten mich bald unter ein preußiſches Regiment, worunter ich viel Elend ertragen mußte. Drey Jahre vergiengen, und dieſe drey Jahre kommen mir wie ein Jahrhundert vor, denn Hunger, Reue und Noth nagten an mir. Ich und vier von meinen Kammeraden faßten den Entſchluß zu deſertiren, und wir bekümmerten uns ſehr wenig um die Kanonenſchüſſe, und um die Bauern, welche die Deſerteurs für Blutgeld

auf=

auffangen; unſer Muth war allein unſere Stütze, und dieſem allein hatten wir unſere glückliche Flucht zu verdanken. In preußiſchen Dienſten hatte ich fechten gelernet, und damit habe ich mich beinahe drey Jahre ernährt, denn ich gab Unterricht damit, und durchreiſte dabei mehrere Städte in Deutſchland. Das Ungefähr wollte, daß ich in Straßburg die Bekanntſchaft eines abgedankten Offiziers machte, dieſer beredete mich mit ihm nach den öſterreichiſchen Niederlanden zu ziehen, ich that es. Ich und er erhielten Dienſte unter der Inſurgentenarmee. Mein Führer hatte aber kurz darauf das widrige Loos, von den Oeſterreichern zuſammgehauen zu werden, ich aber, welcher Rebellen haßte, gieng zu den Oeſterreichern über, und bekleide unter dieſen tapfern Kriegern die Stelle eines Hauptmanns. Als Hauptmann ſchreibe ich an Sie, und bitte Sie um Vergebung, denn ich wollte das ſelbſt wieder gut machen, was ich ſelbſt verdorben hatte. Täglich ſchlagen wir dieſe fanatiſchen Rebellen, ſie fühlen, und finden darinn keine Schande es zu thun. Geſtern haben wir eine ſchreckbare Niederlage unter ſelben angerichtet, und mehrere ihrer Anführer zu Gefangenen gemacht. Ich verharre mit aller kindlichen Ehrfurcht meines beſten Vaters, und bin Ihr ungehorſamer Sohn Sigrid. Wie groß war in dieſem Augenblick die Freude dieſes rechtſchaffenen Vaters, und mit welcher Empfindung ſandte er nicht die heiſeſten Segenwünſche für ſeinen Sohn zu Gott. Er

fand,

ſand, daß wir Engel in menſchlicher Geſtalt wären, und daß die Vorſorge des Himmels über ſeinen Sohn gewacht habe. Durch zwey Tage mußten wir noch an den Freudenbezeugungen dieſes edlen Mannes Antheil nehmen, und mit ihm eingeſtehen, daß die Zufälle der Menſchen oft ihr eigenes Beſte beſtimmen. Herr Zasko wurde wieder in den Beſitz ſeines Wagens und ſeiner Pferde geſetzt, dieß veranlaßte mich, meinen Schimmel zu verkaufen, und dann mit Herrn Zasko die Reiſe weiter fortzuſetzen.

XXII. Kapitel.

Alles kömmt auf Zeit und Umſtände an.

Sie ſehen, ſagte Herr Zasko, daß das alte Sprichwort: **Kein Unglück ohne Glück** beynahe immer zutrift. Hätte ich jemals glauben ſollen, daß das Ungefähr ſie eben in jene Gegend, und eben in dem Augenblick, als ich an meinen Wunden danieder lag, führen ſollte? und hätten wir beyde wohl vermuthen ſollen, daß wir eine ſo dienſtfertige Wirthin antreffen würden? und was noch mehr ſonderbar iſt, daß wir dem Monde zu Liebe um ein paar Stunden länger reiſten, und bemüſſiget werden würden, bey einem uns unbekannten Amtmann einzuquartieren, der eben der Vater eines ihrer Freunde

war,

war, und der mich wieder in den Beſitz meiner Kaleſſe und Pferde ſetzte. — Sie ſehen wie wunderbar alles in der Welt, und unter denen Menſchen ſich zuträgt. Ich erwiederte: ſie haben recht; und dieß alles geſchieht nur zufälliger Weiſe. Ihre Bemerkung iſt gut (ſagte Herr Zasko) ich ſelbſt bin ſehr über mich aufmerkſam, um zu ſehen, was wohl zufälliger Weiſe aus mir werden ſoll. — Die Welt fängt nun an mir überdrüſſig zu werden, ob ich zwar gleich mit der Welt wohl zufrieden war, denn ich habe darinn gefunden, daß der Menſch unter allen Thieren am artigſten zu leben weiß. Ihre Bemerkung verſtehe ich — ſie iſt vermuthlich eine Satyre auf die Welt, und die Menſchen. Finden ſie das? Ja: Nun ſo geſtehe ich ihnen, daß ſie ſich nicht geirret haben; denn ich finde, daß die Menſchen immer das Gegentheil von dem thun, das ſie thun ſollten, denn ſie vernachläſſigen ihren zeitlichen Vortheil, und wiſſen ihr eigenes Glück und ihren Wohlſtand nicht zu befeſtigen und zu gründen. Ich ſelbſt kann als ein Beweis dienen. — Sie ſind ſehr viel gereiſt, und haben viele ſonderbare Begebenheiten erlebt, und zwar ſolche Begebenheiten, die unglücklich ſchienen, und ſehr romantiſch ſind. Sollten ſie etwa darüber gleichgültig ſeyn, ſie erlebt und vollzogen zu haben? Nein, gewiß nicht, ſondern ich bekenne vielmehr, daß wenn ich ſie neuerdings unternehmen könnte, ich mit Herzensluſt wieder anfangen würde. — Wel-

ches Vergnügen wird mein Vater und mein Oheim in ihrer Geſellſchaft genieſſen, und mit welcher Freude werden ſie mich und ſie aufnehmen. — Sie vermuthen es? Ja, und ich bin es gewiß — ja ſie werden mit aller Aufmerkſamkeit ihre Begebenheiten anhören, und in ſelben Stoff genug finden, um neue Bemerkungen zu machen, die ihre Neugierde reizen werden. — Nun denn ſo wollen wir ſehen, in wie weit ihre Meinung gegründet ſeyn wird. Da wir uns in eben dieſem Augenblicke ganz nahe bey einem Gaſthauſe befanden, ſo machten wir halt, und fragten, ob wir zu Mittage ſpeiſen könnten. Der Wirth, der eben herbeigekommen war, ſagte ja, und foderte uns mit aller Höflichkeit auf, bey ihm einzukehren, welches wir denn auch gern wollten. Während wir zu Mittage aßen, hörten wir viel Lärm in der untern Gaſtſtube, wir fragten den Wirth was es ſey, er erwiederte: daß es einige Trunkenbolde ſeyn, welche ſich bald entfernen würden. Wir begnügten uns Anfangs mit der Antwort des Wirths, aber der Lärm wurde immer ſtärker, und die Neugierde trieb uns endlich dahin, ſelbſt zu ſehen und zu hören, was es eigentlich ſey. Als wir in die Gaſtſtube eintraten, fanden wir einen bejahrten Mann auf einem Tiſch ſtehen, welcher eine Rede an die um ihn Verſammleten hielt. Wir fragten wer der Mann ſey, und die Herumſtehenden ſagten uns, daß er einſtens ein reicher Landjunker geweſen, den

aber

aber die Advokaten und ſeine gräflichen Nachbarn durch Prozeſſe zu Grunde gerichtet hätten, und der nun Kantor, oder beſſer zu ſagen Schulmeiſter dieſes Orts ſey. Wir fragten nochmals, was denn der Gegenſtand ſeiner Predigt ſey, und man ſagte uns, die heutige Predigt handle von der Ehrlichkeit. — Wir hörten den Mann an, und fanden ſeine Rede und Meinung gut, ſie beſtand in folgendem: „ Ich rede nicht von „ mir, noch von dem Unrecht, ſo man an mir „ ausgeübt. Ich überſehe es mit Großmuth, „ und habe gelernt mit meinen Umſtänden zufrie„ den zu ſeyn. Niemals aber kann ich gleich„ gültig bleiben, wenn ich höre, daß die Un„ ſchuld darbet, und die Verruchten ſich blä„ hen. Kleine Schelme entſchuldige ich noch „ immer eher, als Schelme von Stande, denn „ dieſe ſchaden mehr, und werden ſeltener be„ ſtraft. Ich beweiſe meinen Satz, denn die „ kleinen Diebe überliefert man der ſtrafenden „ Gerechtigkeit, vor den Hauptdieben zieht man „ den Hut mit Ehrfurcht ab. Das iſt noch „ nichts, die Zeiten werden noch viel ſchlimmer „ werden. Unſere Jugend iſt ſchon itzt ſo bos„ haft, als ihre Väter, wie weit wird ſie es „ nicht künftig bringen? In den erſten Jahren „ gewöhnt man die Kinder zur Verſtellung, „ bey zunehmenden Alter wird eine Falſchheit „ daraus, welche in den männlichen Jahren in „ eine berufsmäſſige Betrügerey ausbricht. Aber „ ſie ſehen es nicht beſſer in dem Hauſe ihrer

Aeltern,

„ Aeltern, wo der Vater alle diejenigen, mit „ denen er zu thun hat, die Mutter den Vater „ hintergeht, und wo es bey einer ſo verderb= „ ten Zucht die Kinder ſo weit bringen, daß „ ſie im Stande ſind Väter und Mütter zu be= „ trügen. Himmel, was für eine Nachwelt, „ was für Zeiten werden daraus werden! O! „ wie glücklich iſt derjenige, welcher ſie nicht „ erlebt. Wie blind ſind die Menſchen, wie „ wenig verſtehen ſie ihr wahres Glück, ſie „ ſuchen durch tauſend Abwege dasjenige Glück „ zu erlangen, welches ihre Zufriedenheit be= „ fördern ſoll. Sie arbeiten ſich durch eine „ nicht zu überſehende Menge von Widerwärtig= „ keiten durch; ſie ertragen Froſt und Hitze, „ ſie ſtellen ſich der größten Beſchimpfung, den „ empfindlichſten Vorwürfen ihres eigenen Ge= „ wiſſens bloß, und warum dieß alles? damit „ ſie nach ihrem Tode, oder wohl gar noch bey „ ihrem Leben ſagen hören: Das war ein „ Schelm! Mit welcher Gemüthsruhe, mit „ was für Zufriedenheit würden unſere Tage „ vorbey fließen, wenn wir um nichts beſorgt „ wären, als den Namen eines ehrlichen Man= „ nes, eines rechtſchaffenen Patrioten zu erlan= „ gen. Dazu gehört die Unruhe, die Mühe, „ die Gefahr bey weitem nicht, welche erfordert „ wird, ein Betrüger zu heißen. Wir dürfen „ nur reden wie wir es meinen, thun was wir „ verſprochen, und andern diejenige Billigkeit „ wiederfahren laſſen, die ein jeder von dem

Q „ an=

„ andern erwartet. Wir ſind überzeugt, daß
„ wir uns nicht glücklich machen können, ohne
„ die Beyhilfe unſerer Mitbürger. Wir ſind
„ niederträchtig genug, ſolche mit den größten
„ Schmeicheleyen zu verlangen. Wir verſprechen
„ ihm alle Dienſtfertigkeit, alle Freundſchaft von
„ unſerer Seite, und haben doch die Abſicht,
„ ihn zu betrügen. Unſer Mitbürger denkt auch
„ ſo. Er ſchmeichelt uns, er verſpricht uns,
„ er ſchwört uns Freundſchaft und Redlichkeit
„ zu. Wir betrügen beyde einander, keiner
„ trauet dem andern, wir ſcheuen uns einer
„ vor dem andern. Keiner erlangt ſein Glück,
„ welches von beyderſeitiger Hilfe abhängt, und
„ wenn auch der eine von uns zu ſeinem groſſen
„ Endzwecke, zu ſeinem geſuchten Glücke ge-
„ kommen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es gewiß nur
„ derjenige, welcher den andern an Bosheit und
„ Schelmerey übertroffen hat. Aber dieſes
„ Glück iſt mit einer beſtändigen Angſt und
„ Sorge verknüpft, alle Augenblicke muß er ge-
„ wärtig ſeyn, daß ihn ein anderer darum
„ bringt, welcher in der Kunſt zu betrügen ihn
„ übertrift, und dieſes geſchieht allemal. Wie
„ ruhig muß ein Mann ſeyn, welcher das Ver-
„ mögen hat, andern redlich zu dienen, und
„ ihnen mit Freuden dient! Es bittet ihn ein
„ anderer redlicher Mann um ſeine Hilfe, er
„ hilft ihm durch einen aufrichtigen Rath, durch
„ einen zu rechter Zeit eingelegten Vorſpruch bey
„ den Obern, er hilft ihm mit ſeinem Vermö-

„ gen,

„ gen, und macht ihn und ſeine ganze Familie „ glücklich. So viele als er glücklich gemacht, „ ſo viel aufrichtige Freunde hat er ſich erwor„ ben. Alle eifern um die Wette, erkenntlich zu „ ſeyn, und ſein Glück wieder zu befördern. „ In allen Geſellſchaften rühmen ſie dieſen ehr„ lichen Mann; wider alle ſeine Feinde verthei„ digen ſie ihn, ſie warnen ihn, ſo bald ſie „ merken, daß etwas zu ſeinem Schaden ge„ ſchmiedet wird, ſie wagen ihr ganzes Vermö„ gen daran, ihn von dem Unglücke zu retten, „ das ihm bevorſteht. Sie freuen ſich, wenn „ er ihm entgangen iſt, und wenn auch, wie „ es immer geht, die Bosheit ihn auf einige „ Zeit unterdrückt, ſo beweinen ſie ſein Un„ glück mit redlichen Thränen, und erwarten „ den Augenblick mit ängſtlicher Ungeduld, „ welcher niemals auſſen bleibt, die Unſchuld zu „ retten, und die Redlichkeit zu krönen. Sind die „ Vortheile ſo wichtig, wenn Privatperſonen „ es ehrlich mit einander meinen, wieviel gröſſer „ muß die Zufriedenheit bei denenjenigen ſeyn, „ welche das Glück auf einen Poſten geſtellet „ hat, wo ſie viel tauſend Menſchen blos durch „ ihre Redlichkeit glücklich machen können. Ein „ jeder, der ihm begegnet, und den er auch nicht „ kennt, iſt ſein Freund und Beſchützer; weil „ er durch ſeine Vermittlung einen Theil des „ Glücks erlangt hat, welches er einem ganzen „ Lande zuſtrömen läſſet. Tauſend Familien be„ ten für das Wohl eines ſolchen Mannes, ſie

„ ſind untröſtbar, wenn ihn Neid und Ver=
„ läumdung von dem Poſten verdrängen, den
„ er ſo rühmlich begleitet hat. Aber meine Freun=
„ de! wie ruhig, und wie zufrieden muß ein
„ ſolcher Mann den letzten Augenblick ſeines
„ Lebens erwarten, wenn er ſich ſo vieler groß=
„ müthiger Thaten bewußt iſt; wenn er weiß,
„ daß ein ganzes Land bei ſeinem Grabe Thrä=
„ nen weint, Thränen, welche von Dankbe=
„ gierde und von Liebe herrühren. Koſtbare Thrä=
„ nen! wenn er glauben kann, daß nicht einer
„ unter dem Volke iſt, welcher nicht willig ſeyn
„ ſollte, mit ſeinem Leben das Leben des redlichen
„ Mannes, dieſes Vaters des Vaterlandes zu
„ erkaufen; wenn er gewiß hoffen kann, daß
„ noch die Enkel ſeiner Mitbürger durch ihn
„ glücklich werden müſſen. Ach! wie unendlich
„ koſtbar iſt eine Minute von dem Leben dieſes
„ edlen Mannes gegen eine lange Reihe na=
„ gender Jahre, in denen ſich ein vornehmer
„ Böſewicht ängſtigen muß, welcher Seufzer
„ der Unterthanen erpreßt, die Armuth der
„ Stadt verſchwendet, und das Vermögen ſei=
„ ner Mitbürger auf die haſſenswürdigſte Art
„ durchgebracht hat, und ſein ungewiſſes Glück auf
„ das Unglück und Verderben ganzer Familien
„ bauet. Der Unglückliche, durch ihn Unglück=
„ liche, flucht über ihn, uud er flehet den Him=
„ mel um Rache an; weil ſie ihm die Menſchen,
„ und was oft noch grauſamer, iſt die Richter
„ verſagen.“ Wir fanden die Predigt dieſes

Man=

Mannes ſehr moraliſch und gut, und den Eifer dieſes Mannes ſehr erhaben, auch bezeigten wir ihm unſer Wohlgefallen darüber, indem wir ihn, als er vom Tiſche herabſtieg, auf das freundſchaftlichſte umarmten. Ach, meine Herren! (ſagte alsdann dieſer Mann) der unentbehrliche Nutzen der Ehrlichkeit iſt zu ſehr bekannt, aber leider wollen die Menſchen heut zu Tage wenig Gebrauch davon machen. Ich kenne die Welt, und habe auch etwas Menſchenkenntniß, und eben aus dem Grunde ſehe ich, daß das Verderbniß, und die Hintergehung mehr Fortſchritte machen, als die liebe alte Ehrlichkeit. In allen Ständen, in allen Geſellſchaften, wo ich hinſehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, eben ſo, wie mit der alten Mode, und welche ſehr billig ſeyn wollen, wenn ſie dieſelbe noch denjenigen zulaſſen, welche ihr Stand oder ihr Alter nöthigen, ſich an die alte Mode zu halten, und die ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neue Mode nachzumachen. Ja meine Herren! jetzt iſt es ſo weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Ehrlichkeit, und mit der Religion ſpottet, und nur darum zu leben weiß, weil er über die Ehrlichkeit lacht, und die Religion verſpottet. — Hierinn konnten wir dieſem Manne nicht unrecht geben, ſondern wir mußten vielmehr bekennen, daß die Ehrlichkeit alt und ehrwürdig genug ſey, um ihr unſer Wohlgefallen nicht zu

verſagen, und ihr unſere Ehrfurcht zu bezeigen. — Wir nehmen alsdann von dieſem redlichen Manne Abſchied, bezahlten, ſetzten uns in die Kaleſche, und ſetzten unſere Reiſe weiter fort. Nach vier Tagen erreichten wir die Gegenden von Reichenſtein, und ſchon fühlte ich, daß mein Herz bei dieſer Annäherung immer heftiger zu klopfen anfieng. Welche Bilder der Vergangenheit zeigten ſich mir nicht? Jeder Gegenſtand, den ich erblickte, erinnerte mich an die vormals genoſſenen Freuden, und immer an etwas anderes, und ich verlor mich ganz in dieſen ſchwärmeriſchen Bildern. Schon erblickte ich die Spitze des Thurms der Reſidenz meines Vaters, und bald darnach ſah ich jene Gartenmauer, über welche ich ſo leicht mit meinem Bündelchen geſetzt hatte. Nun näherten wir uns jenem Bache, in welchen ich die arme Klara, da ich kaum acht Jahre alt war, hinein werfen wollte. Jeder Baum, den ich ſah, erinnerte mich an meine jugendlichen Vergnügen, und erweckte in mir eine innige Zurückerinnerung, die mir Thränen aus den Augen zog. Herr Zasko bemerkte meine Unruhe, und meine Thränen; er ergriff mich bei der Hand, und ſagte: Ihr Gefühl iſt ein redender Beweis ihres guten Herzens, und ihre Thränen ſind die Merkmale ihrer ſüſſen Rückerinnerung. Sie nähern ſich dem Hauſe ihres Vaters, und zugleich ihrem Glücke und ihrer Ruhe. Sie flohen aus ihrem Vaterlande nicht, um es auf immer zu verlaſſen, ſondern um ihren

Geiſt

Geiſt zu bilden, und um Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und Menſchenkenntniſſe zu ſammeln; ſie kommen nun wieder zu einem Vater, und einem Oheim zurück, beide lieben ſie; und werden ſie in ihrer Geſellſchaft nicht glücklich leben? Sie kommen geſund an, und haben die ſüſſe Hoffnung, einſtens ihre geliebte Cäcilia hier zu beſitzen. Sollten ſie nicht trunken vom Hoffnung, und in der ſchmeichelhafteſten Freude und Erwartung ſeyn? — Ja wohl, (erwiderte ich) aber ich fühle einen gewiſſen Kummer, den ich nicht zu erklären weiß, und der mit Schmerz an meinem Herzen nagt. — Daran ſind die Widerwärtigkeiten Urſache, (erwiderte Herr Zasko) die ſie in der Welt ausgeſtanden haben. — In eben dieſem Augenblicke fuhren wir in die Reſidenz meines Vaters ein, wo wir unter dem Freudengeſchrey des Geſindes empfangen wurden, die uns mit ihrem Geheule auch bis in das Zimmer meines Vaters begleiteten. Derjenige, ſo gereiſt hat, und der ſo glücklich war, wieder in das Haus ſeiner Freunde oder Aeltern zurückzukommen, weiß, wie groß die Freude und die Empfindung der **Wiederkunft** iſt. In dieſem glücklichen Augenblick fühlt das Herz nur Freude, und jede Schilderung davon kann dieſe vergnügende Empfindung nicht genug erklären. — Ich befand mich in eben der Lage. — Mein Vater ſaß neben dem Fenſter, als ich eintrat, meine veränderten Geſichtszüge, und auch meine Kleidung war ihm unbekannt, er ſah mich und nei-

nen Reiſegefährten lange an, und nur meine Stimme machte, daß ich von ihm erkannt wurde. Wie! rief er alsdann auf, mein Sohn Alexander! — Du biſt es, — wie groß iſt meine Freude dich wieder zu ſehen, komm in meine Arme: faſt glaube ich, es ſey ein Wunderwerk dich wieder zu ſehen. — Wie viel Kummer, wie viel Angſt habe ich wegen deiner ausgeſtanden, und gelitten, — o wie oft habe ich an dich gedacht, und die Härte deiner Stiefmutter gegen dich verwünſchet. — Nun bin ich wieder ſo glücklich, daß dich meine Arme umſchlieſſen. — Ja der Himmel hat meine heiſſen Wünſche erhört. — Ach! wie innig bin ich über deine Wiederkunft bewegt! Du biſt nun wieder mein lieber Sohn! — Ich ſank in die Arme meines Vaters, und weinte ganz bitterlich, und konnte lange kein zuſammenhangendes Wort hervorbringen. Stammlend erwiderte ich meinem Vater, daß ich ſeine ſo groſſe Liebe nicht verdiene, und daß es mich unendlich reue, ihm Schmerzen und Kummer verurſacht zu haben. — In eben dieſem Augenblick trat mein Oheim in das Zimmer, und vollEntzücken eilte er auf mich zu, um mich zu umarmen, und vergoß Freudenthränen über meine Wiederkunft. Herr Zasko hatte ganz ſtill dieſem Empfange und Umarmungen zugeſehen. — Ja, ja ſagte mein Oheim, deine Trennung hat uns viele trübe Stunden gekoſtet. Nun ſind es beynahe acht Jahre, daß du

deines Vaters Haus verlaſſen — aber nun wollen wir davon ſchweigen, und uns über deine Wiederkunft freuen, die trüben Stunden ſollen nicht wieder kommen. Nun ergrif ich die Hand des Herrn Zasko und ſagte: Hier lieber Vater — lieber Oheim! ich ſtell ihnen Herrn Zasko, einen meiner Reiſegefährten vor — Mein Vater und mein Oheim nahmen Herrn Zasko willig, und freundlich auf, und es freuete ſie, ihn unter ihrem Dache bewirthen zu können. Herr Zasko dankte ihnen für ihre gütige Aufnahme, und ſagte zu meinem Vater, ſie haben einen würdigen Sohn — und ſie (zu meinem Oheim) einen menſchenfreundlichen Vetter. Er war mein Retter, und ohne ſeine Hilfe würde ich an denen Wunden geſtorben ſeyn, die mir böſe Räuber und Mörder beygebracht hatten. Man ſetzte ſich, und Herr Zasko erzählte in Kürze, auf welche Art er von den Räubern und Mördern überfallen, und wie das liebe Ungefähr wollte, daß ich ſein Retter wurde. Mein Vater und mein Oheim nahmen den wärmſten Antheil, und es freuete ſie, daß ich Hilfe geleiſtet, und die Pflicht eines Samaritaners an ihm ausgeübt hatte, auch bat mein Vater Herrn Zasko, ſein Haus wie das ſeinige anzuſehen, und mit ihm ſeine Tage in Ruhe zu genieſſen. Ich drang nun in meinen Oheim, daß er mir doch erkläre, was die für mich ſo geheimnißvollen Worte ſagen wollten, die er in ſeinem letzten Briefe an mich geſchrieben, und die darin beſtan-

den: „In Betref Cäcilia ſoll ich bey meiner „Zurückkunft alles ſelbſt erfahren, und mich „darüber ſehr wundern. — Ja lieber Vetter, „du wirſt dich darüber ſehr verwundern, (er„wiederte er) Ja nun, wir ſind Menſchen; „folglich auch ſterblich.“ — Dieſe ſeine Worte verſetzten mich in die ſchmerzlichſte Lage, und beynahe wäre ich darüber in Ohnmacht gefallen, wenn mich mein Vater nicht in dieſem Augenblicke zu beruhigen geſucht hätte. Ich bat nun beide, mir doch zu erklären, was ich aus ihrer Beſorgniß, und aus den Worten meines Oheims ſchließen könnte; denn die Ungewißheit, in welcher ſie mich ließen, wäre für mich ſehr kränkend, und ſetzte mich ganz in Angſt, und ließe mich nur Unglück für mich beſorgen. Ich bat nochmals meinen Oheim um Midleid, und ſich zu erklären. Er gieng nach ſeinem Zimmer, kam bald wieder zurück, und überbrachte mir folgenden Brief von **Ritter Gutmann**, den ich ohne Schmerz und Thränen nicht leſen, und vollenden konnte. „Mein liebſter Herr v. Reichſtein! Ich habe Ihren letzten Brief richtig erhalten, und hatte darüber auch die empfindlichſte Freude — Ich las meiner Tochter jenen Punkt vor, der die Bewerbung um ſie für Ihren Vetter betraf. Auch ſie fühlte über dieſen Punkt die lebhafteſte Freude, denn ſie war ihrem Vetter von Herzen gut. Ich machte ihr alsdann die Frage, ob ſie dieſe Bewerbung annehmen wollte? und ob ihr der Herr v. Reich-

ſtein angenehm wäre? und ob ſie ihm gern ihr Herz, und ihre Hand geben, und ſeine Gemahlinn werden wollte. Sie antwortete mit Freudenthränen: „Wenn ſie es lieber Vater wollen, ſo will ich es auch.“ Ich nahm ſie in meine Arme, drückte ſie an mein Herz, und weinte eine lange Weile mit ihr. — Wie ſehr dankte ich in dieſem Augenblicke meinem Gott, und meinem Schöpfer, daß er mich mit einer ſo tugendhaften und ſo guten Tochter geſegnet hatte — Ach! wie ſehr war mein Herz darüber gerührt, und wie rein und ſüß war dieſer Augenblick für mein väterliches Herz — Aber — aber, welch ein Schmerz folgte auf dieſe ſüße Freude — Er kam mit Ubermaß der Schmerz, und er hat mein Herz überladen. Billig kann ich klagen, denn meine Klage iſt gerecht, und mein Verluſt unerſetzlich — Zwey Kinder meines Amtmannes lagen krank, und zwar an den Pocken krank. Cäcilia, Cäcilia meine Tochter, welche dieſe Kinder liebte, und zu viel liebte — kam täglich zu ſelben — ſie pflegte ſelbe — und ward ihre Pflegerinn — Als ich erfuhr, daß ſie dieſe beiden Kinder pflegte, und beſuchte, befahl ich ihr dieſen Beſuch zu meiden. Cäcilia gehorchte, aber zu ſpät, zu ſpät war mein Befehl gegeben. — Cäcilia hatte ſchon von dem verderblichen Gift zu viel eingeathmet. Ach Gott! ſie wurde ſelbſt davon hingeriſſen. Anfangs hatte ich die beſte Hoffnung — ſelbſt der Arzt gab ſie mir. — Aber nach und nach verſchwand auch die

Hoff=

Hoffnung, und verkürzte ihre Tage — Ihre Blicke und ihr Daſeyn war die Nahrung meiner Seele, denn ich wußte aus Erfahrung, daß ſie tugenhaft und gut ſey — Sie war meine Freude, und ſie liebte mich mit kindlicher Ehrfurcht. — Sie litt geduldig, wie ein Lamm, bis ſich die Stunde ihres Todes näherte — und ach! was empfand mein Herz, als ſie von mir ſchied? Kann ich es Ihnen ſagen, oder kann ich Ihnen die Gedanken und die Wünſche meiner Seele erklären? — Ja — ja — gern — recht gern; wäre ich mit ihr in einem Grabe gelegen. — Ich habe nun keine Tochter mehr, und die Erinnerung an ſie, macht mir mein Leiden. — Ich träume ſchlafend und wachend von ihr. — Soll ich nach ihrem Verluſt noch zu leben wünſchen? Was finde ich noch in dieſer Welt, das mich zurückhalten könnte? — Nein ich fürchte den Tod nicht — In ihr allein blühete die ganze Hoffnung eines glücklichen Alters. — Ich verſprach mir Enkel von ihr — o Gott! ich ſchwärme — Erbarmung — ja ich weinte, da ich ſie verlor, und ich will itzt von neuem über ihren Verluſt weinen. — Vergeben Sie meinen Schmerz — das Herz eines Vaters iſt gefühlvoll. — Die Briefe ſo ſie von Ihrem Vetter erhalten, hatte ſie zuſammen gebunden; ſie erinnerte mich daran, und bat mich ſelbe nach ihrem Tode ihm zurückzuſenden. — Ich ſende ſie alſo, und erfülle ihren Willen — und das mit einem Herzen voll Kummer — auch ſagte ſie mir, Ihrem

Vet-

Vetter zu ſchreiben; daß ſie ſterbend ihm für ſeine Zuneigung und Liebe danke. — „Ich werde ihn wiederſehen, ſagte ſie dann mit Gefühl — aber nicht auf Erden! ſondern dort, wo die Seligen verſammlet ſind.“ Mein Herz ſinket in Ermattung, die Erinnerung an ſie zerreißt mein Herz, und jede Freuden und alle für mich ſo ſchmeichelhaften Ausſichten über mich, über ſie ſtürzen nun auf einmal vor mir zuſammen. — Ich will nun meine jammervollen Tage in der Einſamkeit zubringen, und mit Sehnſucht den Tod erwarten, da er mir eine Tochter auf eine ſo grauſame Art entriß. O ja! ſeit dem Augenblicke als ich ſie verlor, hat die Welt keine Reize für mich. — Tiefes Elend war mein Loos, und nun will ich dieſes Loos gern ertragen, und bis zu Ende ertragen. Ich bin Ihr unglücklicher Freund. Ritter Guttmann.“ War meine Lage nicht beklagenswerth? Sollt ich ihren Verluſt nicht beklagen? Mein Herz war voll von Liebe für ſie, wo fand ich nicht einen Gegenſtand, der mich nicht an Cäcilia, und an meine Qualen erinnerte? Konnte ein Schmerz meinem Herzen empfindlicher ſeyn, als ihr Verluſt, da mir der Tod meine Geliebte geraubt? — Lange zog ich mit einem traurigen und kummervollen Herzen herum. — Mein Vater, mein Oheim, und Herr Zasko — ja jeder war bemühet mich aufzumuntern, und meinen Kummer zu zerſtreuen. Man erinnerte mich meines ausgeſtandenen Ungemachs, und über-

zeug-

zeugte mich nur zu gründlich, daß der Tod das beſtimmte Loos, und das Ende der Menſchen ſey. Man machte mich einſehen, daß mich der Verluſt Cäciliens weit mehr gerührt haben würde, wenn ſie ſchon die meinige geweſen wäre. Man beſtritt meine Vernunft mit aller Thätigkeit, indem man mich überzeugte, wovon ich ſelbſt überzeugt war, daß es für den Menſchen höchſt nöthig ſey, ein Beſtreben zum Guten zu haben, und den Tod als eine Trennung anzuſehen, die unſere Zukunft beſtimme, und nöthig mache. Die Einbildungskraft des Menſchen wird durch die Zeit ſelbſt abgenützt, und der Gegenſtand, der unſere Empfindung Anfangs gerührt und hingeriſſen hat, läßt nach und nach von dem wirkenden Eifer nach. — Der Verſtand hat daran ſeinen Theil, und zuletzt überzeugt die Wirkung davon in einem ſolchen Grade, daß das Bild und der erſte Eindruck verliert, und daher die Wiederholung zur Gewohnheit wird, und nur ſchwache Spuren davon überläßt. Ich fühlte auch ſelbſt, daß die Einbildungskraft umgeſchaffen werden kann, und daher ihre Bilder nach und nach gleichgiltiger malt. Ich befand mich in dieſer Lage, denn der Herr Zasko, mein Vater, und mein Oheim, erinnerten mich nur zu oft an meinen künftigen Stand, und bewirkten dadurch ſehr viele Seelenruhe in mir, auch führten ſie mich immer auf die vergnügenden Gegenſtände meiner Begebenheiten, ich mußte ihnen ſelbe oft er-

zäh-

zählen, und ſie hörten ſelbe gern aus meinem Munde. Da ich ihnen nichts von allen meinen Zufällen verheimlichet hatte, ſo ſprachen wir ſehr oft von Conſtance, und man machte mich auf jene Moral aufmerkſam, die ich ihr, als ich in ihrem Hauſe war, begreiflich machte. — Herr Zasko fand, daß ich bey Erzählung deſſen immer heiterer Mine war, und zog den Schluß daraus, daß doch noch wohl ein Funken Liebe in meinem Herzen für ſie aufbewahrt ſeyn könnte. Mein Oheim unterſtützte Herrn Zasko — und ich geſtand mit Aufrichtigkeit, daß ſie nach dem Verluſte Cäciliens wohl die einzige ſeyn könnte, die mein Herz zu feſſeln im Stande wäre. Mehr bedurfte es nicht als dieſe Erklärung von mir, als Herr Zasko und mein Oheim ganz vergnügt mich umarmten, und mein Oheim mir alsdann ſagte, daß es ſchon einige Zeit ſey, daß Conſtance an mich geſchrieben, daß er den Brief erbrochen, und den Inhalt davon geleſen habe, auch daß er Conſtancen geantwortet habe, indem er wohl wußte, daß ich in dieſer Zeit es wohlſ nicht gethan haben würde, da ich noch zu ſehr über den Verluſt Cäciliens von Schmerz hingeriſſen war. Ich verlangte den Brief — mein Oheim gab mir ſelben, der Inhalt war folgender: „Lieber Herr v. Reichſtein! Ich habe Ihre Antwort über den Verluſt meines Gatten aus Warſchau richtig erhalten, auch habe ich vernommen, daß Sie mit dem Grafen R.z. nach Paris gereiſt ſind. Ihr Brief war

Bal=

Balſam für mein Herz, und iſt nun die Nahrung meiner Liebe. Noch werden Sie ſich erinnern, daß Sie einſt meiner Seele, und meinem Herzen die Gemüthsruhe verſchafften, und daß Ihre vortrefliche Moral ihre ganze Wirkung hatte. Von eben dieſem Augenblick an, habe ich das Gute und Liebenswürdige nicht vergeſſen, das Sie mir wollten, und habe Ihre ſo liebenswürdige Vorzüge immer bewundert. Wie glücklich war ich damals, an Ihnen einen ſo gütigen Freund gefunden zu haben, und welche Dankbarkeit bin ich Ihnen nicht ſchuldig? Ich will Ihnen nicht erinnern, mit was für einem ſchweren Herzen ich von Ihnen damals Abſchied nahm, und mit welcher Unruhe ich von dieſer Zeit an gelebt habe. — Ja, ich geſtehe Ihnen, daß mir ihre Freundſchaft ſehr ſchätzbar iſt, und ich auf ſelbe ſtolz bin, indem Sie ein menſchenfreundliches, redliches, und immer heiteres Herz beſitzen. — Da ich nun Ihr redliches Herz kenne, ſo wage ich einen Schritt, den Sie mir in jedem Fall vergeben müſſen, und mir auch keine Vorwürfe darüber machen werden. Meine unveränderte Liebe gegen Sie leitet mich, Ihnen meine Geſinnung zu eröfnen, denn ich kann mich unmöglich überwinden, länger zu ſchweigen, und Ihnen zu ſagen, daß ich aus Verlangen mich ſelbſt glücklich zu machen, nichts ſo ſehr auf der Welt wünſche, als einige Hoffnung Ihre Gegenliebe zu erlangen, und die Ihrige zu werden; denn Sie allein ſind der Wunſch und das

Ver-

Verlangen meines Herzens, deſſen Beſitz ich erwarte. Ich erwarte Ihren Ausſpruch, und ſchmeichle mir, daß Sie meine Zuneigung nicht verachten werden. Sie werden zwar an mir die jugendlichen Reize, welche Sie wohl verdienen, nicht finden; hingegen finden Sie ein Herz, das ganz nach Ihren Grundſätzen gebildet iſt; indem es niemals aufgehört hat, Ihre Aufrichtigkeit zu bewundern. Wie vergnügt würde ich durch den Beſitz Ihrer Perſon, und wie glücklich werden ſie diejenige machen, die Sie würdig finden werden, ſich mit ihr zu vereinigen. — Ja ein Glück, auf welches niemand mehr Anſpruch machen darf, als diejenige, die es ſo ganz nach deſſen wahren Werth zu ſchätzen weiß. Stimmen Sie mit meinem Verlangen überein, und ſehen Sie dieſe Uibereinſtimmung als den Grund unſeres Glückes an; ja nur Sie können mein künftiges Glück gründen, indem ich ihren Verdienſten Recht wiederfahren laſſe. Noch muß ich Ihnen eröffnen, daß ich an Ihren Herrn Vater in dieſer Angelegenheit geſchrieben, und daß ich Ihm erklärt habe, daß ich eine Wittwe von 28 Jahren mit einem Kinde ſey (indem ich kurz nach meines Gatten Tode meinen ältern Sohn verloren). Auch daß ich bey dieſen unruhigen Zeiten, welche in Polen obwalten, meine Güter verkauft habe. Ich werde aus Ihrer baldigen Antwort ſehen, ob ich Ihr Zutrauen verdiene, und ob ich auf Ihre Freundſchaft, und Ihren Entſchluß hoffen

darf. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu verharren. Mein Herr v. Reichſtein. Ihre aufrichtige Freundinn C. " — Dieſer Brief hatte ſeine ganze Wirkung — denn mein Herz war über dieſes Schreiben empfindlich gerührt. Conſtance hatte meiner Eigenliebe geſchmeichelt, und nebſtbey hatte ſie an Herrn Zasko und meinem Oheime zwey trefliche Vertreter. Auch mußte ich ihrer Güte, und dem mir erzeugten Wohlwollen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; dann konnte ich jene Hochachtung nicht beyſeite ſetzen, die ich ihr im Grunde ſchuldig war. Meine Unruhe und meine Liebe erwachte, und ich fand, daß ich Conſtance noch eben ſo liebte, als damals, da ich, um ihrer Neigung und zärtlichen Unruhe zu entgehen, ihr Haus verließ. Mein Vater gab mir dann auch den Brief, wovon Conſtance eine Erinnerung machte, und dieſer Brief enthielt eine Anwerbung um mich. Nach allem dem, was hier vorgegangen war, empfand mein Herz, ich weiß nicht, welch ein zartes, empfindſames, geheimes Gefühl, das mich ganz dahin riß. — Mein Vater — mein Oheim, und Herr Zasko ſtanden vor mir, und eine angenehme Stille herrſchte unter uns einige Minuten lang. Nun fieng mein Vater an: Von dir hängt es ab, mein Sohn! dich und Conſtance glücklich zu machen. — Ja deine Wahl hängt von deinem Herzen ab, und du weißt, wie ſehr ich wünſche, dich glücklich und zufrieden zu ſehen. — Ich dankte meinem Vater,

ter für ſeine ſo gütige Geſinnung, und ſagte ihm, daß ich die Antwort auf Constance Briefe ſchreiben wolle, und ihm ſelbe zur Beurtheilung, ehe ich ſie abſchicken wollte, übergeben würde. Dieſe meine Aeuſerung befriedigte ſie, und ich gieng auf mein Zimmer, und ſchrieb folgenden Brief an Conſtance. Bewundernswürdigſte Conſtance! Sie ſind ein unſchätzbares Geſchöpfe, und in der That der Gipfel der Bewunderung. Ich habe ſo manches Frauenzimmer geſehen, und ihre Reitze und Tugenden bewundert; aber jene Vorzüge, und reizende Eigenſchaften, die Sie beſitzen, nie gefunden. Hören Sie nun mein Herz, und meine Seele reden. Ein Jahr habe ich beynahe unter Ihrem Dache gewohnt — ich genoß Ihre Gegenwart und Ihre Güte. Da ich Sie ſah, war mein Herz Ihnen zugethan — Ich ſchätzte Sie, denn lieben durft ich Sie nicht. — Sollt ich je gedacht haben, daß Sie mein Glück auf eine ſo ſonderbare Art wohl gründen könnten? oder ſollte ich meiner Unbedeutenheit dieſes Glück zugedacht haben. Nein, nie würde ich es gewagt haben, mich Ihnen anzubieten. — Bemerken Sie alſo, welchen Eindruck Ihr Brief auf mein Herz gemacht hat, und ſtellen Sie ſich mein Entzücken darüber vor. — Ja Ihr Brief war die beſte Arzney für mein Herz, und dieſer Brief iſt eine Schickung, die ich nie erwartet hätte. — Was Sie von mir verlangen, das verlange ich von Ihnen, und ſchon ſeufzet mein Herz Ihrer An-

kunft entgegen. Befehlen Sie, und ich gehorche, und mein Herz vollziehet die Pflichten, die mich auf immer mit Ihnen verbinden können. — In Erwartung Ihrer Antwort verharre ich mit aller Hochachtung. — Wie doch das liebe Ungefähr im menſchlichem Leben eine Begebenheit mit der andern verbindet, und wie oft wird die unbedeutendſte Sache ein Gegenſtand der menſchlichen Glückſeligkeit. Ich überbrachte dieſen Brief meinem Vater, er las ſelben in Gegenwart meines Oheims und Herrn Zasko, und ſie bezeugten mir durch ihre Umarmungen ihre Zufriedenheit.

XXIV. Kapitel.

Welches mit dem Beſchluß viel Aehnlichkeit hat.

Mein Vater ſchloß meinem Brief einige Zeilen bey, und alsdann wurde der Brief abgeſchickt. Hätte ich wohl jemals glauben ſollen, daß, nachdem ich mit Angſt aus meinem Gefängniſſe in Polen gezogen, ich von einem Wohlthäter auf offener Straſſe aufgenommen, in ſein Haus gebracht, ſeinen Kindern Unterricht zu geben, der einſt der Gatte der Frau meines Wohlthäters werden ſollte? Ich, mit dem die Vorſehung ſo ſonderbar gehandelt hatte; hätte mir ſo was der tolle Rezenſent in Sachſen geſagt, ich würde

ihn

ihn für einen Narren gehalten haben. War ich nicht Schauſpieler unter einer ſehr berühmten Truppe, und wurde ich nicht ſelbſt ein Schauſpielerunternehmer bey dem edlen und rechtſchaffenen Ritter Gutmann. Verliebte ich mich nicht in ſeine ſchöne und tugendhafte Tochter Cäcilia. Spielte ich in Prag nicht eine intereſſante Rolle, da ich Klara entdeckte, und dann ihre Verlobung mit meinem unterhaltlichen Spießgeſellen Amon zu Stande brachte. Wurde ich nicht in Wien von einem Advokaten über die Treppe herunter gejagt — weil ich eine Abhandlung geſchrieben hatte, und durch welchen ſonderbaren Zufall entdeckte ich die aus ihres Vaters Hauſe entflohene Laura nicht? — Wäre ich nicht in Paris für meine gute Meinung bald erſchlagen worden, und giengen die fanatiſchen Niederländer wohl beſſer mit mir um? — Wie doch das Ungefähr mit mir ſpielte, und wie ſich doch im menſchlichen Leben eine Begebenheit an die andere kettet; oder hätte ich jemals glauben ſollen, daß ich Herrn Zasko verwundet und halb erſchlagen wieder finden ſollte, und eben zu der Zeit, da ich beritten von Kölln nach Hauſe zog? Ich, der in den Niederlanden im Gefängniſſe geſchmachtet, aus ſelben gezogen wurde, um mit Rebellen zu fechten? — Aber alle dieſe Dinge oder Begebenheiten ſind Kleinigkeiten, wenn man denkt, daß alles unter den Menſchen auf der Welt möglich iſt. — Zwanzig Tage vergiengen, und noch war keine

Antwort von Conſtance angekommen. Ein jeder von uns kam auf andere Vermuthungen, der eine dachte Conſtance kranket, der andere dachte ſie abgeneigt, und nur mein Oheim dachte wahr; denn er ſagte immer Conſtance würde nicht ſchreiben, ſondern ſelbſt kommen. Conſtance kam auch wirklich an, und ſollte ich wohl mein Erſtaunen und die Freude ſchildern, die ich hatte, als ich an ihren Wagen kam, ihre Hand ergriff, und ſie küßte. Mein Vater, mein Oheim, und Herr Zasko waren zugegen, ſahen mein Entzücken, und hörten meine ſtammlende Stimme. — Mein Vater reichte Conſtance die Hand, und führte ſie nach dem Saal, mein Oheim nahm den kleinen Gottfried und folgte, ich und Herr Zasko giengen nach. Als wir alle im Saal waren, ſetzten wir uns, und Conſtance hatte viele Mühe, alle unſere an ſie gemachten Fragen zu beantworten. Ich ſaß neben Conſtance, und meine Augen waren immer auf die ihrigen geheftet, und meine Wangen glüheten vor Trunkenheit und Freude ihr ſo nahe zu ſeyn. Conſtance ergriff mich nun bey der Hand und ſagte: Ihr Brief war Balſam für mein Herz, und ſie ſehen, daß ich auf ihre Einladung ſelbſt gekommen bin, um mich glücklich zu machen. Ich habe meine Güter und meine Habſeligkeiten verkauft, und habe die eingezogene Summe davon in jener Chatulle, die mein Bedienter auf dieſen Tiſch geſtellt. Kommen ſie — hier iſt der Schlüſſel — öffnen ſie

selbe,

ſelbe, und machen ſie nach Willen Gebrauch davon. — Ich konnte nicht ein Wort erwiedern — ſondern ich ſuchte meine Thränen zu verbergen — Conſtance faßte mich bey dem Arme, und ſeufzte, mein Vater hatte den Mund offen, um zu ſprechen — mein Oheim und Herr Zasko waren ſehr bewegt. — Mein Vater ſprach endlich: Der Himmel ſegne euch — ſo viel Freude habe ich nie zu erleben gehoffet. — Ich ſchrie nun laut auf: Soll ich mich nicht meines Glückes freuen? ja, von ihnen hieng es ab, mich zum glücklichſten aller Menſchen zu machen. Conſtance hatte nun die Chatulle geöffnet, ein geſchriebenes Blatt aus derſelben gezogen, und überreichte es mir. Hier mein lieber Herr v: Reichſtein (ſagte ſie) leſen ſie dieſes Blatt in Gegenwart ihres Herrn Vaters und Oheim, und ihres Freundes, ſie werden auf dieſem Blatt die Aeltern finden, denen ich das Leben zu danken habe. — Sie werden aus meiner Geburt ſchließen, daß ich ihrer nicht ganz unwürdig bin, auch werden ſie auf dieſem Papiere die Summe finden, die ich ihnen als einen Brautſchatz mitbringe. Hier (ſie ergriff ihren Sohn) dieſer iſt mein Sohn, werden ſie ſein Vater. — Ich umarmte den Sohn und die Mutter, und las die Schrift, welche folgenden Inhalts war: Actum. So geſchehen am 19. July im Jahre 1763 in der Stadt Aleſio in Albanien. Ich Lukas Gotthold der Weltweisheit und Gottesge-

lehrtheit Doktor, der Hauptkirche der Stadt Aleſſio in Albanien bekräftige hiemit; daß der Edle und Adeliche Ferdinand Laſo Arnauten General mit ſeiner Edlen und Adelichen Frau Ehegattin Conſtance Zeit ihres ehelichen Beyſchlafs eine Tochter erzeugt, welche mit dem Namen Conſtance den 19. Tag Julius im Jahre 1763 in Gegenwart der Edlen Rafasli Sadok und ihrem Gatten Peter Sadok Arnauten Obriſter als Pathen und Zeugen bey der heiligen Taufe zugegen geweſen. Lukas Gotthold idem ut ſupra. Aus dem Protokoll gezogen und mit meinem Amtsinſiegel bekräftiget im Jahre 1784 den 18. Tag Juny. Als ich das Wort Ferdinand Laſo las, bemerkte ich daß Herr Zasko aufſtunde, an das Fenſter gieng, und Thränen von ſeinen Augen trocknete. Die andere Schrift enthielt eine kurze Berechnung der Baarſchaft, welche ſich in der Chatulle befand, und die Summe von fünfzehn tauſend Dukaten betrug, welche mir Conſtance als ihren Brautſchatz übermachte. Da ich denn die beyden Schriften vollendet hatte, ſo trat Herr Zasko gegen Conſtance hervor. — Conſtance! (ſagte er in einem freudigen und gerührtem Tone) ſieh hier deinen Vater, welcher ſeine Gattin und dich vor ſieben und zwanzig Jahren verließ — Komm an mein Herz — Ja meine Tochter, kurz nach deiner Geburt war ich ſo grauſam deine Mutter und dich zu verlaſſen. —

Ich

Ich zog fort, ohne zu bedenken was ich unternahm, und nach Verlauf dieſer Zeit hoffte ich nicht mehr dich oder deine Mutter wieder zu ſehen. — Nun lieber Gott! du warſt mein Retter in ſo vielen Gefahren — und ich ſehe nun mein Blut wieder. — Conſtance fiel in Ohnmacht auf einen Stuhl. Ich und ihr Vater ſtürzten zu ihren Füſſen — mein Vater und mein Oheim ſtanden wie verſteinert um den Stuhl, keiner ſprach ein Wort. — Conſtancens Vater unterbrach zuerſt das Stillſchweigen durch eine ſehr bewegte Ausrufung — O meine Tochter Conſtance, Conſtance, Conſtance! du meine Tochter — höre mich, höre deinen Vater — ſchlage deine Augen nochmals auf — Conſtance! nur noch ein einzigesmal — höre mich, höre deinen Vater — ſieh mich noch einmal an. — Conſtance erholte ſich nach und nach, und endlich ſprach ſie: Wäre es möglich, daß ſie mein Vater wären? meine Mutter hat mir zwar oft geſagt, daß ſie ſie kurz nach meiner Geburt verlaſſen, — ja, ſie hatte dieſes in dem Lauf ihres Lebens oft wiederholt, und zuletzt vermuthet, ſie wären geſtorben — da ſie gar nichts von ihnen erfahren konnte, ob ſie ſich gleich alle mögliche Mühe gegeben hatte. — Lebt ſie noch das edle Weib? — Nein! fünf Jahre ſind es nun, daß ſie geſtorben — doch nicht aus Elend geſtorben. — Nein, ſo dürftig war ſie nicht. — Dann lohne ſie Gott, und verzeihe mir das Uibel, ſo ich an ihr begangen,

denn ſie war ein tugendhaftes Weib. Aber, fuhr Conſtance fort: Erzählen ſie mir doch lieber Vater, durch welch ein Ungefähr ich das Glück habe, ſie hier ſo unvermuthet zu finden. Recht gern liebe Tochter — Nun erzählte Herr Laſo ganz zuſammenhängend (der nun ſeinen Namen Zasko verliert) daß, nachdem er ſeine Frau verlaſſen, er auch ſeinen Namen verändert habe, und ſich Zasko nennen ließ — wie auch, daß er mit einem albaniſchen Kaufmann nach Konſtantinopel gereiſt, und von dieſer Stadt aus ſeine oben angeführte Reiſen unternommen, und daß er ſelbe, durch das widrige Schickſal geleitet, zwey und zwanzig Jahre ununterbrochen fortgeſetzt habe. Auch erzählte er, daß er von Rußland nach Polen kam, dort meine Bekanntſchaft machte, und von da nach Preußen gieng, und dann Anſtellung erhielt, um nach den Niederlanden zu reiſen. Daß er auf dieſer Reiſe von Räubern überfallen, geplündert, und beynahe erſchlagen worden, daß ihm Gott in dieſer traurigen Lage an mir einen Retter ſchickte, dem er nun ſein Heil, und ſeine Tochter zu verdanken habe. Dieſe Erzählung wurde oft durch Fragen unterbrochen — auch mußte ich daran Antheil nehmen, damit Conſtance die ſo ſonderbaren Zufälle und Begebenheiten begreifen könnte, welche ſich unter uns beyden ereignet hatten; auch wiederholte ich, durch welch einen glücklichen Zufall ich in dem Hauſe Conſtancens aufgenommen — und wie das liebe Ungefähr alles

les ſo gut und zufällig geleitet, und wie ſehr die Mitwirkung Conſtancens beygetragen habe, mein Glück gründen zu können. — Wie glücklich bin ich, rief nun Conſtancens Vater laut auf, an meinem Retter einen ſo würdigen Schwiegerſohn, und meine einzige Tochter gefunden zu haben — Bin ich nicht glücklich, daß ich nun beide an meinen Buſen drücken, und mich über ihr Glück erfreuen kann? — Nun meine Tochter kömmt die Reihe an dich, erzähle mir doch, auf welche Art das Schickſal deine Schritte nach Polen leitete, und wie es ſich fügte, daß du dich in dieſem Lande verehelichteſt? — Meine Geſchichte iſt ganz kurz (erwiederte Conſtance) und ſie ſollen gleich befriediget werden. Als ich achtzehn Jahre alt war, erfuhr ich erſt von meiner Mutter, daß ich in Albanien geboren ſey, auch erzählte ſie mir damals, daß ſie nach ihrer Entfernung noch vier Jahre in Aleſio blieb, immer in der Hoffnung, ſie würden ihr doch von ihrem Aufenthalte Nachricht geben, oder ſelbſt wieder kommen; da aber keines aus beyden geſchah, ſo verkaufte ſie ihre wenigen Habſchaften, und zog mit mir nach Servien. In dieſem Lande machte ſie die Bekanntſchaft eines reichen Handelsmannes, der ein geborner Moldauer war, und ſehr viele Zuneigung zu ihr, und für mich trug. Da er aus dieſem Lande abreiſte, ſo nahm er uns mit ſich nach Jaſſy. In dieſer Stadt lebten wir einige Jahre durch die Unterſtützung unſers

Wohl=

Wohlthäters ganz zufrieden, aber eine verderbliche Krankheit riß unſern Wohlthäter aus der Welt. Noch eher als dieſer Wohlthäter ſtarb, rufte er meine Mutter zu ſich, und gab ihr zwey Ringe von einem groſſen Werth, und gab ihr den Rath, ſie ſollte nach ſeinem Tode dieſe Stadt verlaſſen, — und nach Polen ziehen, um der Verfolgung ſeiner Anverwandten zu entgehen. Wir zogen alſo nach Polen, und hatten eine beſchwerliche Reiſe, und meine gute Mutter hat dabei ſehr viel gelitten, es war Winter. Wir kamen dennoch glücklich in Warſchau an. Hier verkaufte meine Mutter einen von den beiden Ringen, die uns unſer Wohlthäter gegeben hatte, und wir lebten einige Jahre ganz zufrieden von der Summa, ſo meine Mutter dafür erhalten hatte. Die Fürſtinn L. nahm ſich meiner an, und bat meine Mutter ihr zu erlauben, daß ſie mich in ihr Haus nehmen dürfe. Meine Mutter willigte in ihr Begehren. Ich wurde von dieſer erhabenen Fürſtinn ſehr gut behandelt. — Ich wuchs heran, und in ihrem Hauſe machte ich die Bekanntſchaft meines verſtorbenen Gatten. Zwey Jahre lebte meine Mutter noch nach unſerer Verlobung, und in dieſen zwey Jahren gab ſie mir noch ſehr viele fromme Lehren, die ich nie vergeſſen werde. Kurz ehe ſie ſtarb, gab ſie mir noch dieſen koſtbaren Stein, indem ſie ſagte, daß dieſer Stein der einzige Uiberreſt meines Vaters, und ihres Gatten ſey. (Conſtance nahm ihn aus ihrer Chatulle, und

zeig=

zeigte ihn,) und ich habe ſelben getreu, als ein würdiges Angedenken ihrer Liebe, und mütterlichen Zuneigung aufbewahrt. Conſtancens Vater beſah den Stein, und er erkannte die Wahrheit. Ach Gott! wie iſt mir zu Muthe, (rief er auf) ich bin ganz Freude, und doch drückt mich mein Herz. — Mein Vater, mein Oheim, und ich ſtanden voller Bewunderung, und dankten Gott für dieſe ſo ſonderbaren Ereigniſſe. Mein Vater rief nun mit vollem Entzücken: Das ganze Haus ſoll froh ſeyn, und kein trauriges Geſicht ſoll ſich blicken laſſen. Bin ich nicht mehr als glücklich, (ſagte Conſtancens Vater) am Abend meiner Tage meine Tochter gefunden zu haben, und aus ihrem Mund die Geſchichte meiner ſeligen Frau hören zu können. — Ja, ja fuhr mein Oheim auf, alles hat ſich ſehr ſonderbar zugetragen, — aber wir müſſen doch auch denken, daß es Zeit ſey, daß wir zu Mittag ſpeiſen, und den Reiſenden etwas Ruhe vergönnen, — werden wir nicht im Lauf der Zeit Gelegenheit genug finden, über alle die ſonderbaren Begebenheiten unſere Bemerkungen zu machen, und das Sonderbare davon bewundern zu können. Ihre Bemerkung iſt gut, ſagte ich zu meinem Oheim, — und in eben dieſem Augenblicke trat ein Bedienter ein, der ſagte, daß es aufgetragen ſey. — Ich nahm Conſtance bei dem Arme, und führte ſie zu Tiſche, der kleine Friedrich und die ganze Freundſchaft folgte nach. — Bei der Tafel war alles munter, und

fröh=

fröhlich, die Geſundheit des Herrn **Laſo** und Conſtance wurde mehrmal getrunken, der Gegentheil erwiderte jene meines Vaters, und meines Oheims, auch wurde einſtimmig die Meinige getrunken, und nach dieſer Geſundheit folgte eine förmliche Gratulation, und ein Glückswunſch. Meine **Vermählung** wurde kundgemacht; der Herr Pfarrer mußte den andern Tag, der eben ein Sonntag war, der ganzen Gemeinde dieſe frohe Verbindung verkündigen, und damit auch die Bauern an ſelber Antheil nehmen könnten, wurden mehrere Fäſſer Wein aus dem Keller meines Vaters gezogen, und ihnen überlaſſen. Nun herrſchte Freude und Jubel in der Reſidenz meines Vaters, und die Anſtalten zur Vermählung wurden mit allem nöthigen Aufwand gemacht. — Zu eben der Zeit langte an mich ein Schreiben von **Laura** an, in welchem ſie mir Nachricht gab, daß ſie glücklich ihr Vaterland erreicht habe, und daß auch die beiden Schiffe, auf welche ihr Vater aſſecurirt hatte, glücklich wieder gekommen wären, und ſie nun glücklicher ſey, als ſie es wohl verdiene. Am Tage der Verlobung war Conſtance ganz weiß gekleidet, und nur ein grünes Band war durch ihre Haare gezogen. Ich war eben nicht minder geſchmackvoll angezogen, das heißt, ſo viel als man es auf dem Lande ſeyn kann. Mein Vater trug an dieſem Tage ein reiches Kleid, und eine Haarbeutel = Perücke, mein Oheim zog ſeinen ſchönſten Uniform an, und Conſtancens Vater

hatte ſich ein ganz neues Kleid dazu eigends machen laſſen. Die Bedienten, und das übrige Hausgeſind waren ebenfalls in Galla.—Die Kirche war auf das ſchönſte geputzt, und der Zulauf der Bauern war groß. — Nach der Zeremonie in der Kirche zogen wir nun wieder nach Hauſe, um die Geladenen zu empfangen, die ſich in groſſer Zahl einfanden, und zugleich ihre Gratulation abſtatteten. Bei der Tafel war alles munter und luſtig, ja ſelbſt der neunzigjährige Pfarrer, welcher um die Geſellſchaft noch mehr zu beluſtigen die Geſchichte meines Oheims erzählen mußte. Dieſe Geſchichte war ſeine eigene Erfindung, und lautete alſo: „Der Hochedle Ferdinand von Reichſtein, (Ferdinand war der Taufname meines Oheim) war ſchon von der Zeit ſeiner Geburt durch die Vorſorge des Himmels geſegnet, und zwar dergeſtalt geſegnet, daß er ſchon im achten Jahre Stärke und dauerhafte Knochen kriegte, und in dieſen Jahren ſaß er ſchon, wie ein eiſerner Mann zu Pferde. — Im neunten Jahre ſchoß dieſer hoffnungsvolle Hochedelgebohrne Herr einen Haſen, wie nichts. — Dieſe Ritterübung trieb er bis in das zwölfte Jahr, dann aber wurde er zur Bildung ſeines Geiſtes angehalten, und auch darinnen machte der Hochedle in kurzer Zeit groſſe Vorſchritte, denn unſer gelehrter Lux, der Schulmeiſter hat es mir oft widerholt. Gott tröſte ihn den gelehrten Schulmeiſter! — Die Bauern hat der Hochedle ſchon im zehnten Jahre herumgeprü-

gelt

gelt. — Der ganze Beruf des Hochedlen war alſo Soldat zu werden, und das wurde er auch. — In dieſem Stande hat er Proben der Tapferkeit abgelegt, und ſich in jeder Gelegenheit tapfer mit den Feinden herumgeſchlagen; zwar dergeſtalt, daß er heut zu Tage noch die Merkmale davon trägt. Alle Zeitungen haben ſeine Einſichten und ſeine Tapferkeit bewundert, und ihm den Namen eines Helden beigelegt." Die ganze Verſammlung lachte von ganzem Herzen über dieſe ſpashafte Erzählung, und mein Oheim umarmte den alten Herrn Pfarrer herzlich dafür. — Nun ſagte mein Oheim zu der Verſammlung. — Sie ſehen, wie ſtolz mich der Herr Pfarrer macht, — er ſchmeichelt meiner Eigenliebe; denn die Eigenliebe der Menſchen hat keine angenehmere Beſchäftigung, als wenn ſie ſich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, ſchmeichelhaft unterhält, und ſie dafür denjenigen abſpricht, welche ſie doch wirklich beſitzen. — Die ganze Verſammlung rufte meinem Oheim Beifall zu, — ich für meinen Theil wünſchte aber die ganze Verſammlung entfernet zu ſehen, — die Urſache werden meine Leſer wohl vermuthen. — Nach der Tafel wurde geſpielt, und Nachts wurde ſupirt, und dann der Ball eröffnet, und die ganze Nacht getanzt. —

Bayerische Staatsbibliothek München

A. 2121

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichstein, Alexander von

Begebenheiten eines Reisenden durch Deutschland, Polen, Böhmen, Frankreich, die Niederlande und Preußen, von 1782 bis 1790 Vorgetragen in Gestalt eines Romans

Wien 1791

P.o.germ. 2056 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129442-9
VD18 15332845